This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

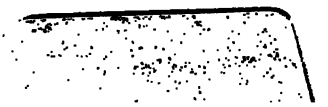
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07601631 4



Geſchichte

der

Nordamerikaniſchen Literatur.

Von

Karl Knortz.

Zweiter Band.

Berlin.
Verlag von Hans Lüſtenöder.
1891.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
480990

Inhalt.

	Seite
Walt Whitman	1
J. Miller — Bret Harte — Cable — O'Reilly	25
Fields — Whittier — Cary — Very	48
Burrit — Calvert — Higginson	76
James Russel Lowell	108
Journalistik und Nationalökonomie	131
Max Adeler — Leband — Pennsylvanisch-Deutsch — Kreolen — Skandinavisches — Negerlieder — Kinderlieder — Studentenlieder	174
Gallagher — Lowell — Tilton — Carleton — Burroughs — Warner	211
Historiker	236
Nachdruck — Angelsächsisch — Schiller — Lessing — Dante	282
Dichter und Dichterinnen der Gegenwart I.	310
" " " " " II.	339
" " " " " III.	374
Perry — Matthews — Underwood — Tyler — Kennedy — Harrison — Haldemann — Benjamin — Griffis — Bausman — Harman — Hartt — Alger	427

Walt Whitman.

Im Jahre 1868 erſchien in „Putnam's Monthly“ eine elegant geſchriebene Erzählung, die den Titel „The Carpenter“ führte. Darin ward ein edler und geiſtreicher Mann geſchildert, der ſich aller Mühſeligen, Elenden und Verworfenen liebevoll annahm und der ſtets bereit war, wenn er nur eine Gelegenheit fand, ſein Letztes zu opfern, um einem ſeiner Mitmenſchen, den er vielleicht vorher nie geſehen hatte und deſſen Namen ihm völlig unbekannt war, eine Freude zu machen. Unwillkürlich dachte jeder Leſer, unter dieſem Humanitarier ſei Jeſus von Nazareth verſtanden; denn daß ein Mann von ſolchen Geſinnungen und Thaten noch heutigen Tages und zwar in dem wegen ſeiner materialiſtiſchen Strömung verſchrieenen Amerika exiſtiren konnte, hielt man für eine reine Unmöglichkeit. Der tägliche Kampf ums Daſein verhärtet die Gemüther derart, daß man zwar noch die alte, eingepflanzte Hochachtung für die Wohlthäter der Menſchheit beibehalten hat, aber trotzdem zur Anſicht gelangt iſt, daß es klüger ſei, vorläufig aus-

schließlich für sich zu sorgen und das Uebrige dem bekannten oder unbekannten Gott zu überlassen. So ist der Egoismus zu einer modernen Tugend geworden und hat auch bereits als solche seine Lobredner gefunden.

Jenen „Zimmermann" aber braucht man doch nicht in der dunklen Vergangenheit eines fremden Landes zu suchen, sondern das Gute lag diesmal sehr nahe und zwar war darunter der Dichter und Humanitarier Walt Whitman, der seit geraumen Jahren zu Camden in New-Jersey ein stilles und beschauliches Dasein führt, verstanden. Derselbe ist denn auch in jeder Hinsicht einer der edelsten Karaktere, wie sie vielleicht alle tausend Jahre einmal auftauchen und von denen man nicht weiß, ob man sie zu den Menschen oder zu den Göttern rechnen soll. Man hört zwar tagtäglich von Predigern die christliche Lehre von der Selbstverleugnung in hundertfachen Variationen wiederkauen; zahlreiche sogenannte Christen lauschen begeistert diesen Worten, wenn aber wirklich einmal Einer diese Lehre in das praktische Leben überträgt und dem obersten Grundsatz des Christenthums durch Thaten anstatt durch billige Worte die Ehre gibt, dann geschieht ein Wunder und der Betreffende sollte von Rechtswegen in einem Kuriositätenkabinet für Geld gezeigt werden. Whitman aber ist keiner dieser bequemen Sonntagschristen und so viel wir wissen, verrichtet er seine Andachten nur in Gottes freier Natur; kein Wunder also, daß ihm die professionellen Pfaffen ebenso feindlich gesinnt sind, wie es die Pharisäer und Schriftgelehrten Jesu waren. Whitman bekümmert sich ebensowenig um die herkömmlichen Glaubensbekenntnisse, die dogmatischen Spitzfindigkeiten und Haarspaltereien, wie es der Zimmermannssohn

aus Nazareth that; aber der Amerikaner weiß, daß letzterer in der Vision vom ewigen Gerichte nicht die Vertreter gewisser Duodezsekten und sonstige prominente Rückwärtser als Richter auftreten läßt, sondern daß er die Armen, Kranken, Mühseligen und Beladenen aufruft, Zeugnis über uns abzulegen und daß das, was wir diesen gethan haben, der einzige wahre Gottesdienst gewesen ist. Dies ist Whitman's kurzgefaßtes Glaubensbekenntnis, das er aber nicht allein durch Gedichte, sondern auch durch Thaten der Welt zur Anschauung gebracht hat. Dadurch, daß seine Schriften mit seinem Leben genau harmoniren und daß das letztere die handgreifliche Interpretation der ersteren ist, dokumentirt er sich abermals als eine leider sehr seltene Erscheinung.

Walt Whitman hat in der gesammten Literatur kein Seitenstück, sondern er steht in jeder Hinsicht auf eigenen, aber desto sicheren Füßen. Als vor mehreren Jahren in London eine Sammlung amerikanischer Gedichte erschien, hatte der Kompilator derselben Whitman's Portrait beigegeben und dadurch gezeigt, daß er ihn für den einzig wirklichen Dichter der neuen Welt hielt, wie denn überhaupt erst durch die Verehrung, die Whitman in tonangebenden Kreisen des Auslandes fand, Amerika allmälig dazu gebracht wurde, die Bedeutung seines neuen Sängers anzuerkennen.

Von Whitman's Gedichten, die den Titel „Leaves of Grass“ führen, erschien 1882 zu Philadelphia eine Gesammtausgabe. Durch diese Gedichte bringt er unsere ganze historische ars poetica zur Verzweiflung; die Reime betrachtet er als einen unnatürlichen Schmuck und in seinen langathmigen Streckversen sucht man vergeblich

nach irgend einem regelrechten Metrum. Whitman's Gedichte machen daher einen äußerst befremdenden Eindruck und man ist leicht geneigt, den Verfasser für einen Mann zu halten, der entweder einen Sparren zu viel oder zu wenig hat. Bald jedoch söhnt man sich mit seinen vermeintlichen Schrullen aus; je weiter man sich in das scheinbar so sonderbare Buch hineinliest, desto mehr kommt man unwillkürlich zu der Ueberzeugung, daß man es hier mit einem Dichter ersten Ranges, dem einst die Zukunft sicherlich gerechter wird, als die Gegenwart, zu thun hat. Ja, allmälig scheint es Einem, als walte auch eine gewisse Metrik in diesen Streckversen; doch wird man vergeblich nach einer Klassifikation derselben suchen.

Whitman's Gedichte liest man am besten im Freien, wo sie auch meistenstheils entstanden sind; aber man beeile sich ja nicht, das 382 enggedruckte Seiten starke Werk womöglich an einem Sommernachmittage im kühlen Waldschatten auf einmal durchzulesen, denn es sind keine leichtbeflügelte Mondscheinschwärmereien, die da den Schlaf befördern, und die man späterhin einer Nachbarin leiht und dann froh ist, wenn dieselbe das Zurückgeben vergißt; nein, wer diese gewaltigen Gedichte lesen will, darf vor allen Dingen nicht in der Eile sein, denn sie bieten keine leicht verdauliche Kost für ästhetische Pensionsdämchen, sondern sie enthalten nach der felsenfesten Ueberzeugung des Dichters die einzig wahre Religion, Civilisation, Humanität und Poesie, die dem demokratischen Amerika und mit der Zeit der gesammten Menschheit geziemen. Nur Derjenige, der in stillen Stunden ungestört über die höchsten Probleme der Menschheit nachgedacht hat, wird *in Whitman eine* wahlverwandte, durch innere Kämpfe

geläuterte Seele finden, deren Bekanntschaft wie ein Stahlbad auf ihn wirkt. Dies Buch gehört also zu den wenigen Werken, die man nicht nach einmaligem Lesen auf dem Büchergestelle verstauben läßt, sondern das man immer und immer wieder zur Hand nimmt und sich daran erquickt. Whitman ist ein Fortschrittsmann und Humanitarier vom reinsten Wasser; er ist ein Sänger und ein Kämpfer für die Verwirklichung der höchsten Ideale; er besingt den Krieg gegen alle überlieferten Formen unseres geistigen und politischen Lebens und der Schauplatz dieses Krieges ist die ganze Welt, auf der er Jeden zu einem muthigen Kämpfer erziehen will. Er tritt kühn auf und ist sich seiner Bedeutung vollkommen bewußt. Er ist der einzige Dichter, der einer wahrhaft demokratischen Weltanschauung huldigt; er predigt daher auch echt amerikanische Tugenden, wie Ausdauer, Fleiß, Mäßigkeit, Freiheit und Fortschritt. Für ihn ist das Alte vergangen und er fordert nun Jeden zum Mitstreben auf, daß Alles neu werde. Jede Arbeit, die nicht auf einer humanen Basis ruht, dünkt ihm zwecklos. Mit den vergangenen feudalen Verhältnissen und Ansichten der Vorzeit hat er nichts zu thun; er fußt auf den sozialen und politischen Umständen der Gegenwart und wirft von dort aus seinen Seherblick in die Zukunft. Da er nun so dem gesammten Zunftwesen energisch und rücksichslos den Fehdehandschuh hinwarf, darf es uns auch nicht Wunder nehmen, daß derselbe von zahlreichen Dunkelmännern aufgenommen wurde. Nur langsam, sehr langsam hat er sich Bahn gebrochen, aber sich in dem einmal gesteckten Ziele nicht irre machen lassen.

Als der englische Schriftsteller J. A. Symonds in

seinen „Studies of the Greek Poets“ die Bemerkung machte, daß Whitman „griechischer“ als irgend ein Dichter der Neuzeit sei, war das Londoner „Quarterly“, das eine Besprechung dieses Buches brachte, darüber so erbost, daß es den Dichter der „Grashalme“ wegwerfend „a vile American scribbler“ nannte. Der nun verstorbene Philosoph und Schöngeist R. W. Emerson schrieb, nachdem er die „Grashalme“ gelesen hatte, an den Verfasser, daß dies Buch das größte „piece“ der Weisheit und des Verstandes sei, das er jemals gesehen habe; dieses Urtheil aber modificirte er späterhin so, daß man merkte, es habe ihm in der Seele leid gethan, seinem ersten Enthusiasmus solche Worte verliehen zu haben, und als er später seinen „Parnassus“ edirte, gab es für ihn schon keinen Dichter Namens Whitman mehr.

Walt Whitman wurde am 31. Mai 1819 in dem Farmhause seines Vaters zu West-Hills auf Long-Island geboren. Späterhin zogen seine Eltern nach Brooklyn, woselbst er die öffentliche Schule besuchte. Von seinem sechszehnten Jahre an bekleidete er eine ärmliche Lehrerstelle an einer Dorfschule, dann aber widmete er sich der Buchdruckerei und der Schriftstellerei. Nachdem er eine längere Handwerksburschenfahrt durch die meisten Staaten der Union gemacht hatte, ließ er sich wieder in Brooklyn nieder, woselbst er in den Jahren 1851—54 kleine Häuser auf Spekulation baute und sie an Arbeiterfamilien verkaufte. Im Jahre 1862 war er in den Hospitälern in und um Washington als freiwilliger Krankenwärter thätig und von 1865 an bekleidete er eine Clerksstelle in dem Bureau des Generalanwaltes zu Washington, die er infolge eines *Schlaganfalles* 1873 aufgab. Dann zog er nach Camden

in New-Jersey, woselbst er im Hause seines Bruders ein ruhiges Junggesellenleben führt.

Die erste Auflage seiner „Leaves of Grass“ erschien 1855, also im 35. Lebensjahre des Dichters. Zahlreiche Recensionsexemplare wurden ausgesandt; doch die wenigsten Zeitungen fanden es der Mühe werth, diesem sonderbaren Büchlein einige Worte zu widmen und diejenigen, die es thaten, entledigten sich ihrer Aufgabe in einer Weise, die da deutlich zeigte, daß man den Dichter für einen unheilbaren Narren hielt. Einige Journalisten schickten sogar die Recensionsexemplare mit beleidigenden Bemerkungen zurück und von der ganzen, tausend Exemplare starken Auflage wurden nur zehn Exemplare verkauft.

Den Betrieb der zweiten, durch einige neue Gedichte bereicherten Ausgabe übernahm eine bekannte New-Yorker Firma; als aber dieselbe von mehreren Seiten auf den wahren Karakter dieses Buches aufmerksam gemacht wurde, brach sie so schnell wie möglich jede Verbindung mit dem Dichter ab. So wurden allmälig fünf Auflagen gedruckt und größtentheils verschenkt. Der Londoner „Critic“ diktirte dem Verfasser eine Anzahl Peitschenhiebe und die „Saturday Review“ fertigte die „Grashalme“ mit dem Epitheton „beastly“ ab. Whitman gewöhnte sich mit der Zeit an derartige Urtheile so sehr, daß er gar nichts anders mehr erwartete und er höchst erstaunt war, als ihn Leute wie O'Connor, Burroughs, Dowden, Rosetti, Joaquin Miller, Robert Buchanan und Freiligrath für einen gewaltigen Dichter hielten.

Die erste Auflage, die der langjährige Gegenstand bitteren Hohnes und Spottes war, erschien ohne den Namen des Verfassers; aber der Dichter war darin ab-

gebildet und zwar in Hemdsärmeln, ohne Rock und Weste; das Hemd war vorn halb offen, eine Hand ruhte auf der Hüfte und die andere hatte er in der Hosentasche stecken. Das Gesicht war von einem Barte umrahmt und auf dem Kopfe hatte er einen Filzhut nachlässig sitzen. Auch dies Bild war den ästhetischen Urtheilsvollstreckern höchst anstößig und gab zu allerlei sarkastischen Bemerkungen Anlaß; trotzdem aber hat es seit jener Zeit jede neue Ausgabe der „Grashalme" geziert. Mit dem Prädikate „unmoralisch" gedachte man ein für allemal den Stab über den Dichter zu brechen und als Harlan, der erste Bureauchef, unter dem Whitman in Washington arbeitete, erfuhr, daß sein neuer Clerk der Verfasser der teuflischen „Grashalme" sei, hatte er nichts Eiligeres zu thun, als denselben in christlicher Entrüstung seiner Stelle zu entsetzen. Diese That machte jedoch mehr böses Blut als der Verüber derselben ahnte; so rief sie unter anderem eine geharnischte Rechtfertigung von dem geistreichen William O'Connor hervor, die unter dem Titel „The Good Gray Poet" in Broschürenform erschien (1866) und die Harlan und Konsorten die Heuchlermaske rücksichtslos vom Gesichte riß und die bewerkstelligte, daß Whitman gleich darauf eine bessere Stelle eingeräumt wurde. Die Erbitterung gegen unseren Dichter war noch im Jahre 1881 in gewissen puritanischen Kreisen so stark, daß dem Bostoner Verleger James R. Osgood, der damals eine Gesammtausgabe der „Leaves of Grass" veranstaltete, von einem Rechtsanwalt die Notiz zuging, daß er, wenn er den Vertrieb jenes Werkes nicht augenblicklich einstellte, nähere Bekanntschaft mit den Gesetzen des Staates Massachusetts *wegen* Verbreitung obscöner Literatur machen würde.

Der Bundesbeamte Harlan sagte, Whitman sei ein verworfener Mensch, ein Verehrer des Princips der freien Liebe und ein beharrlicher Verächter alles dessen, was jedem Christen bisher heilig und theuer gewesen sei; er wurde allerdings durch O'Connor eines Besseren belehrt, aber er war nicht dazu zu bereden, die Entlassung Whitman's wieder zurück zu nehmen. Unmoralisch sollte Whitman in seinen Gedichten und auch in seinem Leben sein? Nun, wenn das Erstere wirklich wahr wäre, dann fort mit der Bibel, Shakespeare, Goethe, Lucian, Aristophanes, Cervantes, Juvenal, Spenser, Plutarch, Virgil, Dante u. s. w.; fort überhaupt mit der ganzen Literatur und Kunst; fort mit der Sonne, denn sie hat Flecken; fort mit der Menschheit und fort mit der ganzen Welt! O'Connor sagt, daß er in 9000 Zeilen der Whitman'schen Gedichte nur achtzig Ausdrücke gefunden habe, die allerdings den herkömmlichen Anstand verletzten. Wir hingegen haben in dem ganzen Buche nur drei kleine Gedichte gefunden, die wir lieber beseitigt sähen, weil sie an und für sich auch nicht den Werth des Buches erhöhen; und von diesen drei ist besonders eins entschieden zu verdammen, denn es enthält solche schauerliche, splitternackte Eindeutigkeiten, wie man sie nur in gewissen Kapiteln medicinischer Werke erwarten kann. Es ist allerdings schwer, ja unmöglich, die Grenze des Erlaubten mathematisch genau zu bestimmen und von der so gern zur Schau getragenen Prüderie, die ja jedes Tischbein in Hosen stecken möchte, halten wir nicht viel und von den entrüsteten Vertretern derselben noch viel weniger; eine Grenze aber muß doch gezogen werden und mag man in dieser Hinsicht auch noch so liberal sein, man muß doch zugeben, daß sie von Whit-

man einigemal überschritten worden ist. Dem Reinen ist doch nicht Alles rein. Wer aber mit aller Gewalt Anstößiges sucht, kann es bekanntlich überall finden und findet dies sogar in den „Idyls of the King“ des aristokratischen Nipptischdichters Tennyson.

Harlan wollte ein gewaltiger Streiter Christi sein und die amerikanische Regierung nach christlichen Grundsätzen reguliren; diese wichtigen Dienste aber ließ er sich von seinem Vaterlande schwer bezahlen, wohingegen der Heide Whitman den barmherzigen Samariter spielte, der nicht nur allein für seine Dienste keine Bezahlung nahm, sondern der auch noch sein sauer verdientes Geld zum Besten der im Kriege Verletzten verausgabte. Wenn er durch die Hallen des Hospitals zu Washington schritt, so verklärte sich gleichsam das Antlitz eines jeden Leidenden; denn Jedem brachte er etwas mit, dem Einen Tabak, dem Andern Obst, dem Dritten Briefpapier u. s. w. und für alle diese Dinge zahlte er aus der eigenen, nie übervollen Tasche. Die in den Hospitälern erlebten Scenen machten ihn vor der Zeit grau und alt. Wo war da das Christenthum?

Als der reiche Girard in seinem Testamente die Bestimmung getroffen hatte, daß das von ihm gestiftete Waisenhaus kein Geistlicher betreten dürfe, ließen seine Verwandten durch den berühmten Advokaten Webster dieses Testament auf den Grund hin anfechten, daß es eine Beleidigung der christlichen Religion enthalte und also für null und nichtig erklärt werden müsse. Webster hielt damals eine fulminante, viel gerühmte Rede zur Vertheidigung des Christenthums; aber was wollte er eigentlich? Er wollte so und so viele Waisenknaben auf die

Straße werfen und das denselben testirte Geld hungrigen Erben überliefern; wo war hier das Christenthum?

Unchristlich und unmoralisch also sollte Whitman sein! Den ersten Punkt haben wir hier näher erörtert und was den letzteren anbelangt, so ziehen wir es vor, einen Singvogel nach seinem Gesange, nicht aber nach seinem Miste zu beurtheilen. Des frommen Gellert Lieder findet man in allen protestantischen Gesangbüchern, trotzdem er Verfasser einer unzüchtigen Strohkranzrede war.

Der „Christian Examiner“ nannte 1856 Whitman's Gedichte eine gegen die englische Sprache begangene, grenzenlose Gemeinheit und eine Schmach und Schande für ganz Amerika; Philantropie sei allerdings darin enthalten, aber dieselbe kümmere sich weder um menschliche, noch göttliche Gesetze. Darauf haben wir nur den innigsten Wunsch zu äußern, daß die von Whitman gepredigte und im Leben prakticirte Philanthropie recht bald Gemeingut aller Menschen werde. Whitman tritt scheinbar als Egoist auf, aber sein Egoismus ist himmelweit von dem verschieden, was man im gewöhnlichen Leben darunter versteht. Whitman's Egoismus, wenn man hier überhaupt so sagen darf, beruht auf dem Bewußtsein, daß er ein Theil der gesammten Natur ist und zu allen Wesen des Weltalls in innigster Beziehung steht.

„I celebrate myself,
And what I assume, you shall assume,
For every atom belonging to me as good belongs to you.“

Sein Egoismus ist also im Grunde nur Optimismus. Als Optimist aber kennt er nichts Böses; eins ist ihm so wichtig, so rein und gut wie das andere.

Seine Gedichte kann man nicht zur Pianobegleitung singen; er will begeistern, aber nicht einschläfern. Als Wagner seine Opern schrieb, schrieen alle musikalischen Zopfträger Zeter und Mordio über die Abwesenheit der Melodie und es dauerte gar lange Zeit, bis man die Berechtigung seines Strebens anerkannte und ein bewußtes Verständnis dafür bekam; als Whitman seine „Grashalme" veröffentlichte, vernahm man in literarischen Kreisen ein Wehklagen über die Abwesenheit der Reime und des Metrums und sagte, ja, wenn er doch in Jamben, Trochäen oder Hexametern geschrieben hätte, so wären wir schon zufrieden gewesen. Whitman aber ging hier wie überall seine eigene Bahn und kopirte Niemanden; doch wenn man sich die Mühe nicht verdrießen läßt, seine Gedichte mehrmals zu lesen, so wird man auch schon darin einen Rhythmus entdecken und zwar einen, der so eigenartig wie die gewaltige, darin niedergelegte Poesie ist.

Alles braucht seine Zeit; Whitman aber stellt sich im vollen Bewußtsein seiner Bedeutung stets als Poet der Zukunft hin. Seine Verse unterscheiden sich von dem gewohnten Reimgeklingel eben so sehr wie der Singsang der italienischen Opern von den Tonschöpfungen Wagner's; sie enthalten keine selbstbetrügenden Serenadentöne „like orient pearls at random strung"; sein Buch ist auch kein Treibhaus, in dem exotische Pflanzen unsere Sinne erquicken, sondern es enthält ächt männliche, geharnischte Klänge und Denjenigen, der denselben lauscht und ihnen folgt, führt sein Weg über gefährliche Klippen, unbetretene Wälder und stürmische Meere; das Buch der Natur wird *ihm* erschlossen und die Majestät derselben erquickt und

beruhigt sein Herz, wie sehr es innerhalb und außerhalb desselben auch stürmen möge.

Whitman ist Amerikaner durch und durch. Wie nun der Amerikaner das Joch der Europäer sammt ihren feudalen Hemmnissen glücklich abgeschüttelt hat und seine eigenen Wege gegangen ist, so soll es auch der Dichter eines demokratischen Gemeinwesens thun; seine Stoffe soll er nicht in der Vergangenheit und der Fremde suchen, sondern vielmehr in der Gegenwart und in der Heimath und mit dieser neuen Aufgabe des Dichters ist es Whitman von jeher heiliger Ernst gewesen. Alle Ereignisse des täglichen Lebens, alle Erfindungen und Entdeckungen der Gegenwart, jede bürgerliche Thätigkeit zieht er in den Bereich seines dichterischen Schaffens und dies stets mit der einzigen Absicht, die gesammte Menschheit zu veredeln. Der Amerikaner der Zukunft soll ein Idealmensch sein, der seinen Heiligenschein über die ganze Erde wirft.

Der Mittelpunkt seiner Gedichte ist der Mikrokosmos, oder der Mensch. Seiner Thätigkeit verdanken wir alle unsere civilisatorischen Einrichtungen, wie sie sich an die von der Natur gegebenen Bedingungen anschließen. Der Mensch ist also ein Theil der Natur und dieselbe ist die Quelle seiner Kraft, Gesundheit und Existenz. Er schließt sich ihr an, um sich ihrer Kräfte zu bedienen. Daher vernehmen wir denn in den Whitman'schen Poesien beständig das Knarren der Maschinen, das Gemurmel der Telegraphendrähte und den Klang der Aexte. Die alte Mythologie stellte die Schönheit dar, wie sie auf einem Löwen ritt und zeigte dadurch, daß sie ohne den Hintergrund der Naturkraft weder denkbar noch wirksam sei.

Die Schönheit wirkt also durch Zusammenstellung mit Kontrasten; ebenso die Natur. Die Absicht der meisten Dichter aber ist, die Schönheit ohne jenen Hintergrund darzustellen, wodurch sie jene ungezwungene Natürlichkeit verliert, die wir bei Whitman so sehr bewundern müssen. Homer nahm zum Hintergrunde seiner Iliade den Krieg mit allen seinen Schrecken, Dante die Hölle, Milton den Teufel und die Sünde, Shakespeare teuflische Leidenschaften; die poetae minorum gentium hingegen vermeiden sorgfältig die Schattenseiten des Natur- und Menschenlebens und zeigen uns nur die Blüthen, ohne zugleich des Stammes, der Wurzeln und der gedüngten Erde, ohne welche doch jede Blüthenpracht unmöglich ist, zu gedenken. Der ächte Meister jedoch nimmt die Natur als Einheit, in der ein Faktor so wichtig ist, wie der andere. Wo Andere uns nur die Blume bringen, bringt uns Whitman auch die Wurzel und den ganzen Platz mit, auf dem sie stand. Unsere Alltagsdichter schreiben gewöhnlich im Zimmer an der Seite des wärmenden Ofens; Whitman hingegen schreibt stets in der freien Natur und wer ihn daher recht verstehen will, darf ihn nur in des Dichters Landen lesen. Im „Song of myself", einem an überraschenden Metaphern und Gleichnissen reichen Gedichte, in dem sich besonders der sechste Abschnitt, der ein Gespräch über das Gras enthält, durch originellen Gedankenreichthum auszeichnet, stellt er sich, d. h. die ganze Menschheit, als Mittelpunkt des Universums hin. Er ist Alles: Greis und Kind, Mann und Frau, Narr und Gelehrter, Nordländer und Südländer, kurzum ein intregirender Theil alles Existirenden. Er sieht überall Leben und Bewegung und der *sogenannte Tod* hat daher keine Schrecken für ihn. Es

ist dies nicht allein ein Hochgesang auf die Natur, sondern auch auf die Stärke und Kraft. Whitman ist ein enthusiastischer Bewunderer der thätigen Leute, die da Wind und Wetter im Dienste der Menschheit trotzen. Wo man die Ruder führt, Pferde leitet und wo die Maschinen knarren, fühlt er sich zu Hause; jedes Thier, das seine Kraft gebraucht, das nicht wie der Mensch im Dunkeln über begangene Sünden klagt, das niemals vor Seinesgleichen kniet und das ihn durch keine Predigten über angebliche Pflichten gegen Gott krank macht, ist sein Bruder. Der Farmer, der sich aus den Bäumen des Urwaldes mit rüstiger Hand ein Blockhaus zimmert, der kräftige Bursche, der an der Feuerspritze beschäftigt ist, sind ihm wichtiger, als alle Götter der Vorzeit und als alle Helden vergangener Kriege.

Zeit und Raum existiren nicht für ihn; er ist, war und wird überall sein, wenn auch nicht in der Gestalt, die jetzt zwischen seinem Hut und seinen Schuhen steht. Er glaubt an eine materialistische Seelenwanderung, wenn man so sagen darf. Daher fürchtet er auch den sogenannten Tod nicht. Sein Körper wird zwar guter Dünger sein; aber er riecht nur den Duft der Rosen und genießt die saftigen Früchte, die demselben entspringen. Das Leben ist ein beständiges Sterben; schon zehntausend Mal sei er gestorben.

„So he sounds his barbaric yawp over the roofs of the world."

In der Abtheilung „Adamskinder" schlägt er ebenfalls ungewohnte Töne an und bewegt sich auf einem Gebiete, das der Poet besser unberührt läßt. Sie bilden eine tolle Walpurgisfeier, in der uns das Gemeinste

nackt und bloß vor die Augen gestellt wird. Unser in dieser Hinsicht schon früher ausgesprochener Tadel bezieht sich hauptsächlich auf diese Abtheilung und zwar vornehmlich auf das Gedicht: „A woman waits for me". Doch Whitman kennt bekanntlich nichts Gemeines in der Natur.

In „Calamus" sucht er die Universalliebe zum Hauptdogma der Religion der Zukunft zu erheben. Dann folgt das große Gedicht „Salut au Monde", in dem er eine phantasiereiche Wanderung durch alle geographischen Breiten und Längen antritt und allen lebenden Wesen Glück und Frieden im Namen Amerika's wünscht.

Der grenzenlosen Liebesstimmung verleiht er ferner in dem edlen „Song of the open Road" beredten Ausdruck; doch wiederholt er im Grunde nur die Gedanken, mit denen er uns schon früher vertraut gemacht hat. Der prächtige „Song of the Broad-Axe" ist ein kulturhistorischer Hymnus, der in die Kategorie von Lanier's „Corn" und Kane O'Donnell's „Song of Iron" gehört. Es ist ein eleusisches Fest, wie es der amerikanische Pionier feiert. Die Axt mit ihrem „hölzernen Fleisch" und ihren „metallenen Knochen" ist ein wichtiger Faktor, mit dem die Geschichte der amerikanischen Kolonien auf das Engste verknüpft ist. Sie ist die Wünschelruthe, mit der die amerikanische Civilisation aus dem Boden gezaubert wurde; ihr Klang verkündet Freiheit und Unabhängigkeit. Dieselben Töne schlägt Whitman auch in dem zur amerikanischen Centennialfeier geschriebenen Gedichte an. Die Muse möge endlich einmal ihre alten Sagen vergessen, die Kreuzfahrer auf ihren Lorbeeren ruhen, den Zorn *des Achilles* verrauchen, Odysseus zur Ruhe kommen lassen

und sich auf ein neues Feld frischer, freier Thätigkeit begeben; Amerika sei ihre zukünftige Heimat. Dort baue man allerdings keine Pyramiden wie in Egypten, auch keine Tempel wie in Rom und Griechenland; aber stolzer als der Dom zu Mailand, herrlicher als die Schlösser des Rheins errichten wir hier die Paläste der Industrie als Denkmal eigener Willenskraft, die sich selber Weg geschafft hat. Hier sehen wir den Menschen in vollster Thätigkeit; alle Handwerke und Künste haben eine friedliche Stätte gefunden. Hier steht der Mensch mit seiner alten Sehnsucht und Liebe in einer neuen Umgebung; fort also mit den althergebrachten Kriegsthemen, ja fort mit dem Kriege überhaupt; fort mit der krankhaften Romantik und den Novellen und Dramen fremder Höfe; fort mit den von zarten Reimen überzuckerten Liebesliedern; fort mit den Liebesintriguen reicher Faulenzer — die neue Welt bietet neue, kerngesunde Themen!

In der Abtheilung „Seadrift" befindet sich ein Gedicht mit dem Anfange

„Out of the cradle endlessly rocking",

das man nicht allein als erhabendste, gefühlvollste und poesiereichste Schöpfung Whitman's, sondern ruhig als eines der besten dichterischen Erzeugnisse der Neuzeit bezeichnen kann. Diese Vogelidylle ist die Perle des ganzen Buches; sie allein ist hinreichend, Whitman einen Ehrenplatz in der Ruhmeshalle der Poesie zu sichern. Ein gemüthreicheres, keuscheres Idyllion wird man sonst vergeblich suchen. Hätte Whitman zur Zeit der Glanzperiode der Poesie in Griechenland gelebt und dieses Gedicht in griechischer Sprache verfaßt, so würde er jetzt von allen

Kathedern als das unerreichte Muster eines klassischen Idyllendichters gepriesen werden. Dieses Gedicht würde heute auf allen Gymnasien gelesen, philologisch und ästhetisch in infinitum zerzaust werden und das Thema unzähliger Programmabhandlungen bilden.

In den „Drum-Taps" bietet uns Whitman außer einigen ergeifenden Hospitalscenen patriotische Kriegslieder, die übrigens nicht den allergeringsten Haß gegen den Feind der Union enthalten, und die daher auch nicht den Namen „Kriegslieder" verdienen, sondern eher „Lobgesänge auf die Alles besiegende Liebe" genannt werden sollten. Seine „Memories of President Lincoln", anfangend

„When lilacs last in the dooryard bloom'd"

bilden einen schwungvollen, markigen und überwältigenden Lobgesang auf den Tod.

In dem Gedichte „By blue Ontario's shore" wiederholt er auf's Neue seine alten, dem Leser nun hinlänglich bekannten Gedanken über die demokratische Freiheit. Er vertritt darin ächt radikale Anschauungen und stellt sich kühn vor als Mann, der die Tyrannen haßt, seine Kniee vor Niemanden beugt, die Priester für überflüssig erachtet, sein Volk liebt und der nicht über die Existenz Gottes disputirt.

Wie die Metrik so ist auch die Sprache Whitman's eine ungewöhnliche; er gebraucht in seinen Dichtungen Ausdrücke, denen man sonst nur in prosaischen, fachwissenschaftlichen Werken begegnet. Seine Sätze sind lang und durch häufige Einschachtelungen schwerfällig gemacht. Wenn

er einmal an das Aufzählen der Länder und Völker der Erde sowie der Berufsthätigkeiten der Menschen kommt, so dauert es stets gar lange, bis er einen Ruhepunkt findet und diesem Umstande ist es hauptsächlich zuzuschreiben, daß seine Schöpfungen noch vielfach als literarische Kuriositäten eines excentrischen Menschen angesehen werden. Die meisten Anthologien der englischen Poesie vergessen ihn absichtlich; populär im eigentlichen Sinne wird er wohl niemals werden; aber sind dies überhaupt die Klassiker, Shakespeare vielleicht ausgenommen, jemals geworden?

Whitman's Lied ist nicht der Sang des zahmen Stubenvogels, sondern es ist der Flug des im heiteren Aether über Thälern, Bergen und Wäldern kreisenden Adlers. Whitman steht in der engsten Beziehung zur Natur, deren Sprache er trefflich versteht und herrlich interpretiren kann, weshalb er auch keinen Vorhang zwischen sich und dem Leser duldet. Kein Humor und keine Neigung zum Uebersinnlichen und Mystischen findet sich bei ihm; die Zierde des Reimes verschmäht er und die Schulmetrik verachtet er, da ihm jede Fessel in irgend einer Form verhaßt ist. Er geht lieber barfuß, als daß er sich von Schuhen im geringsten drücken läßt. Seine Gedichte sollen durch inneren Werth, nicht aber durch äußere, einschmeichelnde Vorzüge wirken. Sagt doch auch schon Goethe in seinen Gesprächen mit Eckermann, daß sich in Reimen Manches hübsch ausnähme, was in ungebundener Sprache der leerste Gemeinplatz sei und daß, wer in Prosa schreiben wolle, auch wirklich etwas zu sagen haben müsse. Viele Gedichte verdanken ihre Popularität einfach einer gefälligen

Einkleidung oder einer glücklich dazu erfundenen Melodie; Whitman aber will mit anderen Mitteln wirken und thut es auch. Gervinus sagt irgendwo, daß die deutsche Dichtung nur eine Vergangenheit habe und daß sich daher die aufstrebenden Geister der politischen Thätigkeit zuwenden sollten; nun, in Deutschland werden die Freiheit athmenden politischen Lieder noch lange garstige Lieder bleiben, nicht aber so in einer Demokratie. Hier hat der Mensch seine ewigen Rechte erkämpft und weiß recht wohl, was er an dem Besitze derselben hat. Daher besingt Whitman die freie, schöpferische Individualität; sein Gott ist der ideale, zufriedene, thätige und liebevolle Mensch, als dessen Repräsentanten er sich selber hinstellt, weshalb er auch zum Schlusse seiner Gedichte sagt:

„Camerado, this is no book, who touches this, touches a man."

Whitman's prosaische Werke erschienen 1882 zu Philadelphia in einer Gesammtausgabe unter dem Titel „Specimen Days and Collect". Dieselben enthalten ausführliche autobiographische Notizen in Tagebuchform von unbedeutendem Interesse. Er erzählt darin, wie er 1824 als Kind von Lafayette geküßt wurde, wie er gerne mit Kutschern und Fischern verkehrte und sich von denselben Räubergeschichten erzählen ließ, wofür er ihnen Scenen aus Shakespeare's Dramen vordeklamirte; wie er die Feldlager am Potomac besuchte und den verwundeten Soldaten Briefe schrieb u. s. w.

Den Haupttheil dieses Buches bilden die sogenannten „Democratic Vistas", die früher als selbstständige Arbeit

erſchienen waren und allgemeines Aufſehen erregt hatten. Der Inhalt dieſes Abſchnittes beſteht in einer proſaiſchen Wiedergabe der in den „Grashalmen“ niedergelegten Anſichten. Er betrachtet alſo auch hier die Union als das Land, das da beſtimmt iſt, die ganze Erde zu regieren und das alle Probleme der Menſchheit löſen ſoll. Seinen Landsleuten lieſt er wegen ihrer profeſſionsmäßig betriebenen Heuchelei derb den Text. Die Religion ſei durch verſchiedene Sekten monopoliſirt worden und Lug und Betrug herrſchten überall. Die Hauptſache alles Geſchäftslebens ſei ausſchließlich der finanzielle Erfolg und die ſogenannte Geldmacherei ſei die Schlange des alten Propheten, die alle übrigen Schlangen verſchlucke. Die beſte amerikaniſche Geſellſchaft ſei nur ein „mob“ von modiſch gekleideten Spekulanten und gemeinen Menſchen; doch im Hintergrunde leuchteten bereits andere Sterne, die zur rechten Zeit ſchon jedem Auge ſichtbar würden. Die Demokratie habe zwar die Maſſen politiſch geweckt und die materiellen Hilfsquellen des Landes erſchloſſen; in ſozialer, religiöſer, moraliſcher und literariſcher Hinſicht aber ſei ſie weit hinter ihrer Aufgabe zurückgeblieben. Wir haben, ſagt er, Texas, Californien und Alaska in die Union aufgenommen und unſer Körper iſt dadurch groß geworden, aber es iſt leider nur eine kleine Seele darin. Sind hier, fragt er, Menſchen, die dieſen Namen verdienen? Sind dies Athleten? Sind dies geſunde Frauen? Wo ſind die ſchönen Jünglinge und die achtunggebietenden Greiſe? Gibt es hier eine moraliſche und religiöſe Civiliſation, wodurch nur allein der materielle Fortſchritt gerechtfertigt wird?

Die Demokratie hat nach Whitman's Auffassung die Aufgabe, die Menschen zur Selbstregierung heranzubilden; trotz aller darin liegenden Gefahren ist sie doch nur die einzige Schule, aus der tüchtige Männer hervorgehen können. Die Demokratie bringt Uebelstände, aber sie besitzt auch die Macht, dieselben zu beseitigen.

Der Literatur, auf die er immer und immer wieder zurückkommt, weist er die Hauptarbeit zur Beförderung der Civilisation zu. Ein neues Land muß seine eigene, neue in dem Geiste desselben wurzelnde Literatur haben. Alle poetischen Schöpfungen der alten Welt, Shakespeare's Werke inbegriffen, entfalten nur Giftstoffe für das Lebensblut der Demokratie; der Stolz und die Würde des gemeinen Mannes wird dort ignorirt und nur um Fürstengunst gebuhlt. Wir haben in der amerikanischen Literatur bereits viele Namen, die hochgeschätzt werden; vom Standpunkte der Demokratie aus betrachtet, haben sie aber nicht den geringsten Anspruch auf irgend welche Bedeutung. Die Demokratie soll sich nicht nur im politischen Leben manifestiren, sondern sie soll unsere ganze Literatur, Religion und unser Schul- und Militärwesen durchdringen. Amerika braucht eine Poesie, die kühn, modern und kosmisch ist; sie muß sich frei machen von den Vorbildern der alten Welt und sich mehr mit der Zukunft, als mit der Vergangenheit befassen. Der Dichter der Demokratie muß in ästhetischer und wissenschaftlicher Beziehung auf der Höhe seiner Zeit stehen; er muß vorurtheilsfrei sein und keine besondere Vorliebe für irgend eine Person oder Sache haben, sondern Alles soll ihm gleich wichtig sein. In allen Tugenden soll er der Masse als Vorbild voran

leuchten. Prieſter braucht man alsdann keine mehr, denn Jeder wird ſein eigener Prieſter ſein.

Außerdem enthält dieſe Sammlung auch noch die in meiſterhafter Proſa zu einigen Auflagen der „Grashalme“ geſchriebenen Vorreden, worin der Dichter ſeine poetiſchen Prinzipien klar und ausführlich definirt und motivirt.

Whitman iſt ſein eigener Verleger und der aus dem Verkaufe ſeiner Werke erzielte Gewinn bildet ſein einziges Einkommen.

Whitman hat vielleicht im Auslande treuere Verehrer als in ſeiner eigenen Heimat; wenigſtens haben ſich die ausländiſchen Zeitungen früher und eingehender mit ihm beſchäftigt, als die amerikaniſchen. Freiligrath veröffentlichte eine mit warmer Hingabe geſchriebene Abhandlung über ihn in der „Augsburger Allgemeinen“; in England ſorgten die Mitglieder der neuen Dichterſchule für ſeinen Ruhm; in Dänemark nahm ſich beſonders die Monatsſchrift „For Ide og Virkelighed“ ſeiner an, und der Kopenhagener Schriftſteller Dr. R. Schmidt überſetzte ſeine „Democratic Vistas“ ins Däniſche („Demokratisk Fremblik“, 1874) und widmete ihm auch in ſeiner „Buster og Masker“ (Kopenhagen, 1882) ein 68 Seiten ſtarkes Kapitel. Auch einige ungariſche Zeitungen, wie „Fovarvsilapok“ und „Vasarnapi Ujsag“ brachten längere biographiſch-literariſche Skizzen über ihn. In Amerika hingegen iſt außer der bereits erwähnten Schrift O'Connor's, John Burrough's „Notes on Walt Whitman“ (2. Aufl., New-York 1871), Dr. R. M. Bucke's „Walt Whitman“ (Philadelphia 1883), Knortz' „Whitman“ (New-York 1886) und einem von E. C. Stedman geſchriebenen und in der Monats-

ſchrift „The Century“ veröffentlichten Eſſay nichts von Bedeutung über ihn erſchienen.*)

*) Dieſer Eſſay iſt auch abgedruckt in Stedman's „The Poets of America“ (Boſton 1885). Siehe ferner „Ueber Wordworth und Walt Whitman“. Zwei Vorträge von H. B. Cotterill und J. W. Rolleſton (Dresden 1883), „Walt Whitman, Poet and Democrat“. By John Robertson (Edinburgh 1884) und „The Poet as a Craftsman“. By Wm. Sloane Kennedy (Philadelphia 1866). Eine Auswahl der „Grashalme“ gaben Knortz und Rolleſton in deutſcher Sprache heraus (Zürich 1889). Eine Geſammtausgabe der Werke Whitman's in einem Bande erſchien 1888 zu Philadelphia.

J. Miller — Bret Harte — Cable — O'Reilly.

Vor ungefähr 20 Jahren gab es in Amerika keinen Dichter, über den mehr gesprochen und geschrieben wurde, als der nun so ziemlich vergessene Joaquin Miller (geb. 1841). Seine unter außergewöhnlichen Verhältnissen zu London publizirten „Songs of the Sierras“ hatten ihn plötzlich zum Löwen des Tages gemacht; die „Revue des deux Mondes“ übersetzte damals eine jede Skizze aus seiner Feder, und selbst die Gartenlaube brachte sein Bild nebst mangelhafter Lebensbeschreibung.

Joaquin Miller (eigentlich heißen seine Vornamen Cincinnatus Heine), der in Idaho, Colorado, Oregon und Californien ein wildes Leben geführt und abwechselnd ein jedes Geschäft, das in der Wildnis grade am Platze war, betrieben, in keinem aber reussirt hatte, war im Herbste 1870 nach Europa gegangen, um daselbst auf einen Verleger für seine Gedichte Jagd zu machen.

In Oregon, woselbst er kurz vorher Bezirksrichter gewesen war, ohne von amerikanischen Gesetzen so viel zu verstehen, wie von den Geheimnissen der englischen

Orthographie, hatte man ihn stets seines exzentrischen Wesens wegen für einen gutmüthigen Narren gehalten. Seine Gemahlin, die unter dem Dichternamen „Minnie Myrtle“ schreibende starkgeistige aber schwachkörperliche Frau, die er an einem Donnerstag kennen gelernt, und am Sonntage darauf geheiratet, hatte ihre längst ausgesprochene Drohung, sich scheiden zu lassen, in einem Anfall übler Laune mittelst eines Winkeladvokaten ausgeführt, und da hielt es dann Joaquin für rathsam, eine gründliche Luftveränderung vorzunehmen und einmal in Europa sein Glück zu versuchen. Von dem inzwischen ersparten Gelde schenkte er vorher noch seinem Vater, der sich in Folge seiner Gutmüthigkeit beständig in drückender Lage befand, den größten Theil, und der Himmel weiß, wie es ihm mit seinen geringen Mitteln in England ergangen wäre, wenn ihn nicht das Glück so außerordentlich begünstigt hätte.

In New-York ließ er sich, damit er einem civilisirten Menschen ähnlich sah, seine urwaldsmäßigen Simsonslocken und seinen langen Bart stutzen, vertauschte seinen breitgeränderten Sombrero mit einem weniger Auffallen erregenden Hute und trat dann im Herbste 1870 seine Argonautenfahrt nach Europa an. Das goldene Vließ, das er suchte, war ein Verleger und außerdem wollte er, der schon an so manchen Indianerkämpfen theilgenommen, auch einmal sehen, wie die Blaßgesichter fechten.

Auf dem Schiffe traf er, wie er erzählt, eine Anzahl junger Deutscher an, die nach Hause eilten, um sich gegen die Franzosen in Uniform stecken zu lassen; dieselben machten jedoch einen höchst ungünstigen Eindruck auf ihn und er sagt von ihnen, es seien rohe Gesellen gewesen,

die sich bei Tische wie Schweine aufgeführt hätten. Was er in Frankreich sehen wollte, das sah er auch und noch viel mehr dazu. Die Franzosen steckten ihn als Spion ein und hätten ihn nach seiner Ansicht sicherlich füsilirt, wenn er nur ein Wort deutsch verstanden hätte. In seinen Manuskripten witterte man chiffrirte Depeschen; er behauptete hingegen und bewies auch, daß sie in ehrlichem Englisch abgefaßt seien und aus unschuldigen Gedichten bestanden, worauf man ihn dann laufen ließ. Seine Handschrift sieht, beiläufig gesagt, bis auf den heutigen Tag noch aus, als wären Hähne, die vorher ihre Füße in das struwelpeterliche Tintenfaß des heiligen Nikolas getaucht hätten, über das Papier gelaufen, und was die Orthographie anbelangt, so behauptete er stets, dieselbe sei lediglich Sache der Setzer, und nicht die seine, da man nicht von einem Menschen verlangen könne, er solle Alles wissen.

In London angekommen, lief Miller mit seinem lahmen Beine tagelang nach einem billigen Dachstübchen in der Riesenstadt umher und machte bei dieser Gelegenheit, da er Europen's übertünchte Sitten und Gebräuche nicht kannte, öfters höchst unangenehme Erfahrungen. Endlich aber gelang es ihm doch ein bescheidenes Asyl zu finden; einen Verleger aber zu gewinnen war noch viel schwerer. Seine letzte Hoffnung hatte er auf den jungen Murray, dessen Vater einst Byron so nobel behandelt hatte, gesetzt, und als er bereits seine Uhr ins Pfandhaus, oder, wie er schreibt, zum Onkel Rothschild getragen hatte, suchte er dann den besagten Murray auf. Gedichte brauche er gegenwärtig nicht, erklärte ihm dieser gleich zu Anfang des Gespräches und zeigte ihm dann einige Reliquien

Byron's, an denen damals jedoch Miller wenig gelegen war. Er wünſchte unter jeder Bedingung einen Verleger für ſeine Gedichte, und daß dieſelben des Druckens werth waren, wollte er dadurch beweiſen, daß er verſuchte, Murray einige vorzuleſen.

„Ich brauche keine Gedichte", erwiderte derſelbe darauf nochmals und in der nächſten Minute ſtand Miller draußen vor der Verlagsbuchhandlung und ballte voll Ingrimm die Fauſt gegen dieſelbe. Da blieb dem armen Amerikaner nun nichts anderes übrig, als einige ſeiner Gedichte auf eigene Koſten drucken zu laſſen und ſie gleichſam als Fühlhörner in die Welt zu ſchicken, um zu hören, was das literariſche Publikum darüber zu ſagen hätte. Dies that er nun auch und ließ ſeine Broſchüre unter dem Titel „Pacific Poems" an die Kritiker vertheilen. Da auf dem Titelblatt weder der Name des Verfaſſers noch des „Verlegers" angegeben war, ſo hatte natürlich der Scharfſinn der journaliſtiſchen Literarhiſtoriker freien Spielraum und der Kunſtrichter der „St. James Gazette" ſtellte allen Ernſtes auf Grund zuverläſſiger Mittheilungen die Behauptung auf, das in jener Sammlung enthaltene Gedicht „The Arizonian" ſtamme aus Browning's Feder! Ueberhaupt fand das Werkchen eine enthuſiaſtiſchere Aufnahme, als ſogar der ſanguiniſche Verfaſſer erwartet hatte. Miller und ſeine Carriere bildeten bald den Gegenſtand der Unterhaltung in allen literariſchen Zirkeln und als im April 1871 die „Songs of the Sierras", für die ſich unter den obwaltenden Umſtänden ohne Schwierigkeiten ein gut zahlender Verleger gefunden hatte, vollſtändig erſchienen, gab es auf einmal in England keinen berühmteren Mann als Joaquin Miller. Er empfing da-

mals so viele Briefe, daß er sie nicht einmal lesen, geschweige beantworten konnte, und eine englische Zeitung behauptete damals, Miller könnte Kost und Logis bezahlen, wenn er nur die Couverts der an ihn gerichteten Briefe als altes Papier verkaufte. Er, der noch vor kurzer Zeit Bowie-Messer und Revolver im amerikanischen Westen handhabte, und als Held für eine klassische „Dime“ Novelle hätte dienen können, war nun der heißbegehrte Gast der englischen Aristokratie; er, der früher jahrelang ein verachteter „Squaw-Mann“ gewesen, hätte nun leicht eine reiche englische Erbin als Frau heimführen können. Bald stand er mit den ersten Dichtern Englands auf dem vertrautesten Fuße und die Verleger bestürmten ihn mit Aufträgen aller Art.

Seine „Songs of the Sierras“ enthalten seine Biographie und seine Lebensphilosophie. Miller war Dichter, noch ehe er ein poetisches Werk gelesen, oder überhaupt die Kunst des Lesens verstanden hatte. Die Natur war seine Lehrmeisterin gewesen. Als er einst einen Studenten des Dartmouth-College in einem Walde lesend antraf, hielt er dies für die gemeinste Beleidigung, die man der Natur, dem herrlichsten aller Gedichte, zufügen könne.

Trotzdem er alle Genüsse genossen und alle Gerüche der großen Erdenküche gerochen hat, so ist doch sein Herz in Folge des ihm angeborenen Sinnes für reine Naturfreuden frisch und heiter geblieben. Miller ist persönlich eine brave, gutherzige Seele; er ist harmlos wie ein Kind und birgt, wie Walt Whitman, in scheinbar rauher Schale doch einen edlen Kern. Sein Ruhmesstern scheint jedoch in der Neuzeit gänzlich erloschen zu sein. Nachdem er sich mehrere Jahre in Europa aufgehalten und flott gelebt

hatte, ließ er sich in New-York nieder, verheiratete sich daselbst abermals, und schrieb nun für alle Blätter, die ihm Honorar bezahlten. Die Zeitschriften erster Klasse, die früher seine Beiträge mit Gold aufwogen, erwähnen seiner nur noch höchst selten und seine Arbeiten begehren sie nicht mehr. Aehnlich verhält sich das Publikum seinen neuesten Werken gegenüber.

Eins der letzteren führt den Titel „Memorie and Rime“ (New-York 1884), und besteht aus tagebuchartigen Skizzen und einer Anzahl schwacher Gedichte. Für diejenigen jedoch, die sich für die Lebensgeschichte dieses immerhin außergewöhnlichen Menschen interessiren, dürfte dies Büchlein doch lesenswerth sein; denn es zeigt ihn, wie er in stürmischer Umgebung stets seine angeborene Gutmüthigkeit zu bewahren wußte. Nicht ohne Rührung wird man darin die ferneren Schicksale seiner geschiedenen Frau lesen.

Immerhin macht es ihm mehr Ehre, daß er sich aus einem Abenteurer zu einem Dichter empor schwang, als wenn er die umgekehrte Carriere eingeschlagen hätte. Da nun einmal Amerika das Land der Extreme ist, so sei noch bemerkt, daß Miller ein eifriger Bibelleser ist, der bei jeder Gelegenheit einen frommen Bibelvers an den Mann zu bringen sucht.

Eine Gesammtausgabe seiner poetischen Werke erschien 1882 in Boston. Seine beiden Sensationsdramen wurden 1882 in San Franzisko gedruckt. *)

Das Goldland Californien, das der civilisirten Welt

*) Von seiner Autobiographie „My owne Story“ ließ er 1890 in New-York eine verbesserte Ausgabe erscheinen.

bisher nur wegen seines unermeßlichen Reichthums an edlem Metalle allgemeine Beachtung abzwang, scheint sich in neuerer Zeit auch in einer anderen und zwar in einer noch viel edleren Richtung nie verwelkende Lorbeeren zu sammeln. Es ist nicht allein mit dem Ruhme zufrieden, als die Quelle des amerikanischen Wohlstandes zu gelten, sondern es will auch den Brüdern in Apoll das kostbarste Material für ihre Schöpfungen liefern. Und daß es an solchen bisher ungekannten Schätzen ebenfalls unerschöpflich ist, haben uns in neuerer Zeit außer Joaquin Miller besonders Bret Harte genügend bewiesen. Der erste eroberte als himmelstürmender Titane das kostbare Kleinod im Flug und erwachte eines Morgens wie Byron als weltberühmter Mann.

Bret Harte, seinem Landsmann, — aber sonst in jeder Beziehung sein Gegenfüßler —, lächelte das Glück nicht so plötzlich in vollstem Glanze; nur mit den größten Anstrengungen erklomm er die Höhen des Parnaß, aber mit jedem Schritt wuchs seine Kraft und sein Selbstvertrauen. Er trotzte muthig allen sich ihm entgegen stellenden Schwierigkeiten und ging endlich siegreich als bewunderter und beneideter Liebling des Volkes hervor. Nur wenige Blumen dufteten im Garten seiner Jugend; im zarten Alter von 15 Jahren (1854) trieb ihn die bitterste Noth als Waise aus seiner Heimath in Albany, N. Y., hinaus nach dem fernen Westen, nach dem Goldlande, auf das damals die Blicke aller Derer gerichtet waren, die nichts mehr zu verlieren, aber die ganze Welt zu gewinnen hatten. Er grub nach Gold, wanderte ruhelos mit anderen Glücksrittern zwei Jahre lang von Ort zu Ort und fand, wie jene, statt erwarteter Goldberge

nur ungekannte Noth und bitteres Elend. Dann ward er abwechselnd Lehrer, Setzer, Redakteur eines Winkelblattes und durchzog als reitender Bote einer Expreßcompagnie die unwirthlichen Gegenden von Sandy Bar, Poker Flat und Winsdam.

1857 zog er sich aus diesem wechselvollen Leben zurück, nahm in San Franzisko eine Stelle als Setzer an einer Zeitung an und verheiratete sich.

Die Ruhe seines glücklichen Familienlebens kontrastirte nun mit seinem bisherigen unstäten Dasein in der grellsten Weise, und daß ihm die Erinnerungen an seine haarsträubenden Erlebnisse desto lebhafter vor die Seele traten, war eine psychologische Folge, die ihn bewog, sich als Erzähler zu versuchen.

Seine ersten Skizzen machten wenig Aufsehen; sie erschienen anonym in einem obskuren Blatte und nur wenige Leser nahmen Notiz davon. Ebenso erging es seinen poetischen Erstlingsversuchen, trotzdem dieselben eine gesunde, humoristische Färbung trugen. Da sie aber nur zeitgemäße Stoffe behandelten, so riefen sie auch nur ein schwaches vorübergehendes Interesse hervor und gingen mit dem Augenblick verloren, der sie erzeugt hatte.

1864 wurde Bret Harte Sekretär der „United States Branch Mint“ zu San Franzisko; 1868 gab er die „Overland Monthly“ heraus, und machte sich durch die darin veröffentlichte Erzählung „The Luck of Roaring-Camp“ mit einem Schlage zum Liebling des Publikums.

In dieser Erzählung führt er uns in eine unheimliche Gesellschaft; der Auswurf der Menschheit tritt in seiner ganzen nackten Roheit vor uns und zeigt uns, wie

weit der Menſch ſinken kann. Ein Jeder, der uns begegnet, hält die Hand an den Revolver und ſein erſtes Wort iſt ein nervenerſchütternder Fluch. Jedes Geſicht hat ſeine traurige Geſchichte; der ſtärkſte Mann hat nur drei Finger an der rechten Hand und der beſte Schütze nur ein Auge. Das „Glück“ in dieſem Lager iſt ein Kind, das ein verlaſſenes, von der anſtändigen Menſchheit vertriebenes Weib unter dem Herzen getragen und hier geboren hatte. Nach der Geburt war ſie geſtorben und ein in Familienangelegenheiten erfahrener Goldgräber mußte im Auftrage der ganzen Geſellſchaft nun die Dienſte einer Kinderwärterin übernehmen, wobei er von einer Ziege, dem einzigen weiblichen Weſen im Lager, unterſtützt wurde.

Das Kind wuchs heran und ward von veredelndem Einfluſſe auf die rauhen Geſellen; man hörte jetzt doch zuweilen auch zärtliche Worte und ſtatt der abendlichen rohen Gaſſenhauer erklang mitunter ein unſchuldiges Kinderlied. Viele dachten an ihre eigene Kindheit zurück und damit kam auch die Erinnerung an glücklichere Momente, mit denen ihre jetzige Exiſtenz einen traurigen Kontraſt bildete. Leider aber ertrank das Kind mit ſeinem Vater. Die einfache, ungekünſtelte, mit wenigen markigen Strichen gezeichnete Darſtellung der Karaktere, — Eigenſchaften, wie man ſie an den Erſtlingswerken ſeines großen engliſchen Vorbildes, Charles Dickens, bewundert — hat dieſer Erzählung in Verbindung mit dem aphoriſtiſch mitgetheilten tragiſchen Schluſſe in kurzer Zeit große Popularität verſchafft, woran natürlich auch die Neuheit des Stoffes ſeinen Antheil hat.

Bret Harte's kalifornische Erzählungen*) sind wegen ihrer strengen Objektivität und zum Erschrecken naturgetreuen Schilderungen von kulturhistorischem Werthe. Die Geschichte der modernen Argonauten, die den Fortschritt der Civilisation nach Westen beschleunigten, welche die indianische und romanische Rasse verdrängten, wo immer sie sich nur blicken ließ, hat, wie so viele andere Episoden die amerikanische Idee bekräftigt, daß auf diesem ganzen Continente nur die angelsächsische Rasse dazu bestimmt ist, die Geschicke des Landes zu leiten. Sentimentale Gemüther können sich schwerlich mit dieser Mission befreunden oder für sie wirken, und so kommt es denn, daß wir hier mit Männern zu thun haben, die allen hergebrachten Gebräuchen der Civilisation keck Hohn sprechen und die im beständigen Kampfe mit Natur und Menschen für Alles, außer für sich selber, eine solche Geringschätzung, oder vielmehr Verachtung an den Tag legen, von denen sich unsere Schulweisheit bisher nichts träumen ließ.

Von Bret Harte's kalifornischen Erzählungen sind bis jetzt mehrere deutsche Uebersetzungen erschienen; die eine, der eine sehr eingehende und mit liebevollem Enthusiasmus geschriebene Einleitung beigegeben ist, ist von einem un-

*) Bret Harte's Werke sind außer seinen Gedichten: „The Luck of Roaring-Camp, and other Sketches." — „Mrs. Skaggs's Husbands, and other Sketches." — „Tales of the Argonauts, and other Stories." — „Gabriel Conroy." — „Thankful Blossom." — „In the Carquinez Woods." — „On the Frontier." — „Condensed Novels." — „The Story of a Mine." — „Drift from two Shores." — „The Twins of Table Mountain" und das Drama „Two Men at Landy Bar". — Eine Auswahl der besten Erzählungen erschien im Verlage von Hans Lüstenöder in Berlin.

genannten Verfaſſer*) und enthält ſämmtliche Nummern; eine andere iſt von W. Hertzberg, dem bekannten Ueberſetzer Chaucer's, und enthält nur vier Geſchichten.**) Von Bret Harte's Gedichten hat Freiligrath einige überſetzt; überhaupt ſcheint der ehemalige Goldgräber der auserkorene Liebling des deutſchen Publikums zu ſein. In Frankreich ward Bret Harte zuerſt durch Denzon bekannt, der in der „Revue des deux Mondes" die Ueberſetzung mehrerer Erzählungen veröffentlichte.

Bret Harte's Gedichte erſchienen im Jahre 1873 in einer Geſammtausgabe zu Boſton. Der 333 Seiten ſtarke Band wird mit einem „San Franzisko" überſchriebenen Gedicht eröffnet; ſomit wird der Leſer gleich in die liebe Heimat des Poeten geführt und merkt gleich, was er in den folgenden Blättern zu erwarten hat, nämlich Beſchreibung des weſtlichen Lebens und des Landes. Harte's Gedichte ſind heiter, friſch, munter und kerngeſund; ihre Sprache iſt ungekünſtelt und knapp; er ſcheint mit großer Conſequenz darauf geachtet zu haben, ja kein Wort zu viel, ſondern lieber eins zu wenig zu ſagen, weshalb man auch ſtets ſo viel zwiſchen den Zeilen zu leſen hat. Wer ihn recht verſtehen will, muß in des Dichters Heimat gehen: er muß ihre Geographie genau ſtudiren und den Slang wie ein Goldgräber ſprechen können. Letzterer Umſtand mag für europäiſche Leſer ſehr ſtörend ſein, denn es iſt dem Buche kein Vocabularium beigegeben und in Bartlett's und Schele de Vere's Werken über Ameri-

*) Erſchienen bei Grunow in Leipzig.

**) Erſchienen bei Quandt & Händel in Leipzig. — Eine dritte Ueberſetzung erſchien bei Reclam daſelbſt.

kanismen wird man sich größtentheils vergeblich nach Rath umsehen.

Als Dichter wurde Bret Harte zuerst durch seinen „Heathen Chinee" bekannt, in dem er die brennende Frage, welche das billige Arbeiten der Chinesen heraufbeschwor, in „plain language" behandelte. Der Inhalt dieses Gedichtes ist folgender: Ein schlauer Chinese betrügt seinen kaukasischen Gegner im Kartenspiel gründlich und empfängt dafür seine gehörige Tracht Prügel. Die Pointe dieses Gedichtes liegt in den Worten „We are ruined by Chinese cheap labor". Wir müssen gestehen, daß es uns unmöglich ist, wie diese fast gänzlich werthlosen Verse solche erstaunliche Verbreitung finden konnten. Fragen der Zeit scheint Bret Harte überhaupt gerne in der ihm eigenen originellen Weise zu behandeln; auch schreibt er gern Parodien auf bekannte Lieblingsgedichte. Von seinen Gedichten romantischen Inhaltes sind „The Miracle of Padre Junipero", „A Greyport Romance" und „In the Mission Garden" wohl die gelungensten.

Im Jahre 1871 legte er die Redaktion des „Overland Monthly" und die Professur für neuere Literatur an der California-Universität nieder und siedelte nach dem Osten über.

Die letzte, 1875 zu Boston erschienene Sammlung Bret Harte'scher Gedichte, die wie seine Novellen vorher die Runde durch die gesammte amerikanische Presse gemacht hatten, trägt den Titel „Echoes of the Foot-Hills" und besteht aus den Abtheilungen „Spanish Idyls", „In Dialect" und „Miscellaneous Poems". Dieses Buch enthält unstreitig das Beste, was der Verfasser bisher auf dem poetischen Gebiete geleistet hat. Die Stoffe, die

theilweise dem täglichen Leben und theilweise der amerikanischen Geschichte entnommen sind, sind in der ihm eigenthümlichen Weise behandelt, die unbedingt jeden Leser ansprechen muß, auch wenn er nicht immer durch den überraschenden in Dunkel gehüllten Schluß, wobei man dem Dichter eine gewisse Effekthascherei nicht absprechen kann, befriedigt wird. Bret Harte beschreibt mit großer Vorliebe die Schattenseiten des Lebens, wie sie Jedermann bekannt, aber wie sie vor ihm noch von Keinem geschildert worden sind. Seine Romanzen „Concepcion de Arguello“ und „Por el Rey“ kann man getrost den besten Uhland's würdig an die Seite stellen.

George W. Cable, der sich die novellistische Darstellung des Kreolenlebens in Louisiana zu seiner Aufgabe gemacht hat, kann sich des seltenen Glückes rühmen, in verhältnismäßig kurzer Zeit zu einem der populärsten Schriftsteller der Gegenwart geworden zu sein. Seine lebenswarmen Schilderungen des Lebens und Treibens in dem kosmopolitischen New Orleans erschienen, nachdem die meisten vorher in Scribner's verbreiteter Monatsschrift abgedruckt waren, 1879 zu New-York unter dem Titel „Old Creole Days“.

Cable zeigt sich in diesen gemüthreichen Skizzen als gründlicher Menschenkenner, der, ehe er sich zum Schreiben niedersetzte, fleißige Studien für seine Arbeiten gemacht hat. Trotzdem er viele abenteuernde und mit allen Verführungskünsten wohl vertraute Franzosen auftreten läßt, findet sich doch nirgends Etwas, wodurch der Anstand verletzt oder die Phantasie des Lesers auf unlautere Bahnen gelenkt würde. Cable ist ein ächter Dichter, der jedoch nicht ganz von Effekthascherei frei zu sprechen ist; aber

dieſelbe iſt bei ihm ſo natürlich und ungezwungen, daß man nie über die Abſicht verſtimmt wird. Er ſchildert bejahrte, in der Sünde ergraute Schufte, junge modiſche Herrchen, verſchmitzte Pflanzer, alte auf ihren Stammbaum überſtolze Gecken, prinziploſe Glücksritter und bezaubernde Kreolenmädchen. Die Erzählungen „'Tite Poulette“, in welchen der gutmüthig, aber etwas unbeholfene Dutchman Chriſtian Koppig die Rolle eines modernen, getreuen Eckehard ſpielt, und dann vor allen Dingen „Jean-ah-Poguelin“ mit dem überraſchenden, wirkungsvollen Ausgang, enthalten Seelengemälde, die einem Novelliſten erſten Ranges zur Ehre gereichen würden.

Naturgetreu portraitirt Cable die franzöſiſche Geſellſchaft von New-Orleans zur Zeit, als Frankreich Louiſiana an die Vereinigten Staaten verkaufte. Da finden wir dann ein ſonderbares Gemiſch von nichtsſagender Höflichkeit und verſchmitzter Selbſtſucht, vom formenvollen Anſtand und niedriger Lüge, von bramarbaſſirender Tapferkeit und feiger Meuchelei — kurzum, ein Gemiſch, wie es nur eine aus den verſchiedenſten Nationalitäten zuſammengeſetzte Bevölkerung liefern kann. Cable's Skizzen ſind ächte Miniatur-Kunſtwerke, voll Poeſie, Pathos, Trauer und Wonne. Alle ſeine Frauen ſind ſympathiſche, edle Naturen voll gemüthreicher Naivetät.

Ermuthigt durch den überraſchenden Erfolg dieſer Novelletten gab Cable 1880 in New-York „The Grandissimes“, eine längere Erzählung aus dem Kreolenleben heraus. Dieſe Geſchichte iſt viel zu lang ausgeſponnen, um dem Leſer einen wirklichen Genuß zu bereiten; auch iſt dem Jargon der Kreolen darin viel zu viel Raum gewidmet worden. Der ganzen Arbeit merkt man deut-

lich an, daß sie eine gewisse vorgeschriebene Seitenzahl ausfüllen mußte; man sieht, daß der Verfasser, der sich so plötzlich einen geachteten Namen errungen hatte, bereits die Novellenschreiberei zu seinem Broderwerb gemacht hatte.

George Washington Cable ist im Oktober 1844 zu New-Orleans geboren; sein Vater war ein in Virginien geborener Deutscher. Er erhielt nur eine gewöhnliche Elementarschulbildung und mußte sich schon von seinem vierzehnten Jahre an sein Brod, so gut es ging, selber verdienen. Den amerikanischen Bürgerkrieg machte er als gemeiner Soldat in der konföderirten Armee mit und nach Beendigung desselben war er eine zeitlang Berichterstatter der „New-Orleans Picayune". Darnach übernahm er die Agentur der Werke und Zeitschriften des Scribner'schen Verlages; seit 1880 hat er jedoch jede kaufmännische Thätigkeit aufgegeben, um sich ausschließlich literarischer Beschäftigung zu widmen.

Neuerdings hat er ein historisches Werk unter dem Titel: „The Creoles of Louisiana" (New-York 1884) erscheinen lassen. In diesem reich illustrirten Prachtwerke gibt er uns ein Bild des Wachsthums des Staates Louisiana, sowie der kriegerischen Abenteuer seiner früheren Bewohner. Auf wissenschaftliche Bedeutung kann dieses Werk jedoch keinen Anspruch machen. Außerdem ist Cable Verfasser folgender Novellen: „Dr. Sevier", „Bonaventure" und „Madame Delphine", sowie einer politischen Studie über die amerikanischen Südstaaten („The silent South"). Es berührt Einen wirklich wie der duftreiche Hauch milder Frühlingsluft, wenn man nach der Durchmusterung bändereichen, gereimten Schundes, der in Amerika und

auch sonstwo zu Tage gefördert wird, wieder einmal das keusche, gemüthreiche Lied eines ächten, gottbegnadeten Sängers vernimmt. Und ein solches vernehmen wir in den „Songs, Legends and Ballads“ (2. Aufl. Boston 1880) von dem talentvollen Irisch-Amerikaner John Boyle O'Reilly in Boston. Es herrscht in diesen Gesängen ein gesunder, moralischer Ton; wenn auch die Gedanken nicht immer von großer Tiefe sind, so sind sie doch originell und erquickend. Die männliche Gesinnung, der Freiheitsdrang, die Philantropie und der Patriotismus, die uns fast in jeder Zeile begrüßen, lassen uns auch den Dichter als Mann achten. Er betritt in seinen formgewandten Gedichten meistentheils unbegangene Pfade; er führt uns in wilde australische Gegenden, die bis jetzt von dem Hauche der Poesie verschont geblieben sind, und die Gesellschaft, die er uns dort finden läßt, ist der Auswurf englischer Zuchthäuser. Seine Schilderungen fremder Gegenden nnd aberteuervollen Gesellschaften sind voll Freiligrath'schen Schwunges; seine poetischen Bilder sind nicht an den Haaren herbeigezogen, auch ist ihm die Sucht nach Effekt gänzlich fremd. Er beschreibt nur, was er selbst sah, fühlte und erlebte; seine Erzählungen erschüttern das Herz bis ins Innerste und wirken wie haarsträubende Geistergeschichten auf das Gemüth eines zarten Kindes. Der Flug seiner Phantasie ist scheinbar ein grenzenloser; nirgends jedoch überschreitet er das Maaß des poetisch Erlaubten. Er besticht den Leser durch keine technische Kunstgriffe, keine eingebildeten Gefühle, keine dunkle Philosophie, sondern Alles ist klar und anschaulich, und trotzdem seine Hauptgedichte von ziemlicher Länge sind, so steht doch kein Wort zu viel darin.

Wer sich beim Durchlesen dieser Gedichte langweilt oder eilig nach dem Schlusse sehnt, muß sich überhaupt die poetische Lektüre abgewöhnen. Es ist weder etwas Triviales, noch krankhaft Sentimentales darin. Es sind Lieder des Waldes und des Moores, die alle die Existenz einer moralischen Weltordnung verherrlichen. Der Verfasser arbeitete in Westaustralien mit Tausenden von verkommenen Subjekten in der englischen Strafkolonie zusammen; er war der Einzige, welcher das fremde, unwirthliche Land mit poetischen Augen ansah. Der Sage nach gab es dort Gold und siehe, er hat es entdeckt und der Mit- und Nachwelt in seinem Buche übergeben. Nur einige seiner Gedichte haben einen katholischen Anstrich, doch derselbe ist derart, daß der poetische Werth derselben dadurch nur erhöht wird. Sein altes Vaterland, die „Niobe der Nationen", ist ihm über Alles theuer; aber diese Liebe hat seine Achtung für sein Adoptiv-Vaterland nicht im Mindesten beeinträchtigt. Wo die Freiheit herrscht, da findet er sich wohl.

„The Last of the Norwhale", um einige seiner Gedichte speziell zu erwähnen, erzählt die Abenteuer einer unglücklichen Nordpolfahrt, die nur ein einziger Matrose glücklich überlebte. „Onkel Ned's Erzählungen" sind anschaulich gut entworfene Kriegsbilder, nur hätte in einigen Versen die Cäsur besser beobachtet werden sollen. „Haunted by Tigers" handelt von zwei wilden, unzähmbaren Knaben aus Nantucket, die als Matrosen in den Dienst eines Walfischfängers traten; der Kapitän trieb ihnen auf der mehrjährigen Reise die Romantik und Bubenstreiche mit dem Tauende aus dem Kopfe, und als sie nun in die Sundastraße zwischen Sumatra und Java gekommen

waren, verließen sie heimlich das Schiff und flüchteten sich in die Wälder, woselbst sie von Tigern zerfleischt wurden.

„Western Australia“ ist eine Abtheilung Gedichte, die uns einen tiefen Blick in das Leben und Treiben der betreffenden Kolonie thun lassen. Jene Gegend wurde anfänglich von Londoner Kaufleuten besiedelt, die da hofften, dort ohne Sträflingsarbeit zu ungewöhnlichen Reichthümern zu gelangen. Man vermuthete daselbst ein gemäßigtes Klima und in Bezug auf sonstige Verhältnisse glaubte man den günstigen Berichten einiger Matrosen. Sir Robert Peele, der sich besonders für das Unternehmen interessirte und dem die englische Regierung tausend Acker Land geschenkt hatte, ließ dann in Verbindung mit anderen speculativen Engländern ein Schiff mit allerlei Luxusgegenständen ausrüsten und nach Westaustralien, woselbst man ein Schlaraffenleben zu führen gedachte, absegeln. Doch die Ansiedler wurden von den Speeren der Eingeborenen empfangen, das Land erwies sich als ertragsunfähig und von dem gehofften Wild war gar nichts zu sehen. Täuschung folgte auf Täuschung; da man aber die Kolonie nur sehr ungern aufgeben wollte, so schickte man eine Anzahl sorgfältig ausgewählter Strafgefangenen aus England dahin ab, um dort billige Frohndienste zu verrichten, wonach die Ansiedlung wieder auflebte. Von diesem Lande der sangloſen Vögel und der schillernden Schlangen erzählt uns nun O'Reilly wunderbare Geschichten, von denen „The Dog Guard“ wohl die ergreifendste ist. Die Gesellschaft, die er uns vorführt, gleicht den kalifornischen Goldgräbern Bret Harte's auf ein Haar; ein Jeder hatte eine verbrechensreiche Vergangenheit hinter sich und war endlich vom Schicksal erreicht worden.

Die Erzählung „Der Bernstein-Walfisch“ beruht auf der alten Sage der Walfischfänger, daß der Bernstein nur eine Petrefaction gewisser Theile des Walfisches sei, und daß man im wärmeren Breitengrade sogar Walfische fände, die beinahe ganz in jene werthvolle Substanz verwandelt seien. Das größte und bedeutendste Gedicht jener Sammlung führt den Titel „The King of the Vasse“, und enthält eine australische, an glänzenden Naturschilderungen reiche Legende aus der Zeit „ere that fair southern land was stained with crime“.

Auch in der Novelle „Moondyne: a Story of the Under-World“ hat sich John Boyle O'Reilly (neue Auflage, Boston 1879) als tieffühlender Dichter gezeigt. Es ist dies eine exotische Novelle, die von keinem Literatur- und Menschenfreunde unbeachtet bleiben sollte; wer überhaupt das erste Kapitel gelesen hat, wird das Buch nicht eher aus der Hand legen, als bis er mit dem Schicksale seiner Helden vertraut geworden ist. Trotzdem es einem philanthropischem Zwecke, nämlich der Einführung der Humanität in die Strafanstalten, gewidmet ist, enthält es doch keine Raisonnements, die meist ebenso wohlfeil wie langweilig sind; sondern es wird die Durchführbarkeit seiner Anschauungen stets mit dramatischer Wirkung an den betreffenden Personen zur Anschauung gebracht. Die leitende Idee jener Novelle ist: bei der Ausführung des Gesetzes sollen nie die Anforderungen der Humanität vergessen werden. Wir stimmen damit überein; die Humanität aber, die den Sträfling als Märtyrer erscheinen läßt und die vergißt, ihn für sein begangenes Vergehen zu züchtigen, befördert wahrhaftig das Gute nicht. Das Gefängnis soll durchaus nicht lediglich eine

Besserungs-, sondern auch eine Strafanstalt sein; da, wo man sich ausschließlich von sentimental-humanen Gefühlen leiten läßt, befördert man nur das Verbrechen, wozu das Gefängniswesen mehrerer Staaten Amerika's den schlagendsten Beweis liefert.

Wie „Ginx Baby" auf die kommunalen Einrichtungen Englands, so ist „Moondyne" eine kräftige, wirkungsvolle Satire auf das Gefängniswesen jenes Landes, das schon früher Bulwer in seinem „Paul Clifford" derb gegeißelt hatte. Auch Charles Reade hat in einer seiner Novellen versucht, das Loos der deportirten Sträflinge ins rechte Licht zu setzen. Keiner dieser Schriftsteller aber hatte das Unglück gehabt, solche gründliche Quellenstudien wie O'Reilly machen zu können. Sein Moondyne ist ein Held, wie Victor Hugo's Jean Valjean. Er lebt in der Strafkolonie Westaustraliens, dem Aschenbrödel jenes Landes, das sich von den goldreichen Schwesterkolonien manche Demüthigung gefallen lassen mußte. Doch es ging die Sage, daß auch dort Gold zu finden sei; aber trotzdem die englische Regierung eine hohe Belohnung auf die Entdeckung desselben aussetzte, so verriethen die Buschmänner den weißen Ansiedlern und „Ticket of Leave Men" ihr Geheimnis doch nicht. Jene Sage nun ist kunstvoll mit Moondyne's Geschichte verwoben.

O'Reilly's Novelle, die an ergreifenden Scenen so überaus reich ist, stützt sich auf den Glauben, daß das Gute und Edle trotz aller erdenklichen Hindernisse zuletzt doch durchdringe und den Sieg behaupte. Sie befürwortet eine soziale Umwälzung, aus welcher der Himmel für die Erde entspringen soll; doch will er seine Ideale nicht durch das Schwert, sondern durch Humanität realisiren.

Daß O'Reilly eine vielbewegte Carriere hinter sich hat, haben wir bereits angedeutet. Er wurde am 28. Juni 1844 zu Dowth Castle in Irland geboren und erlernte, nachdem ihm sein kenntnisreicher Vater eine gute Erziehung gegeben hatte, die Schriftsetzerei. Als es 1863 aussah, als ob Irland das Joch Englands abschütteln wolle, ließ er sich bei einem englischen Husarenregimente anwerben, aber nur aus dem Grunde, um bessere Gelegenheit zu haben, den Soldaten revolutionäre Ideen beizubringen. Nachdem er drei Jahre lang für diesen Zweck gewirkt hatte, entdeckte man sein Geheimnis und er wurde zu 20jähriger Gefängnisstrafe verurtheilt und nach Westaustralien gesandt. Sobald er dort den Fuß auf das Land gesetzt hatte, beschäftigten ihn auch schon Fluchtversuche, die jedoch stets durch die Wachsamkeit der Behörden vereitelt wurden. Im Februar 1869 war er jedoch endlich erfolgreich und kam Ende desselben Jahres wohlbehalten in Amerika an. Ueber diese Flucht theilt er in einer Nummer des „Celtic Monthly" Folgendes mit: „Eines Tages wurde ich von dem Geistlichen Patrick McCabe, dessen Sprengel sich über hunderte von Meilen ausdehnte, besucht. Dieser außergewöhnliche Mann war seit fünfzehn Jahren meistens im Sattel und ritt beständig von Lager zu Lager, um den Sträflingen und „Ticket-of-Leave Men" die Segnungen der Religion angedeihen zu lassen. Da er mein Freund und überhaupt ein zuverlässiger Mann war, so enthüllte ich ihm eines Tages auf einem Ritt durch den Busch meinen Plan zur Flucht. „Ein ausgezeichneter Plan, um Selbstmord zu begehen", erwiderte er; doch ehe er mich verließ, versprach er mir aus eigenem Antriebe, für mich zur rechten

Zeit sorgen zu wollen. Monate lang darauf hörte ich kein Wort mehr von ihm. Ich hatte glücklicherweise nicht mit den anderen Gefangenen am Straßenbau zu arbeiten, sondern es war mir die Aufsicht über einige Waarenlager anvertraut worden, worüber ich wöchentlich einen Bericht nach dem Runbury Depot zu bringen hatte. Auf meinem Wege dahin kam eines Tages ein Mann zu mir, der mich freundlich anlächelte und mir eine Karte von Patrick McCabe zeigte. Dann machte er mir die erfreuliche Mittheilung, daß im nächsten Februar einige Walfischfänger bei Runbury landen würden und daß er mit denselben rechtzeitig Anordnungen betreffs meiner Flucht treffen werde.

Es wurde Februar und richtig, die erwarteten Walfischboote kamen. Jener fremde Mann gab mir die nöthigen Winke und zur bestimmten Stunde setzte ich meinen Fluchtversuch ins Werk. Nach unzähligen Widerwärtigkeiten gelangten wir, — ein widerwärtiger „Ticket-of-Leave Man" hatte sich nämlich unerwarteterweise zu uns gesellt — glücklich am Bord der „Gazelle" an und segelten ab. Als wir nach sechs Monaten an der englischen Insel Roderique anlegten, kam der dortige Gouverneur an Bord und verlangte die Auslieferung eines auf der „Gazelle" entflohenen Sträflings, und da mein Mitgefährte allgemein verhaßt war, so wurde derselbe jenem Beamten übergeben. In der Nacht darauf warfen die Offiziere jenes Schiffes einen Schleifstein nebst meinem Hut ins Wasser und riefen: „Ein Mann über Bord!" Es wurde ein Boot hinabgelassen und mein Hut aufgefischt. Als nun der Gouverneur am nächsten Tage nach mir fragte, war die Schiffsflagge auf Halbmast und die

Matrosen bezeugten, daß sich der gesuchte Mann in den Ozean gestürzt habe und ertrunken sei. Sie glaubten es auch alle; doch nach zwei Tagen kroch ich zur Verwunderung Aller wieder aus dem mir vom Kapitän angewiesenen Schlupfwinkel hervor. Nach einem Monate ward ich von einem amerikanischen Schiffe aufgenommen, das mich unter falschem Namen und mit falschen Papieren nach Liverpool brachte. Von dort aus brachte mich ein amerikanischer Kapitän nach Philadelphia, woselbst ich am 23. November 1869 landete."

Kurz nach seiner Ankunft in Amerika ward O'Reilly Redakteur und später Partner des Bostoner „Pilot", einer den Interessen der Irisch-Amerikanern gewidmeten, sehr verbreiteten Wochenschrift, die früher Eigenthum des Erzbischofs Williams war. Als Reilly die Zeitung übernahm, war sie sehr verschuldet; doch unter seiner umsichtigen Leitung erholte sie sich bald finanziell, so daß alle Creditoren befriedigt werden konnten. Wenige Journalisten in Boston erfreuen sich einer solchen Beliebtheit wie O'Reilly und zwar mit Recht, denn er ist ein edler, aufrichtiger und karakterfester Schriftsteller, welcher das Wohl aller Menschen anstrebt. Seine zweite Gedichtsammlung „The Statues in the Block, and other Poems" (Boston 1881) fand eine sehr kühle Aufnahme; dasselbe gilt von der dritten „In Bohemia" (Boston 1886).

Fields — Whittier — Cary — Very.

Der engliſche Dichter Campbell leerte einſt ein Glas Wein auf die Geſundheit Napoleon's, weil er einen Verlagsbuchhändler hatte erſchießen laſſen; damit verlieh er dann der Geſinnung vieler Schriftſteller, die da glaubten, die Verleger tränken ihre Weine nur aus Autorenſchädeln, einen bezeichnenden, aber höchſt inhumanen Ausdruck. Schriftſteller und Verleger, die doch gegenſeitig auf ſich angewieſen ſind, haben ſich bekanntlich mit wenig Ausnahmen ſtets feindlich gegenüber geſtanden und ſtehen es meiſtentheils heute noch, da letztere die ungerechtfertigten Erwartungen ihrer Schutzbefohlenen mit dem beſten Willen nicht realiſiren und ſomit das ſo ſehnſüchtig erhoffte Honorar nicht zahlen konnten. Ein Verleger alſo, der es verſteht mit allen Schriftſtellern ſeines Verkehrs auf gutem Fuße zu bleiben, der das Intereſſe derſelben auf jede mögliche Weiſe fördert, ohne das ſeinige zu gleicher Zeit zu ſchädigen und der alle Autoren als treuen Freund verehrt, iſt mithin eine ſehenswerthe Merkwürdigkeit und als ſolche haben wir hier den Amerikaner James T. Fields

zu verzeichnen. Heine dankte Gott, daß er ihm den Campe als Verleger gegeben hatte; aber dies ist auch unsers Wissens der einzige deutsche Poet, der jemals seinem Verleger einen Vers gewidmet hat; James T. Fields jedoch kann sich rühmen von den ersten Dichtern Amerika's als hilfreicher Freund und treuer Berather schwungvoll angesungen worden zu sein.

Fields war auch als Dichter und Schriftsteller thätig und diese Thätigkeit ist dann auch in fast allen die amerikanische Literatur behandelnden Werken ausführlich berücksichtigt worden, trotzdem er im Grunde nur ein Werk, nämlich „Yesterdays with Authors" geliefert hat, das von Bedeutung ist. Sein Hauptverdienst beruht in dem Umstande, daß er Mitglied der damals berühmten Verlagsfirma „Ticknor & Fields" war und als solches besonders die jüngeren Kräfte der amerikanischen Literatur zum Weiterschaffen ermuthigte und ihnen dabei allen ihm möglichen Beistand gewährte. Fields verstand es, die besten Schriftsteller Amerika's an sich zu fesseln und ihren Werken auch im Ausland die gebührende Aufnahme zu verschaffen. Wir glauben nicht, daß es jemals überhaupt einen Verleger gegeben hat, der die zukünftige Bedeutung eines jeden Schriftstellers aus dessen Erstlingsproduktion gleichsam so instinktiv herausfand, wie der genannte und der dann durch wohlgemeinten Rath auch den betreffenden Literaten oder Dichter bewog, in der ihm von seinem Talente vorgeschriebenen Sphäre zu bleiben. Dadurch ist der Name Fields mit der amerikanischen Literatur eng verknüpft; ja, es ist sicherlich nicht zu viel gesagt, wenn wir behaupten, daß ohne seine Umsicht die Werke eines Hawthorne, J. R. Lowell, Longfellow, Whittier u. s. w.

lange nicht so in das Publikum eingedrungen wären, n
sie es wirklich sind.

James T. Fields wurde 1816, nach Andern 181
zu Portsmouth im Staate New Hampshire geboren.
besuchte daselbst die öffentlichen Schulen und benützte a
die dortige öffentliche Bibliothek fleißig; nach seiner 2
sicht haben nämlich nicht die Bücher, die wir in
Schule gebrauchen müssen, sondern vielmehr diejenig
die wir aus eigenem Antriebe in den Mußestunden le
die nachhaltigste Wirkung auf die Gestaltung unse
Lebens. Schon in seinem vierzehnten Jahre ging er,
sein Vater, ein Schiffsbaumeister, längst todt war, n
Boston, um sich daselbst seinen Lebensunterhalt selber
verdienen. Er fand in einer Buchhandlung eine unt
geordnete Stellung; seiner außerordentlichen Begabu
für diesen Beruf verdankte er es dann, daß er im La
der Zeit der Haupttheilhaber dieses Geschäftes wur
Fields zeigte sich als Mitglied der Firma „Ticknor & Fiel
merkwürdig thätig; er machte mehrere Reisen nach E
ropa und suchte daselbst hauptsächlich solche Städte a
in denen entweder berühmte Schriftsteller gewohnt hatt
oder noch wohnten und wo es anging, da machte er a
die persönliche Bekanntschaft derselben, was dann spät
hin Keinem zum Nachtheile gereichte, da er stets dar
bedacht war, besonders von den Werken populärer e
lischer Dichter in Amerika Nachdrucke zu veranstalt
für die er jedoch ein liberales Honorar zahlte.

Der Novellist Hawthorne verdankt seine Populari
nur einzig und allein dem Unternehmungsgeiste Field
Seine ersten Werke gingen so langsam ab, daß ein
derer Verleger sicherlich kein Buch mehr von ihm gedru

hätte; Fields hingegen war des schließlichen Erfolges so sicher, daß er ihn immer wieder zum Weiterschaffen ermuthigte. Fields lebte überhaupt nur für die Literatur; er hielt häufig freie Vorlesungen über seine Lieblingsdichter und sein Geschäftslokal war lange Jahre hindurch der Hauptversammlungsplatz aller Bostoner Schöngeister.

1860 wurde das 1857 gegründete „Atlantic Monthly" von der Firma Ticknor & Fields angekauft und mehrere Jahre lang von Fields redigirt. 1871 zog er sich, da seine Gesundheit sehr angegriffen war, vom Geschäfte zurück und veröffentlichte dann sein reizendes Buch „Yesterdays with Authors", das bis zum Jahre 1881 zwanzig Auflagen erlebte und dessen Lektüre noch heute einem jeden Literaturfreund einen hohen Genuß gewährt.

1877 veröffentlichte er seine prosaischen, humoristisch gefärbten Aufsätze unter dem Titel „Underbrush" (2. Aufl. 1881); 1878 gab er mit dem bekannten Essayisten Whipple die „Family Library of British Poetry", eine viel verbreitete Anthologie englischer Gedichte, heraus und 1881, in seinem Todesjahre, publizirte er „Ballads and other Verses". In letzterem Werke, in das er die hauptsächlichsten Gedichte seiner bisher nur für Privatzirkulation gedruckten Sammlungen aufgenommen hat, zeigt sich uns der Verfasser von seiner gemüthlichsten Seite; sein harmloser Humor erinnert häufig an Hood und Saxe, im Ganzen genommen aber sind diese Reimereien ohne besondere Bedeutung. Sein Gedicht „Ballad of the Tempest" ist mehrfach gerühmt worden, doch ist die darin sanktionirte christliche Idee, nach welcher durch das Gebet die Rathschlüsse Gottes geändert werden, nicht nach Jedermanns Geschmack, denn wenn Gott in seinen Handlungen

durch Bitten bestimmt werden kann, so ist er nicht Herr, sondern Knecht der Menschen. Auch das Gedicht „With Wordsworth at Rydal", das sich in einigen Anthologien vorfindet, dürfte nur Verehrern Wordsworth's, also orthodoxen Gläubigen, eine willkommene Gabe sein.

Fields' Hauptverdienst ist also, wie bereits bemerkt in seiner Thätigkeit für die Schaffung einer amerikanischen Literatur zu suchen und der literarische Ruf der Schriftsteller Everett, Prescott, Whittier, Bryant, Hawthorne Longfellow, Holmes, Emerson, Dana, Halleck, Lowell Whipple, Hillard, Sumner, Parsons, Sprague, Frau Beecher-Stowe, Bayard Taylor, Agassiz u. s. w., u. s. w ist eng mit der Firma Ticknor & Fields verbunden. Fields war zweimal verheiratet; seine zweite Frau, eine geborene Adams, ließ ebenfalls ein Bändchen Gedichte erscheinen. Ueber seine ausgebreitete Thätigkeit gibt das Buch „James T. Fields: Biographical Notes and Personal Sketches" (Boston 1881) interessante Auskunft.

Kein Dichter der Neuzeit kann sich einer solchen Anzahl schmückender Beinamen rühmen, wie John Greenleaf Whittier, der Sänger der reizenden Winteridylle „Snow-Bound". Wenn er wie bisher „Einsiedler von Amesbury", „Die Drossel von Essex", „Der kriegerische Quäker" und „Sänger der Freiheit" genannt wurde, so ward durch diese Bezeichnungen höchstens eine karakteristische Seite seiner Wirksamkeit angedeutet und es blieb daher noch Raum für ein neues, umfassenderes Epitheton. Ein solches hat denn W. Sloane Kennedy neuerdings geliefert; er nennt Whittier einen „Prediger-Dichter" und trifft mit dieser Bezeichnung den Nagel so ziemlich auf der *Kopf;* denn Whittier hat wohl kaum ein einziges Gedicht

geschrieben, das nicht von seiner moralischen oder religiösen Gesinnung angehaucht ist.

Whittier entstammt einer alten Quäkerfamilie, deren Vorfahren bereits im Jahre 1638 nach Amerika auswanderten und deren umständliche Genealogie man in Kennedy's Buch über den Dichter (Boston, 1882) nachlesen kann. Er wurde am 17. Dezember 1807 in der Nähe des Städtchens Haverhill in Massachusetts als Sohn einfacher Farmer geboren. Dieses Städtchen führte früher den indianischen Namen Pantucket und ist hauptsächlich durch die Heldenthat der Hannah Duston berühmt, einer Frau, die von Indianern gefangen genommen worden war und nachdem sie zwanzig derselben skalpirt hatte, wieder glücklich entkam. Es ist ungefähr 32 Meilen von Boston entfernt und liegt im Merrimackthale, woselbst der Dichter den größten Theil seines Lebens verbracht hat. Bei jeder Gelegenheit gedenkt er rühmend seiner Heimat und erzählt uns in gebundener und ungebundener Sprache von den vielen Naturschönheiten derselben und von den früheren Bewohnern, unter denen Hexenmeister, Gespenster und sonstige fabelhafte Geister eine große Rolle spielten. An derartigen, theils auf eigenen Erlebnissen und theils auf mündlichen Ueberlieferungen beruhenden Erzählungen ist besonders sein Buch „Supernaturalism in New England" (1847) sehr reich.

Wir lasen jüngst in einer amerikanischen Zeitung, daß Whittier in seiner Jugend Schuhmacher gewesen sei; dies beruht jedoch auf einem Irrthum, obgleich er sich wohl, wie die meisten Farmerjungen der damaligen Zeit, hat dazu bequemen müssen, dann und wann seine Schuhe selber zu flicken.

Wie sein Lieblingsdichter Burns, so nahm auch von Kindheit auf die mannichfachen Eindrücke der Nat in sich auf und gestaltete dieselben zu zarten Liede Nur tragen Whittier's Gedichte im Allgemeinen zu se die Spur seiner unmittelbaren lokalen Umgebung u derjenige, der dieselben in allen Details verstehen u würdigen will, muß sich vorher eine genaue Specialka des Merrimackthales anschaffen. Die Worte,

„Wer den Dichter will verstehn,
Muß in Dichters Lande gehn,"

passen auf nichts besser, als auf die poetischen Schöpfun Whittier's.

Von seiner trauten Heimat hat er uns in der Id „Snow-Bound"*) ein herrliches Bild geliefert. Er fü uns darin in den Kreis seiner Eltern und Geschwis macht uns mit den Winterbeschäftigungen der Farmer v traut und hält sich dabei stets an die Wirklichkeit, i man meinen muß, nicht der Dichter, sondern die Na selber habe dieses Bildchen gezeichnet. Die Personen, wir dort kennen lernen, haben Blut und Leben und tr dem eigentlich nur eine derselben unsere Neugierde schäftigt, so nehmen wir doch an allen das lebhaft Interesse. Diese eine nun, die als „half-welcome gue bezeichnet wird, ist Harriet Livermore, eine relig Schwärmerin, die am 14. April 1788 zu Concord, N. geboren wurde und am 30. Dezember 1868 zu Ph delphia starb. Ihr leicht erregbares Temperament h sie von ihrem Vater geerbt. Zur Zeit Whittiers v

*) Deutsch von K. Knortz in dessen „Zwei amerikan Idyllen". Berlin 1879.

ſie Schulmeiſterin in Haverhill, jedoch nur auf kurze Zeit, da ſie zu leicht in Zorn gerieth und öfters ſchreckliche Drohungen gegen ihre Schüler ausſtieß. Rebecca J. Davis erzählt in ihrer Schrift „Gleanings from Merrimack Valley“ (Portland, Me., 1881) von ihr, daß ſie ſich in einen jungen Arzt ſterblich verliebt hatte; derſelbe brach jedoch auf Anregung ſeiner Familie jede Verbindung mit ihr ab und reiſte, um ſich gegen ihre Zudringlichkeiten zu ſchützen, nach Florida, woſelbſt er am gelben Fieber ſtarb. Darauf verſank Harriet in religiöſe Schwärmerei und machte unter Anderem auch den Verſuch, ſich der Geſellſchaft der Quäker anzuſchließen, die jedoch guten Grund hatte, ſie zurückzuweiſen. Sie hielt ſich für unfehlbar und ſündenfrei und glaubte daher auch die Berechtigung zu beſitzen, öffentlich als Predigerin aufzutreten und die Leute zu bekehren. Es gibt wohl wenige Sekten in Amerika, die ſie damals nicht drangſalirte, ihr eine Halle zu einem Gottesdienſte einzuräumen. Sie machte drei Reiſen nach Jeruſalem und verurſachte dem amerikaniſchen Konſul daſelbſt nicht wenig Unannehmlichkeiten durch ihr närriſches Gebahren. Einſt ſah ſie ein Amerikaner in Jeruſalem Geld für Gott betteln. Er gab ihr einen Greenback, den ſie ihm jedoch mit den Worten: „Der große König will nur Gold“ ins Geſicht ſchleuderte. Auch erkletterte ſie den Libanon, „startling“, wie Whittier ſchreibt,

„from her desert throne
The crazy Queen of Lebanon,
With claims fantastic as her own.“

Dieſe „crazy Queen“ war nämlich Lady Heſter Stanhope, eine Schweſter des jüngeren Pitt, die einen Scheik geheiratet hatte, um Gelegenheit zu haben, ſich in den

Besitz der besten Pferde des Orients zu setzen. Als Harriet Livermore zu ihr kam, hatte sie nichts Eiligeres zu thun, als ihr zwei schöne Pferde zu zeigen; „das eine," sprach sie, „reitet der Herr bei seiner zweiten Ankunft und das andere ich!" Doch die Amerikanerin rief ihr ein energisches „Nein!" entgegen und bewies ihr mit allen Mitteln ihrer Ueberredungsgabe, daß sie selber nur die alleinige, auserwählte Braut des himmlischen Königs und mithin berufen sei, das zweite Pferd zu besteigen. Ihre letzten Lebensjahre verbrachte Harriet Livermore in Philadelphia bei Verwandten, auf deren Unterstützung sie angewiesen war.

Derartige Karaktere hatten für Whittier von Jugend auf großes Interesse und er ist auch während seines ganzen Lebens ein Freund des Wunderbaren geblieben. Noch heute gilt er als ein ausgezeichneter Erzähler von Geister- und Hexengeschichten.

Die Gedichte Robert Burns', die er von einem Peddlar gekauft hatte, wußte er auswendig und die ersten Verse, womit er statt Rechenaufgaben seine Schultafel zu füllen pflegte, waren im Schottischen Dialekte geschrieben. Seiner Liebsten aus der Schulzeit brachte er außer durch poetische Ergüsse noch dadurch seine Huldigung dar, daß er die Kühe ihres Vaters fütterte. Noch in reiferen Jahren gedachte er dieser zarten Jugendliebe an mehreren Stellen seiner Gedichte.

In seinem neunzehnten Jahre sandte er sein erstes Gedicht an die „Free Press", eine in Newburyport erscheinende Zeitung, die von William Lloyd Garrison herausgegeben und redigirt wurde. Dasselbe betitelte sich „The Deity" und war religiösen Inhalts. Lange, bange Wochen

mußte er jedoch warten, bis er es gedruckt in Händen hielt und da demselben ein Ehrenplatz auf der ersten Seite der Zeitung angewiesen worden war, so folgerte Whittier, daß der Redakteur doch nicht gering davon dachte, weshalb er ihm bald einige andere Früchte seiner Muse einsandte. Und er hatte Recht; denn Garrison nahm solches Interesse an dem ihm unbekannten Dichter, daß er sich eines Tages aufmachte, ihn aufsuchte und ermuthigte, den Pegasus noch ferner fleißig zu besteigen. Dem alten Vater Whittier's gefiel nun diese Aufforderung gerade nicht besonders, aber er sah hinlänglich ein, daß es doch zu spät war, die Thätigkeit seines Sohnes in praktischere Bahnen zu lenken. Die Freundschaft, die sich nun zwischen Garrison und Whittier entwickelte, währte über 25 Jahre; wurden sie doch wenige Jahre nach ihrer ersten Begegnung durch ihre gemeinschaftliche Agitation gegen die Sklaverei zu Leidensgenossen.

Nachdem Whittier noch ein Jahr lang die Haverhill Academy besucht und daselbst fleißig historische Studien getrieben hatte, ging er nach Boston und übernahm die Redaktion des dort erscheinenden „Manufacturer", in dem er unter Anderem auch eine Anzahl Artikel über Tarif- und Finanzfragen veröffentlichte. Ja, er hatte sogar auf kurze Zeit die Absicht, sich ganz und gar in die Wogen der Politik zu stürzen; doch sehen wir ihn 1830 schon wieder in Haverhill, woselbst er die „Essex Gazette" redigirte und für mehrere auswärtige Zeitungen Artikel über Tagesfragen lieferte.

1831 veröffentlichte er unter dem Titel „Legends of New England" zu Hartford sein Erstlingswerk, das aus Erzählungen in Prosa und Poesie bestand. Dann

edirte er J. G. C. Brainard's, eines leider zu früh verstorbenen Journalisten, Gedichte und in der Einleitung, die er für dieselben schrieb, sagte er, daß der amerikanische Dichter, besonders der in den Neuenglandstaaten lebende, nicht nach Europa zu gehen brauche, um poetische Themen zu suchen; der Urwald, den die Pioniere lichteten; die Indianer in ihren vergeblichen Kämpfen um das Dasein; die gräuelhaften Hexenprozesse und sonstige Exzesse des Aberglaubens seien Stoffe, wie sie der größte Dichter nirgends dankbarer und ergiebiger finden könne.

Als sich Whittier der Agitation für die Beseitigung der Sklaverei widmete, wußte er sehr wohl, was es hieß, sich freiwillig den Titel „Abolitionist" beizulegen. Er versperrte sich dadurch zuerst die Spalten aller einflußreichen Zeitungen und gefährdete seine Zukunft in jeder Hinsicht. „Während zwanzig Jahren," sagt er, „hätten meine literarischen Beiträge die Existenz irgend einer Zeitung untergraben." War doch damals die Zeit, als die Legislatur von Georgia fünftausend Dollars Belohnung für die Ergreifung der Person aussetzte, die in Boston ein Blatt unter dem Titel „The Liberator" herausgab. Und der Eigenthümer dieses Blattes war Whittier's Freund William Lloyd Garrison. Die Bürger von Haverhill schätzten Whittier trotz alledem sehr hoch und wählten ihn sogar zweimal als Repräsentanten in die Staatslegislatur.

1838—39 redigirte Whittier den „Pennsylvania Freeman", der in Philadelphia erschien, aber nur auf kurze Zeit, da das Geschäftslokal jener Zeitung von einem wüthenden Volkshaufen zerstört und somit der journalistischen Thätigkeit Whittiers abermals ein Ende gemacht wurde. Darauf ging er nach Haverhill zurück, verkaufte

seine Farm und zog mit seiner Mutter nach dem ungefähr neun Meilen entfernten Städtchen Amesbury. Dort schrieb er seine herrlichsten Gedichte, durch die er sich eine Stätte im Herzen des Volkes eroberte. Seine Antisklaverei-Agitation aber gab er trotzdem doch nicht auf, denn in derselben sah er einmal seine heiligste Lebensaufgabe, der er auch stets treu geblieben ist. Seit 1876 wohnt er bei Verwandten zu Oak Knoll in der Nähe von Danvers in Massachusetts.

Als im Dezember 1870 sein 70ster Geburtstag gefeiert wurde, veranstalteten ihm zu Ehren seine Verleger H. O. Houghton & Co. zu Boston ein großes Bankett, zu dem die bedeutendsten Poeten Amerikas Gelegenheitsgedichte lieferten. Longfellow widmete ihm damals das gedankenreiche Sonett „The three Silences of Molinos". In mehreren Städten haben sich infolge der Bostoner Feierlichkeit Whittier-Clubs gebildet, die jährlich am 17. Dezember eine Festversammlung abhalten.

Daß Dom Pedro II., der nun abgesetzte Kaiser von Brasilien, ein eifriger Bewunderer Longfellow's ist, ist ziemlich allgemein bekannt; weniger bekannt aber dürfte es sein, daß derselbe auch mit Whittier in Correspondenz steht und dessen Gedicht „Cry of a lost Love" ins Portugiesische übersetzt hat. Als der genannte Kaiser 1876 eine Reise durch die Vereinigten Staaten machte, suchte er natürlich auch Whittier auf und die Beiden kamen zu einer traulichen Plauderstunde im Hause der Frau John F. Sargent in Boston zusammen, worüber dieselbe in ihrem Buche „Sketches and Reminiscences of the Radical Club" des Näheren berichtet.

Von Whittier's Gedichten erschien 1880 zu Boston

eine Gesammtausgabe in drei Bänden. Das darin b
findliche Epos „Mogg Megone“ rechnet Whittier zu seine
verfehlten Jugendarbeiten und erklärt, daß er in reifere
Jahren sich nicht an einem solchen Thema vergriffe
haben würde. Es handelt nämlich von einem einflus
reichen Saco-Häuptling, dessen blutiger Wirksamkeit i
den Schriften von Church, Mayhew, Charlevoix un
Roger Williams ausführlich gedacht wird. Derartig
Themen sind allerdings nicht mehr an der Tagesordnun
und selbst Longfellow's „Hiawatha“ scheint für das groß
Publikum seinen ursprünglichen Zauber verloren zu haben
Ob wohl Whittier, weil Mord- und Skalpgeschichten ei
zartes Quäkergemüth unangenehm berühren, dieses Ge
dicht für verfehlt ansieht, können wir nicht sagen, den
es ist durchaus keine zu verachtende Leistung; die Sprach
ist schwungvoll und bilderreich und was den Stoff an
belangt, so ist derselbe ja ein specifisch amerikanischer
und einem solchen soll doch nach Whittier's Ansicht de
Dichter der neuen Welt vor allen andern den Vorzu
geben. Auch dem Gedichte „The Bridal of Pennacook
liegt eine Indianer-Geschichte aus der Kolonialperiod
zu Grunde; dieselbe bietet jedoch wenig Interessantes.

Whittier's „Voices of Freedom“ haben außer ihre
poetischen Bedeutung auch noch eine historische, denn e
ist eine allgemein zugestandene Thatsache, daß dieselbe
den Haß gegen die Negersklaverei mehr verbreiteten, al
alle Leitartikel und geharnischten Reden der übrigen Abo
litionisten. Es sind dies echte, kernige Lieder der Fre
heit, die der Tyrannei in jeder Form energisch den Krie
erklären. Da es ihm heiliger Ernst damit ist, so ist es auc
leicht erklärlich, wenn er, der fromme, sanfte Quäke

mitunter schrecklich losdonnert und sich einer scharfen sarkastischen Sprache bedient. Furchtbar derb kanzelt er besonders diejenigen Geistlichen ab, die es aus verächtlicher Menschenscheu unternahmen, die Göttlichkeit der Sklaverei aus der Bibel zu beweisen. Gedichte wie „Toussaint L'Ouverture", „The Slave-Ship", „The Slaves of Martinique" und der im Negerdialekt verfaßte und während des Bürgerkrieges überall gesungene „Song of the Negro-Boatmen" bereiten noch heute wegen der mannhaften Gesinnung und der entschiedenen Sprache des Verfassers dem Leser denselben Hochgenuß, wie zur Zeit ihrer Entstehung. Wie matt und fade dagegen sind doch Longfellow's Sklavenlieder! Energie und Entschiedenheit sind überhaupt niemals Longfellow's starke Seiten gewesen.

Wer nur auf irgend eine Weise für die Sache der Freiheit thätig war, oder auch nur den Anlauf dazu nahm, ward von Whittier poetisch verherrlicht. Sogar dem seichten Schwätzer und traurigen Fiaskomacher Johannes Ronge widmet er ein Gedicht, in dem er ihn auffordert, den Stamm des Baumes, den der Erfurter Mönch verschonte, mit muthiger Hand umzuhauen. Doch Whittier war damals nicht der einzige, der sich von jenem Phrasendrescher und dünkelhaften Lärmenschläger bethören ließ.

Wo ein Herz für Freiheit schlägt, kann es sicher auf die Sympathie Whittiers rechnen. Er ist gegen Krieg und Todesstrafe und will den Frauen alle politischen Rechte der Männer eingeräumt sehen; gegen die Priesterherrschaft in jeder Form tritt er auf, ohne sich jedoch für religiöse Aufklärung zu begeistern. In dieser Hinsicht

ist er ein Quäker geblieben und hat alle auf ihn ein stürmende Zweifel mit der Bibel in der Hand bekämpft Seine irdische Lebensaufgabe besteht, wie er in dem Ge dichte „My Soul and I“ erklärt, darin, daß er „Gotte Willen thue“.

Beharrlich wie gegen die Sklaverei tritt er auc gegen den Papst und die römische Hierarchie auf un führt besonders an einer Stelle eine solche derb-zelotisch Sprache, daß er nachträglich den Leser deshalb um Ent schuldigung bittet.

In den „Songs of Labor“ (1850), in denen er da hauptsächlich von den Franzosen kultivirte Feld der Ar beiterdichtung betritt, besingt er in gemüthlicher, leichte und humoristischer Weise den Fischer, den Schiffszimmer mann, den westlichen Viehtreiber, den Schuhmacher u. s. w Das dem letzteren gewidmete Lied ist wohl das gelungenste doch glauben wir nicht, daß der auf die Schusterzunf getrunkene Wassertoast auf Beifall rechnen kann. Ueber haupt weht in diesen melodiösen Liedern eine solche spieß bürgerliche Gesinnung und ein solches Loben der proble matischen guten, alten Zeit, daß man öfters unangenehm dadurch berührt wird.

In dem Gedicht „The Chapel and Hermits“ weh eine wehmüthige Sehnsucht nach dem heiligen Lande un den Stätten, die der Fuß des Erlösers betrat; doch tröste er sich und seine Leser damit, daß es ja noch immer i der Kraft der Menschen stehe, ein jedes Land zu einen heiligen zu machen. Auch hier in Amerika haben wi die Wunder des Morgenlandes, nur fehlt es uns zu of an den Augen, sie zu sehen. Der Merrimack spiegelt de Himmel wieder und mehr kann doch der Jordan auc

nicht thun. In jenem Gedichte, dessen Grundidee Bernardin Henri Saint Pierre's „Etudes de la Nature“ entnommen ist, erzählt Whittier in seiner gewohnten, breitspurigen Weise, wie zwei Freunde, nämlich der genannte Bernardin und J. J. Rousseau, in eine stille Klosterkapelle traten und wie Letzterer, von der Heiligkeit der Stätte ergriffen, erklärte, daß er nun den Sinn der biblischen Worte „Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen“, begreife. Bernardin erwidert ihm dann, daß er ohne Sorgen sein möge, da er bisher ja nie die Kirche Gottes, sondern nur die Afterkirche desselben gelästert habe. Daß diese Idee so ganz und gar nach Whittier's Herzensmeinung war, ist nach dem bisher über ihn Gesagten leicht ersichtlich.

Immer und immer wieder kommt er auf die Sklaverei zurück; so auch in „The Panorama and other Poems“. In diesem Panorama zeigt er uns einen Sklavenmarkt und schildert die Schattenseiten der Union in grellen Farben. Es ist dies Gedicht ein Kassandraruf für Nord und Süd. Der Haschisch des Orients hat nach ihm noch lange kein solches Unheil angerichtet, wie die Baumwolle des Südens. Er verflucht den in Gesellschaft und Politik herrschenden Geist und hebt die Staatsmänner in den Himmel, die da die Quelle aller Gesetze ausschließlich in der Bergpredigt finden. Ueberhaupt fällt er viel zu oft in den Predigtton, wodurch er manchmal gar langweilig wird. Seine religiöse Polemik ist mitunter markig und wirkungsvoll; letztere Eigenschaft geht jedoch stets verloren, wenn man sich erinnert, daß der Dichter doch nur auf dem beschränkten Standpunkte der Quäker steht.

In den „Home Ballads“, zuerst im Jahre 1860 er-

schienen, bringt er abenteuerliche Erzählungen aus der alten Kolonialzeit, die ihn in jeder Familie Neuenglands zum erklärten Lieblingsdichter gemacht haben; besonders sind die ergreifenden Balladen „The Witch's Daughter“ und „Skipper Ireson's Ride“ sehr populär geworden. Letzterem Gedicht liegt eine geschichtliche Thatsache zu Grunde, die jedoch nach einem Artikel Chadwick's in „Harper's Monthly“ von Whittier arg entstellt worden ist. Chadwick nimmt Ireson, dessen eigentlicher Name Flood war und der zwei Jahre vor dem Erscheinen jener Ballade zu Marblehead arm und blind starb, gegen die ihm angedichtete Grausamkeit in Schutz und behauptet, das demselben widerfahrene Theeren und Federn habe eigentlich ein anderer verdient, was vielleicht wahr sein mag; der Lokaltradition, an die sich Whittier einfach hielt, entspricht es wenigstens nicht.

Daß Whittier's Leyer zur Zeit des schrecklichen Bürgerkrieges hätte verstummen sollen, konnte man von ihm, trotzdem er als Quäker ein abgesagter Feind alles Blutvergießens war, nicht erwarten. Nun war endlich die Zeit gekommen, die ihm die Erfüllung seines lang gehegten Wunsches bringen sollte; jetzt tönte, wie er in der Sammlung „In War Time“ (1863) sagt, die Todesglocke der Sklaverei und damit der Klang derselben mit enthusiastischer Freude vernommen werde, malt er nochmals die Schrecken und die Schändlichkeit dieses, die Union entehrenden Instituts.

Das in dieser Abtheilung enthaltene Gedicht „Barbara Fritchie“ machte die Runde durch alle nördlichen Zeitungen. Es wird darin erzählt, daß als ein Theil der südlichen Armee durch Fredericktown in Maryland

marſchirte, Frau Barbara Fritchie eine Unionsflagge aus dem Fenſter gehalten und gerufen habe: „Schießt auf mich, aber nicht auf die Flagge!“ Darauf habe dann Stonewall Jackſon den Befehl gegeben, die alte Frau nicht zu beläſtigen. Whittier erhielt dieſen Stoff von der Novelliſtin Southworth, deren Erzählung auf Wahrheit beruhen ſoll. Vor einigen Jahren veröffentlichte jedoch Jakob Engelbrecht, ein alter Bewohner von Frederick-town, in der „Sun“ zu Baltimore einen Artikel, in dem er erklärte, daß Jackſon's Armee überhaupt gar nicht durch die Straße, in der Barbara Fritchie wohnte, marſchirt ſei; er habe aber hingegen Lee's Abtheilung durch jene Straße ziehen ſehen, an dem Fenſter jener Frau jedoch keine Flagge bemerkt. Zehn Tage darauf aber, als McClellan durch Fredericktown marſchirte, habe ſich Barbara Fritchie mit einer Flagge am Fenſter blicken laſſen. Damit wollen wir es denn dem geneigten Leſer überlaſſen, der poetiſchen Verſion Whittier's, oder der proſaiſchen Engelbrecht's den Vorzug zu geben.

Die bereits erwähnte Idylle „Snow-Bound“ (1865) iſt denjenigen Familiengliedern, von denen ſie handelt, in aller Liebe und Treue gewidmet. Die Handlung dieſes Gedichtes iſt ſo einfach wie das Quäkerleben überhaupt. Ein rauher Dezembertag bringt die Vorboten eines anhaltenden Schneeſturmes, und da heißt es denn ſo ſchnell wie möglich die Viehſtälle verſchließen und Holz in die Wohnſtube, die zugleich Küche war, tragen. Allmälig nehmen die Gegenſtände in Feld und Garten ſonderbare Geſtalten an; der Pfoſten vor der Gartenthüre gleicht einem alten Manne mit flatterndem Rock und eingedrück-

tem Hut; kurzum, es scheint Alles verzaubert zu sein. Doch die Farmer lassen den Nordwind ruhig wüthen, essen Oktobernüsse und trinken Apfelwein dazu. Zum Zeitvertreib werden allerlei kurzweilige Geschichten erzählt; der alte Kalender und die wenigen übrigen Bücher müssen ihren längst bekannten Inhalt aufs Neue zum Besten geben, bis sich dann der Himmel endlich wieder aufklärt und sich die Menschen wieder in das Freie wagen können.

In „The Tent on the Beach and other Poems“ (1867) führt uns das Hauptgedicht drei ungenannte Freunde (Whittier, Bayard Taylor und James T. Fields) vor, die während der heißen Sommermonate ihr Zelt am Seeufer aufgeschlagen haben und sich die Zeit mit poetischen Erzählungen vertreiben. Die in dieser äußeren Einkleidung mitgetheilten Balladen sind alle packend und schwungvoll, doch spielt leider das Wundervolle darin eine zu große Rolle.

“Among the Hills“ (1868) ist eine keusche Idylle, die mitunter an Tennyson's „Gärtnerstochter“ erinnert. In „Miriam and other Poems“ (1870) finden wir die alten Vorzüge, aber auch die einmal eingewurzelten Fehler wieder. Ohne jeden poetischen Werth ist jedoch „The Pennsylvania Pilgrim“ (1872), worin in schauderhaft trocknem Tone das Leben des frommen Franz Daniel Pastorius, der Ende des 17. Jahrhunderts infolge der Agitation William Penn's nach Pennsylvanien kam, geschildert wird. Es ist dies Gedicht im Grunde nichts anders als eine gereimte Wiedergabe der historischen Abhandlungen, die Dr. Seidensticker in Philadelphia im „Penn Monthly“ über jenen Pionier veröffentlichte. Vielleicht interessirte sich Whittier nur deshalb für Pastorius, weil sich der-

ſelbe öffentlich gegen die Sklaverei erklärt hatte, was allerdings damals als eine Heldenthat gelten konnte.

In „Hazel Blossoms“ (1874), denen auch einige Gedichte ſeiner verſtorbenen Schweſter Elizabeth beigegeben ſind, lobt er beſonders den Naturforſcher Agaſſiz wegen ſeiner Frömmigkeit und läßt ihn im freien Tempel der Natur mitten im Kreiſe ſeiner Schüler ſeine Andacht verrichten. Daß Agaſſiz ſeiner bei jeder öffentlichen Gelegenheit zur Schau getragenen Frömmigkeit einen großen Theil ſeiner Popularität verdankt, iſt unſtreitig ohne Frage; für viele aber iſt es auch eine ausgemachte Thatſache, daß jene Frömmigkeit nichts anders als eine ſchlaue, raffinirte Heuchelei war.

Die Sammlung „The Vision of Echard and other Poems“ (1878) enthält erſtens eine Mönchs-, dann eine Hexengeſchichte und einige Gedichte aus der amerikaniſchen Geſchichte. In „The King's Missive and other Poems“ (1881) bezieht ſich das Titelgedicht auf einen Befehl Karl's II., durch welchen die Quäkerverfolgungen in Amerika eingeſtellt werden mußten. Whittier's Schilderung der Quäker iſt jedoch zu panegyriſch gefärbt, wie dies Dr. Ellis in einem dieſes Werk betreffenden Artikel im „New England Historical Magazine“ nachgewieſen hat.

Jeder einzelnen Abtheilung von Whittier's Gedichten iſt, trotzdem faſt jede einzelne Nummer einen religiöſen Anſtrich hat, noch eine beſondere Sammlung frommer Lieder beigegeben, worin der Sieg des Chriſtenthums über die geſammte Welt im Voraus gefeiert wird, weshalb ſie denn auch ſchon in mehreren Kirchenliederbüchern verſchiedener Sekten Aufnahme gefunden haben. Bitter klagt er öfters, daß die gute, alte Zeit mit ihren ein-

fachen Sitten und Gebräuchen verschwunden sei und daß die meisten Menschen nur ihr Glück außer dem Hause und nicht in demselben suchten. Jetzt werden, klagt er ferner, die Thüren verschlossen und die Lichter ausgelöscht, damit der verirrte Wanderer keine Zufluchtsstätte mehr finden kann, denn das Mitleid sei zu einem Verbrechen geworden. Glücklicherweise ist ihm aber der Trost geblieben, daß das Auge Gottes auch durch die dunkelste Nacht des Unrechts blicken kann.

Trotzdem er ein Priester des Friedens, den er mit dem auf einen ruhigen See fallenden Mondstrahl vergleicht, zu sein vorgibt, predigt er doch einen ewigen Kreuzzug gegen alle geistlichen und weltlichen Tyrannen, gegen alle feilen Journalisten und Richter, die das goldene Kalb anbeten und Wahrheit und Männerwürde für hinderliche Dinge halten. Er glaubt, wie jeder Quäker, an die Macht des „inneren Lichtes" und folgert daraus die Berechtigung der Gewissensfreiheit. Als Feind der Kirchen und Pfaffen spricht er:

„I ask no organ's soulless breath
To drone the themes of live and death
No altar candle-lit by day,
No ornate wordsman's rhetoric-play,
No cool philosophy to teach
Its bland audacities of speech,
No pulpit hammered by the fist
Of loud-asserting dogmatist."

Wer aber darnach zu urtheilen wirkliche Gewissensfreiheit bei den Quäkern suchen wollte, dürfte doch vor dem unrechten Hause vorsprechen, denn unliberalere, verknöchertere und engherzigere Menschen, die dem Fortschritt auf geisti-

gem Gebiete abholder sind als die Quäker, findet er wohl nirgends. Sie thun sich im Allgemeinen viel zu gut auf die historischen Tugenden ihrer Vorfahren und verstehen es so schlau wie der geriebenste Yankee, bei geeigneter Gelegenheit Kapital daraus zu schlagen. Natürlich soll sich das hier Gesagte nicht auf den Privatkarakter Whittier's beziehen; wenn aber dieser Dichter seine Sekte stets als die allein zur Existenz berechtigte hinstellt, so darf er übrigens nicht annehmen, daß man blindlings auf seine Worte schwört und das Heil der Welt im Quäkerthum erblickt.

Doch Whittier meint es ernst mit Allem, was er sagt und sein ganzes Leben legt davon reichlich Zeugnis ab. Sein Ruhm als Abolitionist steht ihm höher als sein Dichterruhm. Seine Reformwuth hat ihn nie verlassen. Das Urchristenthum, d. h. wie er es sich vorstellt, soll die Welt regieren; wo Mitleid wohnt, ist der Friede Gottes; jeder freundliche, dem Nächsten gewidmete Blick ist ein frommes Lied und jede edle That ein Gebet.

Dem Transscendalismus Neuenglands, als dessen Hauptvertreter Emerson dasteht, hat er niemals Geschmack abgewonnen, und das ist insofern gut, als es doch die Popularität seiner Gedichte beeinträchtigt hätte. Als Dichter wird Emerson niemals in das Herz des Volkes eindringen; was er zu viel hat an Gedankenreichthum, fehlt Whittier; letzterer aber versteht es dafür, einfache Wahrheiten in eine anziehende poetische Form zu kleiden, die Jedem auf den ersten Blick klar und verständlich ist. In seinen besseren Balladen finden wir den moralischen Ernst Wordsworth's; aus seinen Reformgedichten spricht die Entrüstung und das Feuer eines Byron; seine volks-

thümlichen Lieder verrathen den Einfluß Burns'! Er ist ein unermüdlicher Beobachter der Natur und es gelingt ihm auch in den meisten Fällen, ihr wohlberedter Dolmetscher zu sein. Seine Gedichte sind reich an trefflichen Gleichnissen; an poetischen Formen aber sind sie arm. Seine Erzählungen spinnt er größtentheils zu lange aus, aber die Verse fließen ihm so natürlich und ungezwungen, daß der Leser niemals über die Menge derselben klagt. Die Dichter Amerika's, die in Whittier's Jugend bereits ihren Ruhmesgipfel erklommen hatten, sind mit Ausnahme Bryant's in die Literaturgeschichte eingesargt und vom Volke vergessen worden; Whittier hingegen ist von Jahr zu Jahr seinem Volke theurer geworden. Das Ausland hat sich bis jetzt im Allgemeinen wenig um ihn bekümmert; demselben ist er zu specifisch amerikanisch und dann befremden auch die zahllosen, für den Nichtamerikaner schwer verständlichen Anspielungen auf Lokalgeschichte und Topographie zu sehr.

Ueber Whittier's prosaische Werke, von denen im Jahre 1880 eine Gesammtausgabe in zwei Bänden erschien, mögen einige wenige Worte genügen. Dieselben enthalten eine Anzahl Biographien, Kritiken, Bilder aus der Kolonialzeit und dem fingirten Tagebuche der Margaret Smith, dessen Inhalt und Stil lebhaft an Meinhold's „Bernsteinhexe" erinnern. Diese prosaischen Werke hätte er überhaupt, ohne seinem Rufe zu schaden, ruhig der Vergessenheit anheim geben können.

Whittier gab auch mehrere Anthologien heraus, wie „Child-Life in Prose" (1873), „Child-Life in Poetry" (1874), „Songs of three Centuries" (1875) und außerdem (1882) die Briefe der Frau Maria Lydia Child.

Die Dichterinnen Alice (geb. 26. April 1820, gestorben 1871) und Phoebe (geb. 4. September 1824, gestorben 1871) Cary haben in der Novellistin Mary Clemmer eine sehr geschwätzige Biographin, sowie eine Herausgeberin ihrer gesammelten poetischen Werke (1877) gefunden. Beide Geschwister wurden auf einer Farm im Miamithale, in der Nähe von Cincinnati geboren und ihre Jugend sowie ihre häuslichen Verhältnisse waren nicht dazu angethan, das dichterische Schaffen zu begünstigen. Ihre Stiefmutter betrachtete Lesen und Schreiben für einen geschäftigen Müßiggang, was aber besonders Alice nicht abhielt, trotz alledem der edlen Kunst des Versemachens zu huldigen. Der Literarhistoriker Rufus Griswold, dem einige ihrer Produkte zu Gesicht gekommen waren, veranlaßte sie, ihre besseren Gedichte zu einem Bande zusammen zu stellen und besorgte ihr auch einen Verleger, der generös genug war, ihr dafür ein Honorar von hundert Dollars zu zahlen. Darauf machte sie eine Reise nach dem Osten und stattete auch dem Dichter Whittier in Amesbury einen Besuch ab, welcher derselben den Stoff zu dem Gedicht: „The Singer" lieferte.

Alice ließ sich nun dauernd in New-York nieder und so bald sie gefunden hatte, daß sich ihr dort ein lohnender Markt für ihre geistigen Arbeiten bot, ließ sie auch ihre Schwester Phoebe nachkommen und beide schriftstellerten nun munter drauf los. Ihr treuester Freund war Horace Greeley. 1852 veröffentlichte Alice den ersten Band der „Clovernook Series", einer Sammlung frischer, anmuthiger Naturbilder, die besonders in England großen Anklang fand. Die zweite Serie erschien 1853; auf dieselbe folgte das Werk „Clovernook Children"

und ein Band Gedichte, die ihres melancholischen Karakters wegen bitter angegriffen wurden, aber doch zahlreiche Leser fanden. Mit dem auch in das Französische übersetzten Werk „Pictures of Country Life" schloß sie ihre Clovernook Serie ab. In ihren Novellen „Hagar" und „Maried, not mated" suchte sie ohne genügende praktische Erfahrung die Fehler und Leidenschaften der Männer und Frauen zu portraitiren; doch entfaltete sie darin eine große Erfindungsgabe und eine lebhafte Phantasie. Ueberhaupt macht sich besonders in allen ihren prosaischen Schriften der Mangel eines regelmäßigen und gediegenen Schulunterrichtes bemerklich; ihre Jugend hatte sie hauptsächlich mit der gewöhnlichen Hausarbeit verbracht und nur die derselben abgestohlenen Stunden der heimlichen Lektüre widmen können.

Alice war unermüdlich literarisch thätig; sie schrieb für zahlreiche Zeitungen, war bei der Redaktion verschiedener Anthologien, wie „Hymns for all Christians" und „Poems of Faith, Hope and Love" betheiligt und verdiente sich damit so viel Geld, daß sie sich in der 26. Straße New-Yorks ein eigenes Haus kaufen konnte. Dasselbe bildete bis zu ihrem Tode den Sammelplatz zahlreicher Schöngeister. „Saure Wochen, frohe Feste" war ihr Motto.

In ihren Gedichten besingt sie hauptsächlich ärmliche Verhältnisse; sobald sie aber in den Erzählton geräth, entwickelt sie eine fabelhafte Geschwätzigkeit und wird manchmal fade und langweilig. Die geringste Kleinigkeit verarbeitete sie zu einem Gedichte; ihre Verse sind im Ganzen genommen fließend und man merkt es der Verfasserin an, daß sie die Reime nur so aus dem Aermel

schüttelt. Sie schwärmt für Frauenrechte und Temperenz. Ihre religiösen Gedichte erinnern häufig an die ähnlichen Ergüsse ihres Freundes Whittier. Ihr Werk, „The Lover's Diary", das in der von Frau Clemmer herausgegebenen Ausgabe ihrer Gedichte keine Aufnahme gefunden hat, ist aus der aufopfernden Liebe zu ihrer an der Schwindsucht verstorbenen Schwester Elmina („Mina") entstanden und enthält die zartesten Blüthen ihres poetischen Talentes.

Phoebe besaß weniger Phantasie, aber mehr Frömmigkeit als Alice. Doch sie hatte etwas, was letzterer versagt war, nämlich die Gabe des Humors und der Satire und entwickelte dieselbe in mehreren gelungenen Parodien und Travestien. Naturschwärmerei war ihre Passion nicht, desto eifriger aber pflegte sie mit den Todten Umgang, worüber besonders ihr Gedicht „Border Land" Auskunft gibt. Von ihren Hymnen hat „Nearer home" eine außerordentliche Popularität erlangt.

Trotzdem Carriere und Gottschall der Sonettenform hochtrabende Lobesworte gewidmet haben und dieselbe neuerdings von Bodenstedt in Schutz genommen worden ist, ist sie jedoch in Deutschland nie sonderlich populär gewesen. Es wird durch dieselbe der Gedanke in ein Prokrustesbett gezwängt und verliert dadurch an Klarheit; überhaupt sind viele, um nicht zu sagen die meisten deutschen Sonette nichts als verzerrte Reimspielerei, und der Altmeister Goethe sagt, daß er, als er in Sonettenwuth gefallen sei, das Gelächter der Genien vernommen habe.

In England und in Amerika, besonders aber in dem letzteren, wird das Sonett mit wachsender Vorliebe kultivirt und als amerikanischer Sonettendichter par ex-

cellence gilt der am 8. Mai 1880 zu Salem in Massachusetts verstorbene Jones Very, von dessen Gedichten William P. Andrews 1883 eine neue Ausgabe erscheinen ließ. Die erste von R. W. Emerson besorgte Ausgabe erschien 1839 unter dem Titel „Essays and Poems“ zu Boston; die in derselben enthaltenen lesenswerthen Aufsätze über Shakespeare, epische Dichtkunst und Hamlet fehlen jedoch in der Andrew'schen Ausgabe.

Jones Very wurde am 28. August 1813 zu Salem geboren; sein Vater war Schiffskapitän und mit demselben machte er als Kind mehrere ausgedehnte Reisen. In seinem 14. Jahre machte er sich, da er doch auch etwas für den Unterhalt seiner inzwischen verwittweten Mutter beitragen mußte, als Laufbursche bei einem Auktionator nützlich; jede freie Stunde aber verbrachte er über seinen Büchern und bildete sich allmälig dadurch soweit heran, daß er die Kosten eines höheren Schulunterrichts durch eigene Lehrthätigkeit abverdienen konnte. 1834 bezog er, nachdem ihn ein wohlhabender Onkel mit den nöthigen Mitteln versehen hatte, Harvard College und 1836 trat er als Schüler und zugleich als Hülfslehrer des Griechischen in die theologische Schule jener Universität ein. Zwei Jahre darauf kehrte er aber seiner stark angegriffenen Gesundheit wegen nach Salem zurück und beschäftigte sich dort eifrig mit dem Studium der Literatur. Die Sonette, die er damals sozusagen nur aus dem Aermel schüttelte, fanden besonders in frommen Kreisen eine begeisterte Aufnahme und der geistreiche Philosoph und Dichter Emerson hielt große Stücke auf dieselben.

Very war ein schwärmerischer Theosoph, der sich

: das auserwählte Werkzeug hielt, Gottes Gedanken Verſe zu kleiden. Er hatte nur wenig Umgang mit n Menſchen und auch ſehr wenige ſuchten ſeine Geſell- aft auf. Er war ein profeſſioneller Beter, der alle enſchen durch die Macht des Gebetes zu Werkzeugen s göttlichen Willens bringen wollte. Die Folge davon ar, daß man Anſtalten traf, ihn in ein öffentliches arrenhaus zu ſchaffen; doch ſorgten ſeine Freunde noch chtzeitig dafür, daß es nicht geſchah; dahingegen aber ſchickten ſie ihn auf kurze Zeit in eine Privatirrenanſtalt. ery hatte alle Selbſtſucht, allen Zweifel, alle Sehnſucht, berhaupt alle Liebe zum vergänglichen Weſen in ſich er- ickt und dadurch das chriſtliche Nirwana erreicht. Als rediger des Evangeliums war er erfolglos, da er nicht e Gabe beſaß, die Maſſe zu begeiſtern.

Seine Sonette ſind im Ganzen genommen monoton, ı er einen und denſelben Gedanken zu oft wiederholt; ber ſie ſind das getreue Spiegelbild ſeiner inneren Ge- mmung. In den Nummern, in denen das religiöſe Ele- ent weniger in den Vordergrund tritt, zeigt er ſich als hten, feinfühlenden und ſympathiſchen Dichter. Jedem, ıch dem allergewöhnlichſten Naturereignis, widmet er nige, mitunter gedankenreiche Strophen, wie denn über- aupt ſeine Naturbetrachtungen das beſte ſind, was ſeine :uſche, humorloſe Muſe hervorgebracht hat.

Burritt — Calvert — Higginson.

Amerika ist das Land der selfmade men und zwar auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit. Der Einwanderer, der mit wenigen Mitteln in der Tasche seine gastlichen Gestade betritt und nur ein paar gesunde Arme und die Lust, dieselben redlich zu gebrauchen, mitbringt, wird, wenn ihn nicht das Unglück auf Weg und Steg hartnäckig verfolgt, sich in wenig Jahren in einer unabhängigeren Lage befinden, als ihm dies während seines ganzen Lebens im alten Europa möglich gewesen wäre. Unsere reichsten Farmer begannen ihre Laufbahn als arme Tagelöhner und blicken heute noch stolz auf ihren beschwerlichen Anfang zurück. Privilegirte Klassen haben wir glücklicherweise noch nicht, und keine Arbeit, sei sie auch nach den engherzigen europäischen Begriffen die allerniedrigste, schändet; denn Jeder weiß, daß es vor Nacht leicht anders werden und daß Derjenige, der sich heute noch als Fabrikarbeiter schlafen legt, schon morgen als Fabrikbesitzer aufstehen kann. „Wo ein Wille ist, da ist

auch ein Weg", ſagt das ächtamerikaniſche Sprichwort. „Das Wort ‚unmöglich' pflegte der alte Napoleon zu ſagen, ſteht nur im Wörterbuche der Narren."

Horace Greeley, und vor ihm Benjamin Franklin, hatten mit ungeheuren Schwierigkeiten zu kämpfen, ehe ſie zu einer weltgeſchichtlichen Bedeutung gelangten und der Jugend als Muſter der Ausdauer und des Fleißes vorgehalten werden konnten. Bei keinem der selfmade men aber ſaß das Glück an der Wiege, ſondern die Noth allein hat ſie von Jugend auf wenn nicht zu Allem, ſo doch zu Vielem geſchickt gemacht. Ja, wer einen Eſſay über die kulturhiſtoriſche Bedeutung der Noth ſchreiben wollte, brauchte ſich wahrhaftig nicht über den Mangel an Material zu beklagen.

Es muß zugegeben werden, daß heutigen Tages die geſellſchaftlichen Anforderungen an das Individuum einen ſolchen Umfang angenommen haben, daß es ſelten Jemandem möglich iſt, im Kampfe um das Daſein Zeit und Mittel zu erübrigen, um dieſelben einer Lieblingsthätigkeit zuzuwenden, welche weniger für die eigene Familie, als für die geſammte Menſchheit von Nutzen iſt. Der materialiſtiſche Zug unſeres Zeitalters, der ſtets zum ſchnellſten Genuß drängt, hat die Kultivirung der höchſten Güter gefährdet; man wirkt und ſchafft nur für die Gegenwart und überläßt die Zukunft den Zukünftigen.

Umſomehr iſt es lobend anzuerkennen, wenn trotz alledem von Zeit zu Zeit Menſchen auf der Bühne des Lebens erſcheinen, denen die ſtille Wirkſamkeit im Dienſte Weniger allein nicht genügt, ſondern die ſich berufen fühlen, der ganzen Welt als Licht zu dienen, und

die allen Schwierigkeiten zum Trotz dieses Licht nicht unter den Scheffel stellen. Sie sind geborene Märtyrer der Humanität: ihre Ansichten, ihr Thun und Treiben wird von der indolenten Masse verspottet und verhöhnt, aber Nichts entmuthigt sie und Nichts verhindert sie, der Menschheit eine moralische Schuld abzuzahlen.

Ein solcher Mann war Elihu Burritt, im Volksmunde unter dem Namen „the learned blacksmith" bekannt. Er hatte sich 33 fremde, theils europäische, theils asiatische Sprachen zu eigen gemacht und eine nicht unbedeutende Anzahl von Büchern geschrieben. Sein Hauptverdienst liegt jedoch in seinen philanthropischen Bestrebungen, die in der Agitation gegen die Sklaverei und den Krieg bestanden.

Elihu Burritt wurde am 8. Dezember 1810 zu New Britain in Connecticut als das jüngste von zehn Geschwistern geboren. Seine Vorfahren, von denen Vater und Großvater am amerikanischen Unabhängigkeitskampfe theilgenommen hatten, waren, wie damals die meisten Neuengländer, einfache Landleute, die sich nur während der Wintermonate mit verschiedenen Handwerken beschäftigten. Im Frühjahr aber legte ein Jeder den Schusterhammer, das Bügeleisen und die Zimmermannsaxt beiseite und griff zum Pfluge und zur Hacke. Elihu's Vater war Schuhmacher; er selbst widmete sich dem Schmiedehandwerk. Sein Schulunterricht war ein unregelmäßiger und mangelhafter und als er in seinem 21. Jahre die Privatschule seines Bruders Elijah, des Verfassers des damals vielgebrauchten Buches „Geography of the Heavens" besuchte, kostete ihn jeder Tag, an dem er am Amboß ver

mißt wurde, einen Dollar. Da es damals seine Absicht war, sich zu einem Landvermesser heranzubilden, so studirte er hauptsächlich Mathematik. Nebenbei versuchte er auch Lateinisch und Französisch zu lernen; auch kaufte er sich eine griechische Grammatik, die er beständig im Hute mit sich herumtrug.

Keinen müßigen Augenblick ließ er unbenützt und bei seinen Schmiedearbeiten memorirte er beständig fremdsprachliche Vokabeln. Die Mathematik gab er allmälig gänzlich auf; denn das Sprachstudium fesselte ihn bald derart, daß er sich aufmachte und nach New Haven zog, um ihm im Schatten des Yale College weiter obzuliegen. Dort angekommen setzte er sich am ersten Morgen hin, nahm den Homer und ein griechisches Lexikon mit lateinischen Definitionen zur Hand und dachte, wenn er während des ganzen Tages bei schwerer Arbeit nur zwei Verse herausbrächte, so könne er das Griechische schon ohne Lehrer bemeistern. Er hatte vorher keine Zeile in der Iliade gelesen. Gegen Nachmittag aber hatte er einen Sieg errungen, der ihn glücklich machte und der auf seine späteren Studien einen entscheidenden Einfluß hatte — er hatte 15 Verse übersetzt und im Original auswendig gelernt. Stolz ging er nun unter den klassischen Bäumen der Elm City spazieren und blickte auf die Gebäude des berühmten College geringschätzig hernieder; spürte er doch in sich die Kraft und Ausdauer, ohne die gelehrten Professoren desselben zum selbstgesteckten Ziele gelangen zu können. Nun theilte er seine Zeit so ein, daß die Hälfte auf den Homer kam, die übrigen Stunden aber dem Lateinischen, Französischen, Spa-

niſchen, Italieniſchen, Hebräiſchen und Deutſchen gewidmet wurden.

Nachdem er auf dieſe Weiſe den Winter hindurch ſchwer gearbeitet hatte, kehrte er nach New Britain mit der Abſicht zurück, ſeine Kenntniſſe praktiſch zu verwerthen. Er nahm eine Stelle als Lehrer in einem benachbarten Städtchen an, legte dieſelbe jedoch bald aus Geſundheitsrückſichten nieder und ward Handlungsreiſender. Nachdem er ſich in dieſem Berufe etwas Geld verdient hatte, fing er auf eigene Rechnung eine kleine Spezereihandlung an; doch als im Jahre 1837 eine allgemeine Geſchäftsſtockung eintrat, verlor er Alles, was er beſaß. Von allen Mitteln entblößt machte er ſich zu Fuß nach Boſton auf mit der Abſicht, dort wieder den Schmiedehammer zu ſchwingen. Doch es war ihm unmöglich, Beſchäftigung zu finden. Beſſer erging es ihm in Worceſter, wohin er darauf ſeine Schritte gelenkt hatte. Da er auch daſelbſt Zutritt zur reichhaltigen Bibliothek der Antiquariſchen Geſellſchaft fand, ſo widmete er ſeine Mußeſtunden wieder eifrig dem Studium fremder Sprachen und bemeiſterte unter anderen auch das Celto-Bretoniſche ſo weit, daß er darin einen korrekten Brief an die königliche Antiquariſche Geſellſchaft von Frankreich ſchreiben konnte, der heute noch als Kurioſität in einem Muſeum Englands aufbewahrt wird.

Da nun Burritt gerne ſeine freie Zeit in klingende Münze umgeſetzt hätte, ſo fragte er brieflich bei William Lincoln, einem einflußreichen Bürger Worceſters, an, ob er ihm nicht ein deutſches Werk nachweiſen könnte, deſſen Ueberſetzung für ihn lohnend wäre.

Lincoln war darüber, daß ein einfacher Handwerker

ſo bedeutende Sprachkenntniſſe beſaß, ſo erfreut, daß er den Brief in einer Zeitung abdrucken ließ, was Burritt den Namen „The learned blacksmith“ eintrug, den er ſeitdem auch für ſein ganzes Leben behielt. Wohin er nun kam, wurde er als Kurioſum angeſtaunt und die Neugierde, ihn zu ſehen, ward ſo groß, daß er nach ächt amerikaniſcher Weiſe beſchloß, dieſelbe auszubeuten und ſich in mehreren Städten als Vorleſer zu zeigen. Er arbeitete nun ſchnell eine Vorleſung unter dem Titel „Application and Genius“ aus, in der er zu beweiſen ſuchte, daß es keine angeborenen Talente gäbe, ſondern daß es Jeder durch Fleiß und Ausdauer auf irgend einem Gebiete zur Vollkommenheit bringen könnte; zur Behauptung dieſer Anſichten ſtellte er ſich dann als lebendes Beiſpiel vor. Nachdem er dieſe Vorleſung ungefähr ſechszig Mal gehalten hatte und die öffentliche Neugierde befriedigt war, gab er eine Monatsſchrift unter dem Titel „The Literary Geminae“ heraus, die halb in engliſcher und halb in franzöſiſcher Sprache gedruckt wurde, ſich aber mit Mühe und Noth nur ein halbes Jahr halten konnte.

Darauf gründete er die Wochenſchrift „The Christian Citizen“, in der er hauptſächlich für Sklaven-Emanzipation, Mäßigkeit, Selbſtbildung und allgemeinen Weltfrieden wirkte. Beſonders ſchwärmte er für letzteren und verſtand es auch vortrefflich, einflußreiche Leute dafür zu begeiſtern, was ihm auch deshalb nicht mehr ſo ſchwer ward, weil vorher der tüchtige Unitarierprediger Channing in Boſton in zwei klaſſiſchen, viel verbreiteten Reden gegen den Krieg aufgetreten war. Burritt trat nun mit einigen für den

Weltfrieden wirkenden Engländern in Verbindung, u
um mit denſelben näher bekannt zu werden, reiſte
1846 nach England. Er hatte urſprünglich die Abſic
nur drei Monate dort zu bleiben; doch dieſe drei M
nate wurden zu drei Jahren, während welchen die g
nannte Wochenſchrift von einem Freunde Burritt's for
geführt wurde.

Burritt reiſte dort hauptſächlich zu Fuß; er hielt
mehreren Städten Vorleſungen über ſeine Lieblingsid
und gründete die ſogenannnte „League of Universal Brothe
hood". Um den Verkehr mit den Gleichgeſinnten die
ſeits und jenſeits des Ozeans zu beleben, wirkte er gleic
zeitig für die Einführung eines billigeren Portos fü
überſeeiſche Briefe. Sir Rowland Hill's Vorſchlag eine
uniformen Briefportos hatte ſich im britiſchen Inſelköni
reiche bewährt und Burritt agitirte nun, allerdings ve
geblich, für Ausdehnung dieſes Planes auf alle Lände
Erſt in der ſpätern Einführung der internationalen Poſ
karten wurde ſein Wunſch realiſirt.

Irland, dem Burritt einen längern Beſuch abſtatte
war damals von einer ſchrecklichen, infolge ſchlechter Ka
toffelernten eingetretenen Hungersnoth heimgeſucht. D
Briefe, die er über jene Schreckensſcenen nach der Heim
ſandte, wurden von den meiſten amerikaniſchen Zeitunge
kopirt und hatten zur Folge, daß ein Schiff voller Leben
mittel und Kleidungsſtücke nach dem unglücklichen Lande a
geſandt wurde. Burritt ſah, wie ſich die halbverhungerte
hohläugigen Leute mit der Aufbietung ihrer letzten Kräf
nach den ſchnell errichteten Suppenanſtalten ſchleppte
was für Viele ein Kampf auf Leben und Tod war;

besuchte die Elenden in ihren armseligen Hütten und erlebte überall Scenen, die an herzerschütternder Traurigkeit jeder Beschreibung spotteten. Burritt's Berichte sind einfach und wahrheitsgetreu, dabei aber von einer gewaltigeren Wirkung, als z. B. die Schilderung ähnlicher tragischer Verhältnisse in Rodenberg's köstlicher „Myrthe von Killarney". Die Natur hat an Irland reichlich ihre Schuldigkeit gethan; für das Elend daselbst haben das freie Albion und das fromme Rom gesorgt.

Als 1848 Louis Philipp aus Frankreich geflohen war, ging Burritt nach Paris, um Vorbereitungen für einen allgemeinen Friedenskongreß zu treffen; hatte doch die neue Regierung die Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit proklamirt. Die blutigen Junitage aber machten einen Aufschub der projektirten Konvention nöthig und dieselbe trat dann im September des genannten Jahres in Brüssel zusammen. Die Sitzungen, zu denen Delegaten aus allen zivilisirten Ländern gekommen waren, dauerten drei Tage, und die Verhandlungen gipfelten in dem Grundsatze, daß internationale Schwierigkeiten durch Schiedsgerichte beizulegen und daß Kriege gegen Religion, Vernunft, Gerechtigkeit und gegen das Interesse der Menschheit seien. Weitere Kongresse, wie der zu Paris und Frankfurt a. M. folgten; aber die bei dem ersteren vom Präsidenten Viktor Hugo ausgesprochene Idee, daß die Zeit heranrücke, in der die Kanonen nur noch gleich den mittelalterlichen Marterwerkzeugen in Kuriositäten-Sammlungen zu sehen seien, wurde durch diese Versammlungen ebenso wenig der Verwirklichung näher gebracht, wie dessen Traum von den „Vereinigten Staaten Europa's".

Nachdem Burritt sich wieder in seiner Heimat New-Britain niedergelassen, kaufte er sich ein kleines Landgut und bewirthschaftete dasselbe so gut er konnte.

Im Jahre 1863 reiste er wieder nach England, und zwar mit der Absicht, sich dort die besseren Farmen gründlich anzusehen. Mit der Rückkehr eilte es ihm auch diesmal nicht, wozu auch der Umstand wesentlich beitrug, daß er 1865 zum amerikanischen Bundes-Konsul von Birmingham ernannt wurde. Als solcher bestand seine Aufgabe hauptsächlich darin, statistische Nachrichten über die Industrie jenes Distriktes zu sammeln, und wie gewissenhaft er derselben nachkam, zeigte der Umstand, daß er jedes einzelne Dorf besuchte und gründliche und ausführliche Nachforschungen anstellte, die er in einem großen Werke unter dem Titel: „Walks in the Black Country and its Green Border Lands“ veröffentlichte.

1870 kehrte er wieder nach Amerika zurück. Er war nun sechszig Jahre alt und hatte ziemlich die Hälfte seines Lebens in Europa zugebracht. Er widmete sich nun hauptsächlich der Schriftstellerei und versah mehrere Blätter regelmäßig mit Beiträgen. Er war nie verheiratet. In religiöser Beziehung gehörte er äußerlich den Kongregationalisten an, thatsächlich war er jedoch über den christlichen Sektengeist erhaben. Er starb am 6. März 1879.

Folgende meistens in England erschienene Schriften stammen aus seiner Feder: „Sparks from the Anvil, 1847“. „Miscellaneous Works, 1848“. „Year Book of Nations, 1851“. „Thoughts and Things at Home and Abroad, 1854“. „Walk from London to John O'Groat's, 1864“. „Walk from London to Land's End and Back, 1865“.

„Walks in the Black Country, 1866". „Old Burchell's Pocket, 1866". „Lectures and Speeches, 1866". „The Mission of Great Sufferings, 1867". „Jacob and Joseph, 1867". „Prayers and Meditations from the Psalms, 1869". „Children of the Bible, 1873". „Ten Minute Talks on all Sorts of Topics"*). „Sanskrit Handbook, 1874" und „Chips from many Blocks, 1878".

Außerdem hinterließ er mehrere druckfertige Manuſkripte.

Während ſeines ganzen Lebens war Burritt außerordentlich fleißig. So leſen wir z. B. in ſeinem Tagebuche aus dem Jahre 1837: „Montag, den 18. Juli. Kopfweh. 40 Seiten in Cuvier's „Theorie der Erde". 64 Seiten Franzöſiſch. Elf Stunden geſchmiedet. — 19. Juli. 60 Zeilen Hebräiſch. 30 Seiten Franzöſiſch. 10 Seiten in Cuvier's „Theorie". 8 Zeilen Syriſch. 10 Zeilen Däniſch. 16 Zeilen Böhmiſch. Zehn Stunden geſchmiedet. — 20. Juli. 25 Zeilen Hebräiſch. 8 Zeilen Syriſch. Elf Stunden geſchmiedet."

Burritt's ſprachwiſſenſchaftliche Kenntniſſe ſind vom größeren Publikum jedoch ſtets überſchätzt worden; er hatte ſich allerdings in einigen fremden Sprachen eine gewiſſe Fertigkeit im Ueberſetzen angeeignet, aber an ſchwierige philologiſche Fragen wagte er ſich nicht. Auch iſt es Thatſache, daß er ſich in keiner einzigen fremden Sprache nur einigermaßen unterhalten konnte. Während

*) Boſton 1873, Verlag von Lee & Shepard. Dieſes Buch enthält auch eine in ſimpler Sprache erzählte Autobiographie des Verfaſſers, aus der Charles Northend 1879 das Material zu ſeiner Lebensbeſchreibung Burritt's (New-York, D. Appleton & Co.) ſchöpfte.

seines Aufenthaltes in Frankreich bediente er sich meistens eines Dolmetschers.

Auch als Schriftsteller ist er ohne besondere Bedeutung. Seine zahlreichen Aufsätze sind zwar gut stilisirt, neue Gedanken aber sucht man in denselben vergeblich. Was er aber schreibt, ist klar und allgemein verständlich. Jeden Akt der Humanität begrüßte er als willkommenen Vorboten des ersehnten Weltfriedens; das Schiff, das einst im Winter den hungernden Neufundländern Proviant brachte, verehrte er mehr, als Jason's Argonauten-Expedition. In Allem, wofür er sich interessirte, war er ein Enthusiast, und was er auch immer für seine Mission hielt, das verkündete er von Haus zu Haus. Er verstand es, wie so viele seiner Landsleute, trefflich, stets die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zu ziehen, und daß er mit einer gewissen persönlichen Eitelkeit behaftet war, zeigt ziemlich deutlich seine Autobiographie.

Es ist in gewisser Hinsicht sonderbar, daß der vor einigen Jahren verstorbene George Henry Calvert bis jetzt im Allgemeinen so wenig bekannt ist, verstehen es doch sonst die Amerikaner trefflich, für sich Reclame zu machen oder machen zu lassen. Allerdings behandelte er in seinen Schriften größtentheils Themen, für welche sich an und für sich nur ein kleines Publikum interessirt; aber es scheint, als habe ihm sogar auch nichts an einer Anerkennung von dieser Seite gelegen und als habe er nur seine ästhetischen Aufsätze verfaßt, um lediglich einem inneren Drange zu genügen. Dazu mag denn auch noch der Umstand wesentlich beigetragen haben, daß ihn seine Privatverhältnisse nicht zwangen, die Schriftstellerei zum

Lebensberufe zu erwählen, in welchem Falle er dieselbe sicherlich so gut wie seine Kollegen geschäftsmäßig betrieben hätte.

George Henry Calvert wurde im Jahre 1803 im Prince George's County, Maryland, geboren und stammt in directer Linie von Lord Baltimore ab. Nachdem er in seiner Heimat eine für die damalige Zeit liberale Erziehung genossen hatte, begab er sich 1823 nach Europa und zwar mit dem hauptsächlichen Zwecke, um in Göttingen vorzugsweise deutsche Sprache und Literatur zu studiren. Die Frucht seines europäischen Aufenthaltes war die lesenswerthe Schrift „First Years in Europe" (Boston 1866).

Zuerst stattete er seinem Onkel in Antwerpen einen Besuch ab. Derselbe war ein freisinniger Katholik und zahlte der Kirche jährlich hundert Thaler für die Erlaubnis, an den Festtagen Fleisch essen zu dürfen. Calvert's Mutter war ebenfalls katholisch, doch hatte sie das eifrige Studium des neuen Testamentes in Maryland zur Protestantin gemacht.

Im Winter 1824 reiste Calvert nach Göttingen; von der deutschen Sprache kannte er kaum zwanzig Wörter. Da es ihm jedoch weder an Lust noch am nöthigen Fleiße fehlte, sich die deutsche Sprache zu eigen zu machen, so kam er unter Benecke's umsichtiger Leitung bald so weit, daß er „Nathan der Weise", „Faust" und das „Nibelungenlied" lesen konnte. Dieser Benecke erzählte ihm auch, daß kurz vorher Coleridge in Göttingen gewesen sei und um den Leuten zu zeigen, welche erstaunliche Kenntnis er von der deutschen Sprache besitze, eine Klopstock'sche Ode auswendig gelernt habe, ohne jedoch dieselbe zu verstehen; auch habe jener

Engländer schon damals dem Opiumgenusse gehuldigt. Das Kapitel über Göttingen ist wohl das reichhaltigste und anmuthigste in dem betreffenden Buche. Calvert beschreibt darin das Studentenleben nach allen Seiten, hauptsächlich aber nach der vortheilhaftesten, was für die Amerikaner deshalb von Werthe war und noch ist, weil sie sich meistens unter einem deutschen Studenten ein zweibeiniges Bierfaß vorstellen, in dessen Spundloch eine lange Pfeife steckt.

Auf einer Ferienreise besuchte Calvert auch Goethe in Weimar, der damals in seinem 76. Jahre stand und der den Amerikanern damals nur als der Verfasser des „Werther" und „Faust" bekannt war. Calvert erblickte in ihm sein verkörpertes Ideal; der Eindruck, den seine Person auf ihn machte, ist ihm für sein ganzes Leben geblieben. George Ticknor, der sich einige Jahre vorher ebenfalls in Weimar kurze Zeit aufgehalten hatte, war von Goethe weniger entzückt und bemerkte unter Anderem, daß man ihm nur zu sehr die Spuren früherer Leidenschaften ansehe.

Seiner außerordentlichen Vorliebe für Goethe gab Calvert späterhin in den Werken „Goethe, his Life and Works" (Boston 1872) und „Charlotte von Stein" (Boston 1877) beredten Ausdruck. Ersteres Buch bespricht Goethe's Freundschaftsverbindungen und Liebesverhältnisse, seine Thätigkeit als Staatsmann u. s. w. Es ist eine Apotheose Goethe's, die für den Kenner unseres ersten Klassikers durchaus nichts Neues enthält. Die Hauptwerke Goethe's werden kurz und bündig besprochen und die wenigen eingestreuten, außerordentlich gelungenen Uebersetzungen lassen

uns bedauern, daß uns der Verfaſſer nicht noch einige mehr gegeben hat. Im Allgemeinen geht Calvert jedoch die kritiſche Schärfe ab und er ſucht ſich auch meiſtens ſolche Helden aus, an denen er ſich ſatt loben kann. Sein Werk über Charlotte von Stein iſt aus dem dreibändigen, von A. Schöll herausgegebenen Briefwechſel zwiſchen Goethe und der genannten Dame, und aus dem betreffenden Werke Düntzer's zuſammengeſtellt.

1878 ließ Calvert erſcheinen „Wordsworth. A Biographic-Aesthetic Study". Wordsworth, das Haupt der ſogenannten engliſchen Seeſchule, zu der Coleridge, Southey und mehrere andere Dichter untergeordneteren Ranges gehörten, predigte in ſeinen Gedichten, trotzdem dieſelben manchmal ſtark pantheiſtiſch gefärbt ſind, doch hauptſächlich die Abhängigkeit der Menſchen und der Natur von einer höheren Macht; er findet daher heute noch vorzugsweiſe ſeine Verehrer unter der Geiſtlichkeit und den religiös angehauchten Gemüthern. Selten nimmt man ein engliſches oder ein amerikaniſches Schullеſebuch in die Hand, in dem ſich kein Gedicht Wordsworth's befindet. Die Mitglieder der Seeſchule hatten übrigens für die engliſche Literatur eine nicht zu unterſchätzende Bedeutung, indem ſie die Sprache des Volkes in der Poeſie wieder zu Ehren brachten, und es verabſcheuten, ſtarke Leidenſchaften und welterſchütternde Ereigniſſe zum Vorwurfe ihrer Schöpfungen zu nehmen. Die Tugenden des Hauſes und der Einſamkeit, das ruhige Sehnen der Seele, ſich mit Gott als dem Urgrunde aller Dinge zu vereinigen waren die Themen, die ſie mit großer Ausführlichkeit behandelten. Ihre Helden trugen alſo keine mittel-

alterlichen Rüſtungen, und ihre Philoſophen botaniſirten nicht auf dem Grabe ihrer Mutter. Es waren Optimiſten vom reinſten Waſſer und es iſt daher kein Wunder, daß ſich Calvert von Wordsworth ſo ſehr angezogen fühlt. In dem genannten Buche beſchreibt er die Jahre ſeiner Kindheit, begleitet ihn auf die Univerſität Cambridge und zeigt uns, wie er nach dem Vorbilde Pope's ſeine erſten Verſe machte. Er zeigt uns ihn dann weiter in den verſchiedenen Stufen ſeiner poetiſchen Entwicklung, vergleicht ihn, wo es immer nur angeht, mit ſeinem Liebling Goethe und gibt ſchließlich eine Abhandlung über das unvollendete didaktiſche Epos „The Excursion", die gerade nicht das beſte jenes Buches iſt. James Ruſſell Lowell, der in ſeinem Buche „Among my Books" Wordsworth ebenfalls eine eingehende Studie gewidmet hat, meint, die Zeit ſei noch nicht gekommen, ein endgültiges, unparteiiſches Urtheil über ihn abgeben zu können; wir ſtimmen damit nicht überein, geben aber gern zu, daß Wordsworth's Feinde in ihrem Tadel eben ſo weit oder zu weit gingen, wie ſeine enthuſiaſtiſchen Lobredner. Zu letzteren gehört auch der amerikaniſche Shakeſpeare-Forſcher Hudſon, der Wordsworth in ſeinem „Textbook of Poetry" (Boſton 1875) beinahe 500 Seiten einräumt, was ſicherlich in gar keinem vernünftigen Verhältniſſe zu den übrigen darin vertretenen Dichtern ſteht. Nun, Hudſon genießt ja nicht umſonſt den Ruf, ein einſeitiger Literaturhiſtoriker zu ſein.

In dem Werke „Shakespeare, a Biographic-Aesthetic Study" (Boſton 1879) beſpricht Calvert die Jugendjahre des britiſchen Dramatikers ſo weit ſich dieſelben infolge des Mangels an zuverläſſigen Nachrichten überhaupt be-

sprechen lassen und widmet seinen poetischen Schöpfungen treffliche Bemerkungen. Den Hauptttheil dieses Buches nimmt ein Aufsatz über den scheinbar unerschöpflichen „Hamlet" ein, von dem ja überhaupt ein jeder Shakespeare-Verehrer ein Spezialstudium macht und den keiner derselben aufmerksam lesen kann, ohne in sich den Drang zu verspüren, seine individuellen Ansichten dem Publikum vorzulegen. Auch hier zeigt es sich wieder, daß Calvert mehr Enthusiast als kritischer Forscher ist. Bei der Besprechung der Shakespeare'schen Sonette hält er sich an die Ansichten des Armitage Brown, der darin ein biographisches Material zur geistigen Entwicklungsgeschichte des Schwanes von Avon erblickt.

„The Life of Rubens" (Boston 1878) schrieb Calvert wohl hauptsächlich aus dem Grunde, weil er von Seite seiner Mutter mit dem großen niederländischen Künstler verwandt ist; doch muß dieses Werk als eins der besten des Verfassers bezeichnet werden. Nach einer ziemlich gründlichen Untersuchung über Ruben's wahren Geburtsort läßt er uns einen tiefen Blick in den Entwicklungsgang des Künstlers thun, wobei er es selten vergißt, Streiflichter auf die damaligen sozialen Zustände zu werfen. Er begleitet ihn nach Italien, läßt ihn die Meisterwerke der italienischen Maler und die griechischen Sculpturen studiren und einflußreiche Freundschaften schließen. Späterhin zeigt er ihn uns auch als erfolgreichen Diplomaten in Spanien, der vom Könige mit Geschenken überhäuft wird. Auch beschreibt er die Hauptgemälde Rubens' und gibt eine gedrängte Geschichte derselben.

Calvert's Versuch, seine Landsleute für den französi-

schen Aesthetiker und Ethiker Joseph Joubert zu begeistern*), ist sicherlich ein mißlungener, was auch durchaus nicht zu beklagen ist, kümmern sich doch selbst in Frankreich nur sehr Wenige noch um ihn. Calvert fühlte sich vielleicht hauptsächlich deshalb zu ihm hingezogen, weil dieser ebenfalls ein Optimist vom reinsten Wasser war. Die Auszüge, die er aus Joubert gibt, sind ziemlich hausbackener Natur, ohne jede Tiefe und frei von jeder Entschiedenheit. Madame Victorina de Chatanay behauptete von Joubert, daß er einem Geiste gleiche, der zufällig in einen Körper gefahren sei und nun seine liebe Noth habe, sich mit den Anforderungen desselben abzufinden.

Calvert's kleinere Essays füllen drei Bände „The Gentleman", „Essays and Brevities" und „Coleridge, Shelley and Goethe". In denselben plaudert er geistreich über Dichter und Dichtkunst und auch gelegentlich über einige ethische Fragen, die ihn in seinen Mußestunden beschäftigt haben. Jeder einzelne Aufsatz beruht auf sorgfältigem Studium; aus jeder Zeile merkt man, daß sich der Verfasser die größte Mühe gegeben hat, ein elegantes, mustergiltiges Englisch zu schreiben und nach keiner Seite hin Anstoß zu erregen. Wo sich nur die allergeringste Gelegenheit bietet, auf Goethe oder Shakespeare hinweisen zu können, läßt er sie sich um keinen Preis entgehen.

Auch auf dramatischem Gebiete hat sich Calvert versucht. Sein historisches Drama „Arnold and André"

*) „Some of the Thoughts of Joseph Joubert". Translated by George H. Calvert. Boston 1866.

(Neue Ausgabe, Boston 1876) behandelt eine Episode aus dem amerikanischen Unabhängigkeitskriege und ist halb in Jamben und halb in Prosa abgefaßt. Von der poetischen Freiheit, die man in diesem Falle dem Dramatiker ja gerne gestattet, hat er sehr wenig Gebrauch gemacht; die Karakterverschiedenheit der auftretenden Personen hätten doch sicherlich Stoff genug für Effektscenen geliefert. Aber dazu gehört dichterische Phantasie, die dem ruhigen, kalten Calvert leider zu sehr mangelt. Die Gefangennahme Andrés wird genau so dargestellt, wie sie sich in Bancroft's „Geschichte der Vereinigten Staaten" findet. Das ganze Werk ist überhaupt nur eine in Gesprächsform gekleidete historische Erzählung, dessen Hauptaufgabe in einer Verherrlichung Washington's, des Abgottes der Amerikaner, besteht.

Dem fünfaktigen Calvert'schen Drama „The Maid of Orleans" (New-York 1874) merkt man deutlich den Einfluß Schillers an; nur hat der Verfasser sich auch hier sehr streng an geschichtliche Thatsachen gehalten und sich erzwungener Effektscenen, deren der deutsche Dichter eher zu viel als zu wenig hat, gewissenhaft begeben. Jenem Stoffe zur Zeit Schiller's einen ethischen Gehalt einzuflößen, war gewissermaßen eine gewagte Sache, da damals Voltaire's frivole Pucelle allen Gebildeten noch zu sehr im Gedächtnis war. Shakespeare hatte die Jungfrau im ersten Theile seines „Heinrich VI." als eine mit dem Teufel in Verbindung stehende Zauberin hingestellt, was allerdings den Ansichten seiner Landsleute entsprach; zu Richelieu's Zeit richtete der französische Akademiker Jean Chapelain seinen Ruf dadurch zu Grunde, daß er ein die

Jungfrau verherrlichendes Epos schrieb und ein ähnlicher Versuch des Engländers Robert Southey hat hauptsächlich den Fehler, daß er noch zu sehr die Spuren einer Jugendarbeit an sich trägt, war der Verfasser doch damals kaum 23 Jahre alt. Die Geschichtsforschung hat nun insofern der Jungfrau gegenüber ihre Aufgabe erfüllt, als sie sie einfach als religiöse Schwärmerin, welche die großen Massen zu begeistern verstand, hinstellt. Als solche behandelt sie auch Schiller, nur läßt er dabei dem Uebernatürlichen noch zu viel Spielraum.

Calvert läßt wie Schiller der Jungfrau die Mission zur Errettung ihres Vaterlandes durch die Mutter Gottes ertheilen und alle Versuche, sie derselben durch eine günstige Heirat abwendig zu machen, an ihrem Starrsinn scheitern. Sie führt die Armee von Sieg zu Sieg und der zu Rheims gekrönte Karl VII. bietet ihr seine Hand als Belohnung an. Doch wüthend antwortet sie (Akt V, Scene III):

„Avaunt! Is this the shape the tempter takes?
Com'st thou all hot from hell? Back to thy home!
My soul is free, and stout for self-proctection.
I would unflesh me, and, bare skeleton,
Stalk hideous through the world, rather than be
A rounded thing to whet the lusts of men.
O woman, woman! how art thou beset!
Thy very tenderness is a decoy
To snare thee. With thy soul's nobility,
Thy pity and thy melting lovingness,
They lime the twig to lock thy freeborn feet,
Using thy trustfulness to cheat thy heart;

Then loosen thee, a slave to thy low self,
Deplumed, sad, lonely, withered, void, unsexed.
O God! I shudder at the wantonness
Which strews the earth with outcasts beautiful!"

Sie bleibt alſo eine keuſche Jungfrau, welche der Liebe keinen Raum in ihrem Herzen gewährt. Nachdem ſie die Feinde theilweiſe aus dem Lande getrieben hat, wird ſie von den Engländern gefangen genommen, vom Biſchof als Hexe erkannt und endet infolgedeſſen ihr Leben auf dem Scheiterhaufen. Für die Bühne dürfte ſich dieſes Trauerſpiel ſchon deshalb nicht gut eignen, weil eine jede Scene zugleich einen Scenenwechſel erfordert; doch nimmt man es in dieſer Hinſicht in Amerika nicht ſo genau.

Die Gedichte Calvert's ſind faſt ohne Ausnahme didaktiſchen Karakters. Die erſte Sammlung trägt den Titel „Anyta and other Poems" (Boſton 1866). Die Sprache darin iſt eine gewählte, der Inhalt iſt ſtark theiſtiſch gefärbt; im Ganzen aber werden Calvert's Gedichte wegen ihres Gedankenreichthums Kaviar für die Maſſe bleiben. Die gutgefeilten Sonette, welche einen Haupttheil jener Sammlung bilden, ſind den Lieblingsſchriftſtellern des Verfaſſers, alſo Wordsworth, Shelley, Goethe u. ſ. w. gewidmet.

1876 ließ Calvert „A Nation's Birth, and other National Poems" erſcheinen, wie denn überhaupt jeder amerikaniſche Dichter, „und ſchlotterte ihm nur eine Saite auf ſeiner Harfe", das Centennialjahr nicht vorüber gehen laſſen konnte, ohne ſeinem Patriotismus durch wohlgemeinte Verſe Ausdruck zu verleihen. Das betreffende

Hauptgedicht Calvert's ist eine überschwängliche Ver
lichung der amerikanischen Naturwunder, der Flüsse, W
fälle und Gebirge, und eine Verhimmelung Washing
seines politischen Abgottes. Er berührt also darin
men, die seinen Landsleuten durch unendliche Lobhud
bis jetzt noch nicht verleidet worden sind.

Es ist eine alte stereotype Klage, daß die literc
Thätigkeit stets von Noth und Kummer begleitet sei
daß die Herren Verleger sich auf Kosten der Autore
reicherten. Man fährt, um diese Behauptung zu
viren, gewöhnlich Walter Scott an, der sich, um
Gläubiger zu befriedigen, zu Tode arbeitete, oder
erwähnt den unglücklichen Oliver Goldsmith, der
seinen unsterblichen Dichtungen eine Schuldenlast
3000 Pfund Sterling hinterließ. Dies ist jedoch
einseitige Auffassung; denn halte man den eben genc
Schriftstellern zwei andere Engländer, z. B. Dryde
Pope gegenüber und man wird eingestehen müssen
unter Umständen auch die literarische Beschäftigung
lohnende ist. Ersterer erhielt z. B. für seine Ü
übersetzung ein Honorar von 1200 Pfund und
dem bezog er als poeta laureatus ein Jahrgehal
1000 Pfund. Letzterer hingegen erhielt für seine
setzung der Iliade 8000 Pfund, ein Honorar, wc
die damalige Zeit fabelhaft klingt. Byron erhie
staunlich hohe Summen für seine Epen von Mu
Irving verdiente sich ein Vermögen mit seinen Sc
und das Verlagsrecht der „Evangeline" allein b
dem Verfasser eine Zeitlang ein Jahreseinkommer
das höher als der Gehalt eines deutschen Professo

Die literarische Beschäftigung ist besonders in Amerika lucrativ, wo das Publikum so schnell bei der Hand ist, einem talentvollen Schriftsteller Anerkennung widerfahren zu lassen. Da tüchtige Literaten dahier noch lange nicht im Ueberfluß vorhanden sind, so ist es für den Aufbau einer amerikanischen Nationalliteratur immerhin ein großer Gewinn, wenn sich die Zahl derselben vermehrt. Als einen solchen haben wir Thomas Wentworth Higginson zu bezeichnen. Er wurde im Jahre 1823 zu Cambridge bei Boston geboren, studirte Theologie und war bis zum Jahre 1858 Unitarierprediger in Newburyport und Worcester, beides Städte im Staate Massachusetts. Da den meisten seiner Gemeindemitglieder seine unverhohlen zur Schau getragene Antisklavereigesinnung nicht konvenirte, so gab er in dem zuletzt genannten Jahre das Predigtamt auf, um sich von nun an gänzlich der Literatur zu widmen, wozu er hauptsächlich auch dadurch ermuthigt wurde, daß einige seiner in Zeitschriften veröffentlichten Abhandlungen ungetheilten Beifall gefunden hatten.

Seine 1863 erschienenen „Out-Door Papers“ enthalten brillant geschriebene Plaudereien über Vögel, Schnee, Blumen, Wasserlilien, Apriltage, Gymnastik u. s. w., die den gemeinsamen Zweck verfolgen, Amerikaner und Amerikanerinnen für den Aufenthalt im Freien und für allerlei körperliche Uebungen zu interessiren. Der althergebrachten Ansicht, nach welcher ein frommer und heiliger Geist nur in einem zerknirschten und gebrechlichen Körper wohnen könne, behauptet er gegenüber, daß in dieser Hinsicht eine Harmonie angestrebt werden müsse und daß mithin auch der Körper einer vorsichtigen Pflege bedürfe. Die Schwäche

seines Aufenthaltes in Frankreich bediente er sich meistens eines Dolmetschers.

Auch als Schriftsteller ist er ohne besondere Bedeutung. Seine zahlreichen Aufsätze sind zwar gut stilisirt, neue Gedanken aber sucht man in denselben vergeblich. Was er aber schreibt, ist klar und allgemein verständlich. Jeden Akt der Humanität begrüßte er als willkommenen Vorboten des ersehnten Weltfriedens; das Schiff, das einst im Winter den hungernden Neufundländern Proviant brachte, verehrte er mehr, als Jason's Argonauten-Expedition. In Allem, wofür er sich interessirte, war er ein Enthusiast, und was er auch immer für seine Mission hielt, das verkündete er von Haus zu Haus. Er verstand es, wie so viele seiner Landsleute, trefflich, stets die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zu ziehen, und daß er mit einer gewissen persönlichen Eitelkeit behaftet war, zeigt ziemlich deutlich seine Autobiographie.

Es ist in gewisser Hinsicht sonderbar, daß der vor einigen Jahren verstorbene George Henry Calvert bis jetzt im Allgemeinen so wenig bekannt ist, verstehen es doch sonst die Amerikaner trefflich, für sich Reclame zu machen oder machen zu lassen. Allerdings behandelte er in seinen Schriften größtentheils Themen, für welche sich an und für sich nur ein kleines Publikum interessirt; aber es scheint, als habe ihm sogar auch nichts an einer Anerkennung von dieser Seite gelegen und als habe er nur seine ästhetischen Aufsätze verfaßt, um lediglich einem inneren Drange zu genügen. Dazu mag denn auch noch der Umstand wesentlich beigetragen haben, daß ihn seine Privatverhältnisse nicht zwangen, die Schriftstellerei zum

Lebensberufe zu erwählen, in welchem Falle er dieselbe sicherlich so gut wie seine Kollegen geschäftsmäßig betrieben hätte.

George Henry Calvert wurde im Jahre 1803 im Prince George's County, Maryland, geboren und stammt in directer Linie von Lord Baltimore ab. Nachdem er in seiner Heimat eine für die damalige Zeit liberale Erziehung genossen hatte, begab er sich 1823 nach Europa und zwar mit dem hauptsächlichen Zwecke, um in Göttingen vorzugsweise deutsche Sprache und Literatur zu studiren. Die Frucht seines europäischen Aufenthaltes war die lesenswerthe Schrift „First Years in Europe" (Boston 1866).

Zuerst stattete er seinem Onkel in Antwerpen einen Besuch ab. Derselbe war ein freisinniger Katholik und zahlte der Kirche jährlich hundert Thaler für die Erlaubnis, an den Festtagen Fleisch essen zu dürfen. Calvert's Mutter war ebenfalls katholisch, doch hatte sie das eifrige Studium des neuen Testamentes in Maryland zur Protestantin gemacht.

Im Winter 1824 reiste Calvert nach Göttingen; von der deutschen Sprache kannte er kaum zwanzig Wörter. Da es ihm jedoch weder an Lust noch am nöthigen Fleiße fehlte, sich die deutsche Sprache zu eigen zu machen, so kam er unter Benecke's umsichtiger Leitung bald so weit, daß er „Nathan der Weise", „Faust" und das „Nibelungenlied" lesen konnte. Dieser Benecke erzählte ihm auch, daß kurz vorher Coleridge in Göttingen gewesen sei und um den Leuten zu zeigen, welche erstaunliche Kenntnis er von der deutschen Sprache besitze, eine Klopstock'sche Ode auswendig gelernt habe, ohne jedoch dieselbe zu verstehen; auch habe jener

Engländer schon damals dem Opiumgenusse gehuldigt. Das Kapitel über Göttingen ist wohl das reichhaltigste und anmuthigste in dem betreffenden Buche. Calvert beschreibt darin das Studentenleben nach allen Seiten, hauptsächlich aber nach der vortheilhaftesten, was für die Amerikaner deshalb von Werthe war und noch ist, weil sie sich meistens unter einem deutschen Studenten ein zweibeiniges Bierfaß vorstellen, in dessen Spundloch eine lange Pfeife steckt.

Auf einer Ferienreise besuchte Calvert auch Goethe in Weimar, der damals in seinem 76. Jahre stand und der den Amerikanern damals nur als der Verfasser des „Werther" und „Faust" bekannt war. Calvert erblickte in ihm sein verkörpertes Ideal; der Eindruck, den seine Person auf ihn machte, ist ihm für sein ganzes Leben geblieben. George Ticknor, der sich einige Jahre vorher ebenfalls in Weimar kurze Zeit aufgehalten hatte, war von Goethe weniger entzückt und bemerkte unter Anderem, daß man ihm nur zu sehr die Spuren früherer Leidenschaften ansehe.

Seiner außerordentlichen Vorliebe für Goethe gab Calvert späterhin in den Werken „Goethe, his Life and Works" (Boston 1872) und „Charlotte von Stein" (Boston 1877) beredten Ausdruck. Ersteres Buch bespricht Goethe's Freundschaftsverbindungen und Liebesverhältnisse, seine Thätigkeit als Staatsmann u. s. w. Es ist eine Apotheose Goethe's, die für den Kenner unseres ersten Klassikers durchaus nichts Neues enthält. Die Hauptwerke Goethe's werden kurz und bündig besprochen und die wenigen eingestreuten, außerordentlich gelungenen Uebersetzungen lassen

uns bedauern, daß uns der Verfaſſer nicht noch einige mehr gegeben hat. Im Allgemeinen geht Calvert jedoch die kritiſche Schärfe ab und er ſucht ſich auch meiſtens ſolche Helden aus, an denen er ſich ſatt loben kann. Sein Werk über Charlotte von Stein iſt aus dem dreibändigen, von A. Schöll herausgegebenen Briefwechſel zwiſchen Goethe und der genannten Dame, und aus dem betreffenden Werke Düntzer's zuſammengeſtellt.

1878 ließ Calvert erſcheinen „Wordsworth. A Biographic-Aesthetic Study". Wordsworth, das Haupt der ſogenannten engliſchen Seeſchule, zu der Coleridge, Southey und mehrere andere Dichter untergeordneteren Ranges gehörten, predigte in ſeinen Gedichten, trotzdem dieſelben manchmal ſtark pantheiſtiſch gefärbt ſind, doch hauptſächlich die Abhängigkeit der Menſchen und der Natur von einer höheren Macht; er findet daher heute noch vorzugsweiſe ſeine Verehrer unter der Geiſtlichkeit und den religiös angehauchten Gemüthern. Selten nimmt man ein engliſches oder ein amerikaniſches Schullesebuch in die Hand, in dem ſich kein Gedicht Wordsworth's befindet. Die Mitglieder der Seeſchule hatten übrigens für die engliſche Literatur eine nicht zu unterſchätzende Bedeutung, indem ſie die Sprache des Volkes in der Poeſie wieder zu Ehren brachten, und es verabſcheuten, ſtarke Leidenſchaften und welterſchütternde Ereigniſſe zum Vorwurfe ihrer Schöpfungen zu nehmen. Die Tugenden des Hauſes und der Einſamkeit, das ruhige Sehnen der Seele, ſich mit Gott als dem Urgrunde aller Dinge zu vereinigen waren die Themen, die ſie mit großer Ausführlichkeit behandelten. Ihre Helden trugen alſo keine mittel-

alterlichen Rüſtungen, und ihre Philoſophen botaniſirten nicht auf dem Grabe ihrer Mutter. Es waren Optimiſten vom reinſten Waſſer und es iſt daher kein Wunder, daß ſich Calvert von Wordsworth ſo ſehr angezogen fühlt. In dem genannten Buche beſchreibt er die Jahre ſeiner Kindheit, begleitet ihn auf die Univerſität Cambridge und zeigt uns, wie er nach dem Vorbilde Pope's ſeine erſten Verſe machte. Er zeigt uns ihn dann weiter in den verſchiedenen Stufen ſeiner poetiſchen Entwicklung, vergleicht ihn, wo es immer nur angeht, mit ſeinem Liebling Goethe und gibt ſchließlich eine Abhandlung über das unvollendete didaktiſche Epos „The Excursion", die gerade nicht das beſte jenes Buches iſt. James Ruſſell Lowell, der in ſeinem Buche „Among my Books" Wordsworth ebenfalls eine eingehende Studie gewidmet hat, meint, die Zeit ſei noch nicht gekommen, ein endgültiges, unparteiiſches Urtheil über ihn abgeben zu können; wir ſtimmen damit nicht überein, geben aber gern zu, daß Wordsworth's Feinde in ihrem Tadel eben ſo weit oder zu weit gingen, wie ſeine enthuſiaſtiſchen Lobredner. Zu letzteren gehört auch der amerikaniſche Shakeſpeare-Forſcher Hudſon, der Wordsworth in ſeinem „Textbook of Poetry" (Boſton 1875) beinahe 500 Seiten einräumt, was ſicherlich in gar keinem vernünftigen Verhältniſſe zu den übrigen darin vertretenen Dichtern ſteht. Nun, Hudſon genießt ja nicht umſonſt den Ruf, ein einſeitiger Literaturhiſtoriker zu ſein.

In dem Werke „Shakespeare, a Biographic-Aesthetic Study" (Boſton 1879) beſpricht Calvert die Jugendjahre des britiſchen Dramatikers ſo weit ſich dieſelben infolge des Mangels an zuverläſſigen Nachrichten überhaupt be-

sprechen lassen und widmet seinen poetischen Schöpfungen treffliche Bemerkungen. Den Haupttheil dieses Buches nimmt ein Aufsatz über den scheinbar unerschöpflichen „Hamlet" ein, von dem ja überhaupt ein jeder Shakespeare-Verehrer ein Spezialstudium macht und den keiner derselben aufmerksam lesen kann, ohne in sich den Drang zu verspüren, seine individuellen Ansichten dem Publikum vorzulegen. Auch hier zeigt es sich wieder, daß Calvert mehr Enthusiast als kritischer Forscher ist. Bei der Besprechung der Shakespeare'schen Sonette hält er sich an die Ansichten des Armitage Brown, der darin ein biographisches Material zur geistigen Entwicklungsgeschichte des Schwanes von Avon erblickt.

„The Life of Rubens" (Boston 1878) schrieb Calvert wohl hauptsächlich aus dem Grunde, weil er von Seite seiner Mutter mit dem großen niederländischen Künstler verwandt ist; doch muß dieses Werk als eins der besten des Verfassers bezeichnet werden. Nach einer ziemlich gründlichen Untersuchung über Ruben's wahren Geburtsort läßt er uns einen tiefen Blick in den Entwicklungsgang des Künstlers thun, wobei er es selten vergißt, Streiflichter auf die damaligen sozialen Zustände zu werfen. Er begleitet ihn nach Italien, läßt ihn die Meisterwerke der italienischen Maler und die griechischen Sculpturen studiren und einflußreiche Freundschaften schließen. Späterhin zeigt er ihn uns auch als erfolgreichen Diplomaten in Spanien, der vom Könige mit Geschenken überhäuft wird. Auch beschreibt er die Hauptgemälde Rubens' und gibt eine gedrängte Geschichte derselben.

Calvert's Versuch, seine Landsleute für den französi-

schen Aesthetiker und Ethiker Joseph Joubert zu begeistern*), ist sicherlich ein mißlungener, was auch durchaus nicht zu beklagen ist, kümmern sich doch selbst in Frankreich nur sehr Wenige noch um ihn. Calvert fühlte sich vielleicht hauptsächlich deshalb zu ihm hingezogen, weil dieser ebenfalls ein Optimist vom reinsten Wasser war. Die Auszüge, die er aus Joubert gibt, sind ziemlich hausbackener Natur, ohne jede Tiefe und frei von jeder Entschiedenheit. Madame Victorina de Chatanay behauptete von Joubert, daß er einem Geiste gleiche, der zufällig in einen Körper gefahren sei und nun seine liebe Noth habe, sich mit den Anforderungen desselben abzufinden.

Calvert's kleinere Essays füllen drei Bände „The Gentleman", „Essays and Brevities" und „Coleridge, Shelley and Goethe". In denselben plaudert er geistreich über Dichter und Dichtkunst und auch gelegentlich über einige ethische Fragen, die ihn in seinen Mußestunden beschäftigt haben. Jeder einzelne Aufsatz beruht auf sorgfältigem Studium; aus jeder Zeile merkt man, daß sich der Verfasser die größte Mühe gegeben hat, ein elegantes, mustergiltiges Englisch zu schreiben und nach keiner Seite hin Anstoß zu erregen. Wo sich nur die allergeringste Gelegenheit bietet, auf Goethe oder Shakespeare hinweisen zu können, läßt er sie sich um keinen Preis entgehen.

Auch auf dramatischem Gebiete hat sich Calvert versucht. Sein historisches Drama „Arnold and André"

*) „Some of the Thoughts of Joseph Joubert". Translated by George H. Calvert. Boston 1866.

(Neue Ausgabe, Boston 1876) behandelt eine Episode aus dem amerikanischen Unabhängigkeitskriege und ist halb in Jamben und halb in Prosa abgefaßt. Von der poetischen Freiheit, die man in diesem Falle dem Dramatiker ja gerne gestattet, hat er sehr wenig Gebrauch gemacht; die Karakterverschiedenheit der auftretenden Personen hätten doch sicherlich Stoff genug für Effektscenen geliefert. Aber dazu gehört dichterische Phantasie, die dem ruhigen, kalten Calvert leider zu sehr mangelt. Die Gefangennahme Andrés wird genau so dargestellt, wie sie sich in Bancroft's „Geschichte der Vereinigten Staaten" findet. Das ganze Werk ist überhaupt nur eine in Gesprächsform gekleidete historische Erzählung, dessen Hauptaufgabe in einer Verherrlichung Washington's, des Abgottes der Amerikaner, besteht.

Dem fünfaktigen Calvert'schen Drama „The Maid of Orleans" (New-York 1874) merkt man deutlich den Einfluß Schillers an; nur hat der Verfasser sich auch hier sehr streng an geschichtliche Thatsachen gehalten und sich erzwungener Effektscenen, deren der deutsche Dichter eher zu viel als zu wenig hat, gewissenhaft begeben. Jenem Stoffe zur Zeit Schiller's einen ethischen Gehalt einzuflößen, war gewissermaßen eine gewagte Sache, da damals Voltaire's frivole Pucelle allen Gebildeten noch zu sehr im Gedächtnis war. Shakespeare hatte die Jungfrau im ersten Theile seines „Heinrich VI." als eine mit dem Teufel in Verbindung stehende Zauberin hingestellt, was allerdings den Ansichten seiner Landsleute entsprach; zu Richelieu's Zeit richtete der französische Akademiker Jean Chapelain seinen Ruf dadurch zu Grunde, daß er ein die

Jungfrau verherrlichendes Epos schrieb und ein ähnlicher Versuch des Engländers Robert Southey hat hauptsächlich den Fehler, daß er noch zu sehr die Spuren einer Jugendarbeit an sich trägt, war der Verfasser doch damals kaum 23 Jahre alt. Die Geschichtsforschung hat nun insofern der Jungfrau gegenüber ihre Aufgabe erfüllt, als sie sie einfach als religiöse Schwärmerin, welche die großen Massen zu begeistern verstand, hinstellt. Als solche behandelt sie auch Schiller, nur läßt er dabei dem Uebernatürlichen noch zu viel Spielraum.

Calvert läßt wie Schiller der Jungfrau die Mission zur Errettung ihres Vaterlandes durch die Mutter Gottes ertheilen und alle Versuche, sie derselben durch eine günstige Heirat abwendig zu machen, an ihrem Starrsinn scheitern. Sie führt die Armee von Sieg zu Sieg und der zu Rheims gekrönte Karl VII. bietet ihr seine Hand als Belohnung an. Doch wüthend antwortet sie (Akt V, Scene III):

„Avaunt! Is this the shape the tempter takes?
Com'st thou all hot from hell? Back to thy home!
My soul is free, and stout for self-proctection.
I would unflesh me, and, bare skeleton,
Stalk hideous through the world, rather than be
A rounded thing to whet the lusts of men.
O woman, woman! how art thou beset!
Thy very tenderness is a decoy
To snare thee. With thy soul's nobility,
Thy pity and thy melting lovingness,
They lime the twig to lock thy freeborn feet,
Using thy trustfulness to cheat thy heart;

Then loosen thee, a slave to thy low self,
Deplumed, sad, lonely, withered, void, unsexed.
O God! I shudder at the wantonness
Which strews the earth with outcasts beautiful!"

Sie bleibt alſo eine keuſche Jungfrau, welche der Liebe keinen Raum in ihrem Herzen gewährt. Nachdem ſie die Feinde theilweiſe aus dem Lande getrieben hat, wird ſie von den Engländern gefangen genommen, vom Biſchof als Hexe erkannt und endet infolgedeſſen ihr Leben auf dem Scheiterhaufen. Für die Bühne dürfte ſich dieſes Trauerſpiel ſchon deshalb nicht gut eignen, weil eine jede Scene zugleich einen Scenenwechſel erfordert; doch nimmt man es in dieſer Hinſicht in Amerika nicht ſo genau.

Die Gedichte Calvert's ſind faſt ohne Ausnahme didaktiſchen Karakters. Die erſte Sammlung trägt den Titel „Anyta and other Poems" (Boſton 1866). Die Sprache darin iſt eine gewählte, der Inhalt iſt ſtark theiſtiſch gefärbt; im Ganzen aber werden Calvert's Gedichte wegen ihres Gedankenreichthums Kaviar für die Maſſe bleiben. Die gutgefeilten Sonette, welche einen Haupttheil jener Sammlung bilden, ſind den Lieblingsſchriftſtellern des Verfaſſers, alſo Wordsworth, Shelley, Goethe u. ſ. w. gewidmet.

1876 ließ Calvert „A Nation's Birth, and other National Poems" erſcheinen, wie denn überhaupt jeder amerikaniſche Dichter, „und ſchlotterte ihm nur eine Saite auf ſeiner Harfe", das Centennialjahr nicht vorüber gehen laſſen konnte, ohne ſeinem Patriotismus durch wohlgemeinte Verſe Ausdruck zu verleihen. Das betreffende

James Russell Lowell.

Den Amerikanern kann man im Hinblick auf selbsteigene Beurtheilung ihrer jungen, aber viel versprechenden Nationalliteratur sicherlich keine übertriebene Bescheidenheit zum Vorwurf machen und so prophezeien denn bereits einige dieser Enthusiasten, daß spätere Literarhistoriker die jetzige Periode als das „Elisabethanische" Zeitalter der amerikanischen Literatur bezeichnen würden und weisen zur Begründung ihrer Divinationsgabe stolz auf die Namen Longfellow, Whittier, Holmes, Bryant, Emerson und James Russell Lowell hin. Bessere und wohlklingendere Namen könnten sie übrigens überhaupt auch nicht anführen; denn dieselben sind unstreitig derart, daß sie der Literatur irgend eines europäischen Kulturvolkes zum gerechten Stolze Verlanlassung gäben.

Der unpopulärste, aber noch lange nicht der unbedeutendste dieser Dichtergruppe ist James Russell Lowell. Seine Werke sind Caviar für die Masse; besonders athmen seine letzteren einen solchen, von der Mystik des Mittelalters durchdrungenen konservativen Geist und leiden an

Die literarische Beschäftigung ist besonders in Amerika lucrativ, wo das Publikum so schnell bei der Hand ist, einem talentvollen Schriftsteller Anerkennung widerfahren zu lassen. Da tüchtige Literaten dahier noch lange nicht im Ueberfluß vorhanden sind, so ist es für den Aufbau einer amerikanischen Nationalliteratur immerhin ein großer Gewinn, wenn sich die Zahl derselben vermehrt. Als einen solchen haben wir Thomas Wentworth Higginson zu bezeichnen. Er wurde im Jahre 1823 zu Cambridge bei Boston geboren, studirte Theologie und war bis zum Jahre 1858 Unitarierprediger in Newburyport und Worcester, beides Städte im Staate Massachusetts. Da den meisten seiner Gemeindemitglieder seine unverhohlen zur Schau getragene Antisklavereigesinnung nicht konvenirte, so gab er in dem zuletzt genannten Jahre das Predigtamt auf, um sich von nun an gänzlich der Literatur zu widmen, wozu er hauptsächlich auch dadurch ermuthigt wurde, daß einige seiner in Zeitschriften veröffentlichten Abhandlungen ungetheilten Beifall gefunden hatten.

Seine 1863 erschienenen „Out-Door Papers" enthalten brillant geschriebene Plaudereien über Vögel, Schnee, Blumen, Wasserlilien, Apriltage, Gymnastik u. s. w., die den gemeinsamen Zweck verfolgen, Amerikaner und Amerikanerinnen für den Aufenthalt im Freien und für allerlei körperliche Uebungen zu interessiren. Der althergebrachten Ansicht, nach welcher ein frommer und heiliger Geist nur in einem zerknirschten und gebrechlichen Körper wohnen könne, behauptet er gegenüber, daß in dieser Hinsicht eine Harmonie angestrebt werden müsse und daß mithin auch der Körper einer vorsichtigen Pflege bedürfe. Die Schwäche

der Eltern, die da meinen ihr blutarmer, viel sitzender und zur Schwindsucht geneigter Junge sei zum Predigen geboren, sei eine Satire auf die Religion. In der amerikanischen Schule fände man kein frisches, rothwangiges Gesicht, und da, wo man ausnahmsweise ein solches bemerkte, gehöre es sicherlich dem Kinde eines kürzlich eingewanderten Fremden. Die amerikanischen Mädchen mit frischer Gesichtsfarbe seien im Aussterben begriffen; statt derselben habe man nur noch blasse und schwächliche Ladies, die sich am Studium der Mathematik, der alten Sprachen und aller sonstigen Wissenschaften die Schwindsucht holen. Jene bleichsüchtigen, aus Mondschein und Veilchenduft gewobenen Neuengländerinnen haben übrigens schon oft zu mancher bissigen Satire Veranlassung gegeben. So schreibt der Journalist George P. Upton in seinen „Letters of Peregrine Pickle“ (Chicago 1869), daß das „Boston girl“ Augengläser trage und beständig Tintenflecke an den Fingern habe. Es sei ganz entzückt von Emerson's Transcendentalismus, könne jede Pflanze bei ihrem botanischen Namen nennen und wisse den Unterschied der Behandlung eines allegro con moto durch Beethoven und Mendelssohn genau zu definiren. Es halte Reden über die Tyrannei der Männer und die Sklaverei der Frauen und wenn es sich jemals verheirate, so bringe es entweder ein Lexikon oder ein melancholisches, geisterhaftes Wesen zur Welt, das nur von Vegetabilien lebe, im sechsten Jahre die Logarithmen und Zoologie bemeistere und im achten Jahre sterbe, wonach es durch eine gelehrte Grabschrift verewigt werde.

Den körperlichen Uebungen, denen Higginson energisch das Wort redet, legt man übrigens seit geraumer Zeit

in Amerika einen großen Werth bei und die Gymnastik bildet in vielen Schulen, Dank dem Einflusse der deutschen Turner, einen regelmäßigen Unterrichtsgegenstand. Auch haben die Amerikaner in vielen Städten elegant eingerichtete Turnsäle; nur sollten sie sich darin mehr auf das systematische Schulturnen als auf Akrobatenkünste verlegen. Da Higginson hauptsächlich ein Verehrer der Uebungen in freier Luft ist, so empfiehlt er besonders das Rudern, Schwimmen und Schlittschuhlaufen angelegentlich und hält jenem alten Schulmeister eine Lobrede, der seinen Zöglingen einen halben Tag frei gab, damit sie sich auf dem Eise tummeln konnten.

Aus jenem Buche erfahren wir auch, daß Salzmann's Buch über Gymnastik im Jahre 1802 zu Philadelphia in englischer Sprache herausgegeben wurde und daß einst Follen am Harvard College den vergeblichen Versuch machte, die deutsche Turnerei einzuführen.

Higginson will durch sein Buch die Amerikaner aus den beengenden Häusern treiben; sie sollen keine schwächlichen Stubenhocker, keine Nation von Händlern, Geldmäklern, Advokaten und Politikern werden, sondern in körperlicher wie geistiger Beziehung der gesammten übrigen Welt als Licht voranleuchten. Jeder Amerikaner soll durch sein schnelles und unmäßiges Essen nicht ein unheilbarer Dyspeptiker werden, der Werktags im Bureau sitzt und Sonntags in der Kirche schläft und der jede andere Thätigkeit als unverzeihliche Zeitverschwendung betrachtet. Fernerhin sagt Higginson, daß der eingewanderte Deutsche und Irländer dazu berufen seien, die groben Arbeiten zu verrichten und daß daher dem Amerikaner die geistige Arbeit zufalle, die aber, wenn er nicht körperlich degene-

480930

riren wolle, durch regelmäßige ſyſtematiſche Uebu
balancirt werden müſſe. Die Aufgabe, die er hier
Germanen zudiktirt, wird denſelben wenig gefallen;
nach den z. B. bei feſtlichen Gelegenheiten in die
gebrüllten Reden unſerer Landsleute zu urtheilen, be
ihre Miſſion gerade in der exemplariſchen Kultur
Wahren, Guten und Schönen, wodurch nach Hecker
allein Amerika, ſondern die ganze Welt „germaniſch
mittelt" werden ſoll. Ja, wer unſeren enthuſiaſti
Deutſchthümlern Glauben ſchenkt, muß zu der Ueberzeu
kommen, daß jeder deutſch-amerikaniſche Farmer Mor
vor dem Einſpannen ſeiner Pferde einen Abſchnitt
Hegel's „Phänomenologie des Geiſtes" ſtudirt und
Abends vor dem Schlafengehen in Plato's „Repu
vertieft. Wenn nun Higginſon ſagt, der Amerikane
auch im Nothfalle fähig, grobe, körperliche Arbeite
verrichten, ſo hätte er auch dazu fügen können, daſ
auch der Deutſche, wenn es ſein muß, leicht auf geiſ
Gebiete nützlich machen könne. Die Irländer möge
wegen jener Bemerkung ſelber mit dem Verfaſſer
ſtändigen.

Vom Gebrauch des Tabaks iſt Higginſon kein F
und verleugnet dadurch ſeine puritaniſche Abſtam
nicht. Wenn in früheren Zeiten ein Puritaner in
england mit der Pfeife im Munde geſehen wurd
hatte er eine Strafe von $2^1/_2$ Shilling zu bezahlen
eiſerne Pfeife des Miles Standiſh, die man heute
in Plymouth aufbewahrt, iſt alſo von ihrem Eigenth
entweder gar nicht oder nur in der Einſamkeit ge
worden. Der amerikaniſche Eſſayiſt William Ma
redet doch wenigſtens dem Gebrauche der Schnupfta

dose das Wort. Higginson aber will vom Genusse des Tabaks in irgend welcher Form nichts wissen. Daß aber die Studenten zu Cambridge eher an die Abhandlung „It does pay to smoke“ ihres ehemaligen Professors John Fiske*) als an den betreffenden Aufsatz Higginson's glauben, davon ist Jeder, der einen Gang durch Harvard Square gemacht hat, vollkommen überzeugt. Wie trotz des engherzigen Temperenzwesens in Amerika fortgetrunken wird, so wird auch trotz aller Proteste fortgeraucht werden, ohne daß die Welt dadurch aus den Fugen geht.

Bei der Erziehung der Mädchen bedauert Higginson, daß dieselben so wenig außer dem Hause beschäftigt werden. Doch damit thut er den Stimmrechtlerinnen keinen großen Gefallen, für die es keinen schrecklicheren Anblick gibt als eine im freien Felde arbeitende Frau. Die Großmütter unserer schwächlichen Neuengländerinnen machten Heu, hackten Holz, wuschen, strickten und kochten; ihre Enkelinnen aber haben nur Geschmack an Malerei, Musik und fremden Sprachen und finden höchstens dann am Heumachen Geschmack, wenn sie es im Theater ansehen.

Die „Out-Door Papers“ wurden während des großen Bürgerkrieges, also zu einer Zeit, wo sich die Nothwendigkeit einer physischen Erziehung sehr fühlbar machte, geschrieben, und es muß zugegeben werden, daß sie nicht ohne Einfluß geblieben sind.

1869 ließ Higginson „Malbone: An Oldport Romance“, erscheinen. Es ist dies eine Erzählung aus dem Leben Neuenglands, die reich an trefflichen Charakter-

*) Siehe dessen Schrift „Tabacco and Alcohol“, die den Temperenzlern noch heute ein Dorn im Auge ist.

zeichnungen ist, weshalb sie sich auch eine zeitlang einer gewissen Popularität erfreute. In demselben Jahre erschien auch „Army Life in a Black Regiment“, ein lesenswerthes Buch, in dem der Verfasser seine Erlebnisse als Oberst eines Negerregiments aus Süd-Carolina anspruchslos erzählt. Es waren dieses die ersten schwarzen Truppen, die während des Bürgerkrieges organisirt wurden und alle zu jenem Regimente gehörenden Soldaten waren früher Sklaven gewesen. Als Higginson mit der schwierigen Aufgabe der Organisation betraut wurde, war er Hauptmann im 51. Massachusetts-Regimente, das er selber rekrutirt hatte. Da er nun von Kindheit an ein Abolitionist gewesen war und für die Abschaffung der Sklaverei schon mehrfach Opfer gebracht hatte, so nahm er die ihm angetragene Stelle als Oberst jenes Negerregiments ohne langes Zögern an und führte während seiner Verbindung damit ein Tagebuch, aus dem das genannte Buch hervorgegangen ist. Er liefert darin eine vorurtheilsfreie Darstellung des Karakters der Neger, schildert ihre abendlichen Buchstabir- und Redeübungen, beschreibt die unbedeutenden militärischen Expeditionen und Abenteuer zu Wasser und zu Land und widmet auch den Negerliedern, die er, da ihr Inhalt vorzugsweise ein religiöser ist, „Spirituals“ nennt, ein reichhaltiges Kapitel, wodurch dies Buch hauptsächlich für den Kulturhistoriker werthvoll geworden ist.

Das 1873 veröffentlichte Buch „Oldport Days“ behandelt Themen, wie sie einem das winterliche Stillleben in dem genannten nur während der Sommermonate von Fremden frequentirten amerikanischen Seestädtchen von *selbst in* die Feder diktirt. Higginson plaudert angenehm

und anmuthig über die Fußwege und Werften Oldports, beschreibt eine wandernde Künstlertruppe, spricht über Sonnenschein und Wintertage und bringt, wo sich nur die Gelegenheit bietet, treffende Bemerkungen über Dichter und Künstler an. Auch gibt er einige gelungene Uebersetzungen Petrarca'scher Sonette; alle Nummern des Buches aber vermögen trotz des brillanten Stiles den Leser doch nicht besonders zu fesseln.

Da, wie vorhin bemerkt, Higginson die literarische Beschäftigung zu seinem Broderwerb gemacht hat und Novellen und schöngeistige Plaudereien durch die außerordentlich starke Produktion auf diesem Gebiete sehr schnell vergessen oder in Bibliotheken begraben werden, es aber für einen gewerbsmäßigen Schriftsteller nichts Praktischeres gibt, als ein Buch herzustellen, nach dem beständig Nachfrage ist, so verfaßte Higginson zwei für die Jugend und die Schule bestimmte Bücher, die auch wirklich eine große Verbreitung gefunden haben. Das erste ist eine „Young Folks' History of the United States" (Boston 1875), ein populäres, prachtvoll ausgestattetes Schulbuch, dem bereits die Ehre einer deutschen und französischen Uebersetzung zu Theil geworden ist. (Der Kuriosität wegen sei mitgetheilt, daß die 1880 erschienene von G. Ovree und A. Staremberg besorgte französische Ausgabe den amerikanischen Verfasser einfach Thomas Wentworth nennt.)

Higginson verfolgt in diesem Buche eine den bisher gebrauchten ähnlichen Werken fremde Idee, indem er auf die Darstellung der kulturgeschichtlichen Entwicklung seines Landes den Hauptwerth legt; denn, wie er sehr richtig sagt, die Werke des Friedens sind von höherer Bedeutung für den Fortschritt, als die Thaten des Krie-

ges. Es ist dies eine Idee, der seiner Zeit auch die Rotteck'sche Weltgeschichte vorzugsweise ihre Popularität verdankte. In einem Anhange weist Higginson seine Schüler auf die werthvollsten Quellenschriften der amerikanischen Geschichte hin und bezeichnet auch die poetischen und novellistischen Werke, welche durch irgend eine Episode hervorgerufen worden sind. Dies ist jedoch, beiläufig gesagt, keine Neuerung; denn dieses findet sich auch in der von W. H. Venable bearbeiteten „School History of the United States" (Cincinnati 1872). Mit der Compilation „Young Folks' Book of American Explorers" hat es sich Higginson äußerst leicht gemacht; denn er gibt darin einfach die Erzählungen der alten Geschichtsschreiber wörtlich wieder.

Was unstreitig von allen Higginson'schen Arbeiten den höchsten literarischen Werth hat und was ihn berechtigt, den besten lebenden Essayisten zugezählt zu werden, sind die unter dem Titel „Atlantic Essays" erschienenen Abhandlungen. Er behandelt darin verschiedene soziale Fragen der Gegenwart und liefert einige kulturhistorische Bilder der Vergangenheit, die dem Fleiße und der Bildung des Verfassers das günstigste Zeugnis ausstellen und die, was die Sprache betrifft, als Muster eines guten, eleganten Stiles angesehen werden müssen. Er befürwortet darin die Bildung als Selbstzweck und will Leute in Amerika erzogen haben, die nicht jede menschliche Thätigkeit ausschließlich vom Nützlichkeitsstandpunkte betrachten, sondern die auch der Wissenschaft und Kunst zu Liebe mit Agassiz sagen können, sie hätten keine Zeit um „Geld zu machen". Mit der Kriegswissenschaft, die in Europa *die besten* Kräfte absorbirt, braucht sich Amerika wenig

Absolom Burleigh mit seinen langen Locken, Frau Foster mit ihrer Baßstimme und Vater Lamson mit seinem patriarchalischen Aussehen gewöhnlich die Hauptrollen spielten, hatten dem Pöbel als eine Art „show“ gedient, in der man sich unentgeltlich amüsiren konnte; jetzt aber hatte sich mit der Sache eines Garrison, Wendell Phillips und Charles Sumner ein unverwüstlicher, urwüchsiger Humorist identificirt, der durch seine von einem seltenen Mutterwitze zeugenden Verse mehr wirkte, als die unwiderlegbarsten Argumente des gewaltigsten Redners. Sumner bedauerte damals, daß der unbekannte Yankee-Dichter, der von dem richtigen Geist beseelt sei, nicht gutes Englisch geschrieben habe; aber es ist sicherlich unbestreitbar, daß er alsdann nicht die ersehnte Aufmerksamkeit und Wirkung hervorgerufen hätte. So aber trat der Yankee-Witz in seinem gewohnten Hauskleide auf und Jedermann sah in ihm einen alten Bekannten, dessen Worte Beachtung verdienten.

Hosea Bigelow führte nun den so wirkungsvoll begonnenen Kampf muthig weiter. Jedes Gedicht versah er mit einer orientirenden Einleitung und dann schrieb der alte pedantische und konservative Pastor Wilbur, ein Mann von trockner, schweinsledener Foliantengelehrsamkeit und ein treffliches Seitenstück zum Faust'schen Famulus Wagner, erläuternde Notizen dazu, so daß die „Bigelow Papers“ das Aussehen eines von einem deutschen Gymnasialprofessor herausgegebenen Klassikers hatten.

Viele der besten Witze Bigelow's haben natürlich heute ihre Pointe verloren; aber sie waren von großer Wirksamkeit zu ihrer Zeit, wie das ja auch mit den meisten Witzen des Butlerschen „Hudibras“ der Fall ist,

und ein Institut wie das Vassar College, hat die ganze übrige Welt nicht aufzuweisen. Amerika ist so recht das geeignete Land, alle sozialen Probleme durch die Praxis zu erproben.

Unter den kulturhistorischen Skizzen Higginson's nimmt der reizend geschriebene Aufsatz über die puritanische Geistlichkeit der Kolonialzeit den ersten Rang ein. Es enthält derselbe eine getreue und leidenschaftslose Darstellung des Lebens in der neuenglischen Theokratie mit seiner eintönigen Sonntagsfeier und unchristlichen Intoleranz. Higginson läßt den älteren und jüngeren Mather die aus der Entheiligung des Sabbathes hervorgehenden Gottesstrafen näher beleuchten und zeigt uns den Prediger ferner, wie er die Wochentage dazu benutzt, um die Kinder und Dienstboten in ihren Wohnungen zu katechisiren und die Mädchen und die Frauen vor übertriebenem Luxus und Entblößung ihrer Arme zu warnen.

Higginson's „Short Studies of American Authors" (1880) enthalten kurze Artikel über Hawthorne, Poe, Thoreau, Howells, H. H. (Helen Jackson) und Henry James, jr., die ursprünglich für die Bostoner Zeitschrift „Literary World" geschrieben wurden. Higginson's angenehme Plaudereien über die genannten Literaten beruhen zum großen Theile auf persönlicher Bekanntschaft mit denselben, wodurch ihr Reiz sowohl wie ihr Werth noch bedeutend erhöht wird.

In „Common Sense about Women" (Boston 1882) wird die Frauenfrage von allen erdenklichen Standpunkten besprochen und Higginson gibt sich große Mühe, die herkömmlichen Vorurtheile gegen die Gleichberechtigung der Frauen zu entkräften. Es ist ein Buch voll nüchterner,

ıktiſcher Gedanken, das ſicherlich mehr zur Löſung der treffenden Frage beitragen wird, als alle hochtrabenden d herausfordernden Reden und Schriften der Weiberhtler und Weiberrechtlerinnen. Das Buch beſteht aus ɔzen, mit gut gewählten Anekdoten gewürzten Artikeln, : urſprünglich für die Tagespreſſe geſchrieben waren. :uerdings hat Higginſon auch einen Band Gedichte, meiſt ɔaktiſchen Karakters, herausgegeben.

In allen Higginſon'ſchen Schriften herrſcht ein geıder, moraliſcher und patriotiſcher Geiſt und wenn ſich runter auch gerade kein epochemachendes Werk befindet, wird man dem Verfaſſer doch einen Ehrenplatz in der nerikaniſchen Literatur nicht verſagen können.

James Russell Lowell.

Den Amerikanern kann man im Hinblick auf selbsteigene Beurtheilung ihrer jungen, aber viel versprechenden Nationalliteratur sicherlich keine übertriebene Bescheidenheit zum Vorwurf machen und so prophezeien denn bereits einige dieser Enthusiasten, daß spätere Literarhistoriker die jetzige Periode als das „Elisabethanische" Zeitalter der amerikanischen Literatur bezeichnen würden und weisen zur Begründung ihrer Divinationsgabe stolz auf die Namen Longfellow, Whittier, Holmes, Bryant, Emerson und James Russell Lowell hin. Bessere und wohlklingendere Namen könnten sie übrigens überhaupt auch nicht anführen; denn dieselben sind unstreitig derart, daß sie der Literatur irgend eines europäischen Kulturvolkes zum gerechten Stolze Verlanlassung gäben.

Der unpopulärste, aber noch lange nicht der unbedeutendste dieser Dichtergruppe ist James Russell Lowell. Seine Werke sind Caviar für die Masse; besonders athmen seine letzteren einen solchen, von der Mystik des Mittelalters durchdrungenen konservativen Geist und leiden an

einer ſolchen ſprachlichen Verdunkelung des Gedankeninhaltes, daß ſie, was übrigens auch nicht im Geringſten zu bedauern iſt, nur einen ſehr kleinen Leſerkreis finden können, den ſie denn auch bisher gefunden haben. Ein Vielſchreiber iſt Lowell auch nicht; aber darin erblicken wir in unſerem tintenklexenden Säkulum ein hohes Verdienſt; was er aber der Oeffentlichkeit übergeben hat, hat er auf das Sorgfältigſte gefeilt und es auch ſicherlich die horaziſche Zeit in ſeinem Pulte verwahrt gehabt. Da er nun den ſchärfſten Kritikern ſeiner Zeit genug gethan hat, ſo hat er ſicherlich auch die gerechteſten Anſprüche darauf, dereinſt der Literaturgeſchichte als amerikaniſcher Klaſſiker einverleibt zu werden, das heißt als ein ſolcher Klaſſiker, deſſen Bedeutung über alle Zweifel erhaben iſt und deſſen Werke einen jeden Bücherſchrank zieren werden. Den Einbänden ſeiner Bücher aber wird man ſtets anmerken, daß ſich nur ſelten ein Leſer an ihnen vergriffen hat. Lowell wird einer der vielen Schriftſteller ſein, deſſen Freunde ihm weniger Bewunderer und dafür deſto mehr Leſer wünſchen.

James Ruſſel Lowell ſtammt, wie die meiſten Dichter Neuenglands, aus einer anfangs des 17. Jahrhunderts aus England eingewanderten Puritanerfamilie. Jede Generation ſeiner Vorfahren hatte mindeſtens ein Mitglied aufzuweiſen, das ſich auf irgend einem Gebiete durch Ausdauer, Fleiß und das allgemeine Wohl befördernde Thätigkeit den Dank ſeines Staates, wenn nicht der ganzen Nation verdiente. Einer derſelben iſt der Vater der Induſtrie Neuenglands und gründete die blühende Stadt Lowell; ein anderer iſt der intellektuelle Urheber des Paragraphen in der Konſtitution des Staates Maſſachuſetts,

welcher die Sklaverei beseitigte, und ein dritter ist Gründer des Lowell-Institutes zu Boston, in dem jährlich eine Anzahl populär-wissenschaftlicher Vorlesungen, zu denen Jeder unentgeltlichen Eintritt hat, gehalten werden. Sein Vater war ein bekannter, einflußreicher und freisinniger Prediger der Unitarier, der den alten Spruch „In den Hauptdingen Einigkeit, in Nebendingen Freiheit, in Allem aber Liebe" über den Eingang seines Studirzimmers geschrieben hatte. Alle Lowells waren überhaupt Männer von ächtem Schrot und Korn, philanthropisch, ausdauernd, weitblickend und praktisch.

Seine poetische Anlage oder, wie Goethe sagt, die Lust zum Fabuliren, will er von seiner Mutter geerbt haben; die Lowell'sche Familientradition läßt Harriet Spence, seine Mutter, sogar von Sir Patrick Spens, dem Helden einer alten, wohlbekannten schottischen Ballade, abstammen.

Der alte Pastor Lowell war ein Mann von seltener Zuverlässigkeit und Principientreue, der aber im Gegensatze zum christlichen Evangelium von der Armuth gern Schätze sammelte, die weder Motten noch Rost verzehrten. Seine Kinder erzog er in dem alten Stile, wie es damals in Neuengland Gebrauch war. Seine Frau hingegen sorgte dafür, daß denselben auch etwas Romantik eingeflößt wurde und sah es besonders gerne, daß ihr Sohn James Russell den altenglischen und altschottischen Balladen und Volksliedern und alten Ritterchroniken so großen Geschmack abgewann.

James Russell Lowell wurde am 22. Februar 1819 in Cambridge geboren und zwar in dem Hause „Elmwood", das heute noch sein Eigenthum ist und das, wie

das benachbarte Haus Longfellow's, eine wenigstens für die alten Bostoner interessante Geschichte hat. Dasselbe wurde nämlich von Peter Oliver, der vor dem Ausbruch der amerikanischen Revolution Steuermarkenverkäufer war, gebaut; eine 4000 Mann starke Volksversammlung, die plötzlich vor seiner Wohnung zusammen trat, zwang ihn jedoch, dasselbe, wenn ihm sein Leben lieb war, so schnell wie möglich zu räumen und es zu einem Spottpreise an Elbridge Gerry zu verkaufen, damals berüchtigt durch seine eckenvolle Auslegung einiger Distrikte, die zu dem noch heute im politischen Parteileben gebrauchten Ausdruck „gerrymandering" Veranlassung gab. Von diesem kaufte es dann der alte Dr. Lowell ungefähr ein Jahr vor der Geburt seines Sohnes James Russell. Dieses dreistöckige, geräumige Holzgebäude steht in der Nähe des Mount Auburn Kirchhofes; seinen Namen verdankt es den alten Ulmen, die es umgeben. Es ist voll alter Familienerbstücke, die gleichsam heilig gehalten werden; jeder Winkel ist von Büchern vollgepfropft.

James Russell Lowell bezog in seinem sechzehnten Jahre Harvard College und wurde von demselben 1838 graduirt. Während seiner Studienzeit las er alle möglichen Bücher, nur nicht diejenigen, deren Studium ihm vorgeschrieben war. Besonders hatte er vor allen Lehrbüchern der Mathematik eine solche Scheu, daß er lieber ein Stück heißes Eisen als ein solches angerührt hätte. Reisebeschreibungen, Novellen, Dramen, Gedichte, überhaupt solche Werke, die einem poetischen Gemüthe Nahrung gewähren, waren seine Passion; ein frühzeitiger Reimer ward er aber trotzdem nicht. Darnach lag Lowell dem Studium der Jurisprudenz ob und miethete sich 1840 in

Boston ein Bureau, um dieselbe praktisch zu verwerthen. Da ging es ihm nun wie jenem deutschen Handwerksburschen, der beständig Arbeit suchte, aber jedesmal Gott dankte, daß er keine fand; und man nimmt sicherlich nicht mit Unrecht an, daß der Held seiner im „Boston Miscellany" veröffentlichten Erzählung, die den Titel „My first Client" trug, eine mythische Person gewesen sei. Daß das Studium und die Ausübung der Jurisprudenz den poetisch angehauchten Naturen nicht sonderlich behagt, haben außerdem die Amerikaner Washington Irving, Bryant, Leland, Boker, Saxe und Lowell's Schulfreund, der spätere Bildhauer und Dichter W. W. Story, bewiesen. Uebrigens hat sich dadurch ein Mangel an tüchtigen Advokaten dahier noch nicht fühlbar gemacht.

Glücklicherweise war Lowell in der beneidenswerthen finanziellen Lage, auch ohne irgend eine Berufsbeschäftigung sorgenfrei leben zu können. In seinem 22. Jahre veröffentlichte er unter dem Titel „A Year's Life" ein Bändchen Gedichte, dem er, was sicherlich für einen so jungen Mann befremdend klingt, die Schiller'schen Worte „Ich habe gelebt und geliebet" als Motto vorgesetzt hatte. Trotzdem diese Gedichte unstreitig einen günstigen Vergleich mit Byron's „Hours of Idleness" und mit Poe's ersten poetischen Versuchen aushalten, so hat er doch sicherlich wohlgethan, daß er nur sehr wenige dieser gereimten Jugendsünden in seine späteren Gedichtsammlungen aufnahm. Besonders sprach sich damals Margaret Fuller im „Dial", einem einflußreichen, von den ästhetischen Kommunisten Neuenglands herausgegebenen Journale, sehr ungünstig darüber aus.

Darnach (1843) versuchte Lowell sein Glück mit der

Journaliſtik und gab im Verein mit Robert Carter unter dem Titel „The Pioneer“ eine der Literatur gewidmete illuſtrirte Monatsſchrift heraus, die aber, da ſie zu hoch gehalten war, um einen lohnend zahlenden Leſerkreis erringen zu können, nur drei Nummern erlebte. Jede derſelben wird von Bibliophilen gegenwärtig mit Gold aufgewogen. Dieſe Nummern enthielten unter Anderm zwei der ſchönſten Erzählungen Hawthorne's, nämlich „The Hall of the Fantasy“ und „The Birthmark“; außerdem ſind darin Gedichte von E. A. Poe, Whittier, Story, T. W. Parſons und John Very, dem beſten Sonettendichter Amerika's, zu finden. Auch Fräulein Barrett, die ſpäterhin ſo berühmt gewordene Frau Eliſabeth Barrett-Browning, ließ einige ihrer Erſtlingsgedichte darin abdrucken. Mit den Gedichten, die in dieſen drei Nummern erſchienen, hätte eine heutige amerikaniſche Monatsſchrift das ganze Jahr hindurch genug.

Auch der zweite Band Gedichte, den Lowell drei Jahre nach dem erſten erſcheinen ließ und der unter Anderem „Legend of Brittany“ und „The Shepherd of King Admetus“ enthielt, fand beim Publikum keine günſtige Aufnahme und zwar aus dem einfachen Grunde, weil er dem Geſchmack deſſelben nicht entſprach. Wenn auch Longfellow ſehr oft ſeine poetiſchen Stoffe der Fremde entnahm, ſo behandelte er dieſelben doch in einer Form, die Jeden anſprach und brachte Gefühle und Gedanken zur Anſchauung, die Alle ſympathiſch berührten; Lowell hingegen hat ſich nie von dem Streben befreien können, ſeine Gedanken an einem ſehr weit entfernt liegenden Stoffe darzuſtellen und dann dieſelben wieder in eine

ſolche Sprache zu kleiden, die, wie bei den Mitgliedern der neueren engliſchen Dichterſchule, ein längeres Nachdenken und Studium erfordert. Dann aber findet man gewöhnlich, daß die Anſtrengung in durchaus keinem günſtigen Verhältniſſe zum erlangten Genuſſe ſteht und die Folge davon iſt, man legt das Buch zur Seite, um es ſo bald nicht wieder anzurühren.

Jede größere amerikaniſche Stadt hatte damals eine Geſellſchaft von Schöngeiſtern, vielmehr einen gegenſeitigen Bewunderungsverein, der jeden neu auftauchenden Dichterling beweihräucherte und ihn irgend einer hervorragenden europäiſchen Größe gleichſtellte. Es war die Periode der Selbſtüberſchätzung. Der „Tityrus der Heerden", wie ihn Lowell nennt, war damals Dr. Griswold, deſſen große Sammlung amerikaniſcher Gedichte eine lange und größtentheils auch langweilige Predigt über das Thema der getäuſchten Schriftſtellerhoffnungen iſt. Die meiſten der darin vertretenen Dichter haben die auf ſie geſetzten Hoffnungen zu Schanden werden laſſen. Von Whittier ſprach man gelegentlich, war aber allgemein der Ueberzeugung, daß ein Dichter, der ſeine Harfe im Dienſte der Negerbefreiung ertönen ließe, ſeinen wahren Beruf gründlich verfehlt habe. Von Hawthorne's „Twice told Tales" wurden noch nicht einmal tauſend Exemplare verkauft; Holmes hielt man für einen witzigen Mann, ſtellte ihm aber als Dichter gerade kein günſtiges Prognoſtikon; dagegen erwartete man von Pierpont, deſſen Oden von der Schuljugend mit Vorliebe deklamirt wurden, und von N. P. Willis, der gewöhnlich mit dem Epitheton „arbiter elegantiarum" geſchmückt wurde, und deſſen Gedicht „Woodman, spare that tree" zum Gemeingut aller

Schulleſebücher geworden war, große Dinge und verrechnete ſich natürlich gründlich.

Um Lowell bekümmerte man ſich damals nicht ſonderlich. In ſeinen Verſen zeigt er ſich als ernſten, männlichen Vorkämpfer der Wahrheit und Schönheit, der zu gleicher Zeit einer praktiſchen, von religiöſer Dogmatik freien Moral energiſch das Wort redete. Die mit den Zeilen

„In the old days of awe and keen-eyed wonder
The poet's song with blood-warm truth was rife"

beginnende Ode überträgt die Miſſion, die früher den Propheten anvertraut war, dem Dichter; derſelbe ſoll die Unterdrückten rächen, die Schwachen ermuthigen und die Verirrten auf den rechten Weg führen, überhaupt der Menſchheit das verlorene Paradies wiederbringen. Wer nur amüſiren oder unterhalten will, hat ſeinen Dichterberuf gründlich verfehlt. Poeten, die nur von Wein, Frauen und Sonnen- oder Mondſchein ſingen, ſtehen in keiner Beziehung zu ihrer Zeit; der wahre Dichter aber ſoll in allen wichtigen, die Aufmerkſamkeit des Publikums gefangen nehmenden Zeitfragen ſeine Stimme energiſch im Sinne des Fortſchrittes ertönen und ſich durch keine äußeren Umſtände beſtimmen laſſen, gegen ſeine beſſere Ueberzeugung zu handeln. Dies iſt bekanntlich auch Walt Whitman's Anſicht von der Aufgabe des amerikaniſchen Dichters.

Die fünfzig Jahre, die der Geburt Lowell's folgten, ſind bemerkenswerth durch ihre Umwälzungen auf ſocialem und politiſchem Gebiete. Dampf und Elektrizität machten die Induſtrie zu einer Großmacht; philanthropiſche Anſtalten ſchoſſen wie Pilze aus dem Boden hervor; der

Unitarier Channing unterminirte das Bollwerk der christlichen Dogmatik wirksamer als es der alte Thomas Paine infolge der gegen ihn systematisch erweckten Vorurtheile jemals vermocht hatte, und die Tage der Sklaverei, des alten von Staatsmännern und Geistlichen so hartnäckig vertheidigten Erbübels der Union, schienen gezählt zu sein. Die hauptsächlichsten Dichter Amerika's traten in den Dienst der Antisklaverei-Bewegung; auch Lowell wurde Abolitionist, trotzdem die große Masse jeden dieser Weltverbesserer für einen unheilbaren Narren oder hirnverbrannten Fanatiker hielt.

Als im Sommer 1846 die Amerikaner mit den Mexikanern Krieg führten, sagten die Abolitionisten, dieser Krieg sei deshalb vom Zaune gebrochen worden, damit der Süden ein neues Feld für die Sklaverei gewänne und dadurch die drohend wachsende Macht des Nordens besser in Schach halten könne. Im Juni des genannten Jahres nun sandte Lowell einen Brief, der angeblich von Ezekiel Bigelow kam, an den Bostoner „Courier"; demselben lag ein im Yankee-Dialekte verfaßtes Gedicht von Hosea Bigelow, einem Sohne des Briefschreibers, bei. In diesem Gedicht wurden die Bestrebungen, in Boston Freiwillige für jenen Krieg anzuwerben, unbarmherzig lächerlich gemacht. Die Politiker hielten diese sonderbaren, allgemeines Aufsehen erregende Verse für seicht und albern; die Geistlichen, die nichts gegen den Schacher mit Menschenfleisch einzuwenden hatten, brandmarkten sie öffentlich als profan und als gegen den Anstand verstoßend; Jedermann aber las und kommentirte sie. Zum erstenmale hatten nun die Abolitionisten die *Lacher auf* ihrer Seite; ihre Versammlungen, in denen

Absolom Burleigh mit seinen langen Locken, Frau Foster mit ihrer Baßstimme und Vater Lamsom mit seinem patriarchalischen Aussehen gewöhnlich die Hauptrollen spielten, hatten dem Pöbel als eine Art „show“ gedient, in der man sich unentgeltlich amüsiren konnte; jetzt aber hatte sich mit der Sache eines Garrison, Wendell Phillips und Charles Sumner ein unverwüstlicher, urwüchsiger Humorist identificirt, der durch seine von einem seltenen Mutterwitze zeugenden Verse mehr wirkte, als die unwiderlegbarsten Argumente des gewaltigsten Redners. Sumner bedauerte damals, daß der unbekannte Yankee-Dichter, der von dem richtigen Geist beseelt sei, nicht gutes Englisch geschrieben habe; aber es ist sicherlich unbestreitbar, daß er alsdann nicht die ersehnte Aufmerksamkeit und Wirkung hervorgerufen hätte. So aber trat der Yankee-Witz in seinem gewohnten Hauskleide auf und Jedermann sah in ihm einen alten Bekannten, dessen Worte Beachtung verdienten.

Hosea Bigelow führte nun den so wirkungsvoll begonnenen Kampf muthig weiter. Jedes Gedicht versah er mit einer orientirenden Einleitung und dann schrieb der alte pedantische und konservative Pastor Wilbur, ein Mann von trockner, schweinsleberner Foliantengelehrsamkeit und ein treffliches Seitenstück zum Faust'schen Famulus Wagner, erläuternde Notizen dazu, so daß die „Bigelow Papers“ das Aussehen eines von einem deutschen Gymnasialprofessor herausgegebenen Klassikers hatten.

Viele der besten Witze Bigelow's haben natürlich heute ihre Pointe verloren; aber sie waren von großer Wirksamkeit zu ihrer Zeit, wie das ja auch mit den meisten Witzen des Butlerschen „Hudibras“ der Fall ist,

der heute deshalb so selten angerührt wird, weil er zu weitläufige historische Erläuterungen zu seinem Verständnis nöthig hat. Lowell übertrieb in seinen „Bigelow Papers“ wenigstens nicht; dasselbe aber läßt sich Butler nicht nachrühmen; auch nimmt er es mitunter mit der Wahrheit nicht sehr genau, denn wenn er hin und wieder die Puritaner „Feiglinge“ nennt, so widmet er denselben ein Epitheton, was sie weniger als irgend ein anderes verdienten. In England, wo man sich besonders über den Ausdruck „amerikanische Freiheit“ im Hinblick auf die in diesem freien Lande existirende Sklaverei lustig machte, fanden die „Bigelow Papers“ den ungetheiltesten Beifall und die „North British Review“ sagte damals, der Verfasser sei ein Satiriker, der in England nicht seines Gleichen habe.

Der alte Yankee mit seinen bukolischen Absonderlichkeiten und seinem Dialekte, der übrigens in Wirklichkeit lange nicht so sonderbar war, wie er uns auf den ersten Augenblick in Lowell's verzerrter phonetischer Orthographie erscheint, ist übrigens jetzt eine Seltenheit geworden; in Cambridge und in der unmittelbaren Umgebung ist er wenigstens ganz und gar ausgestorben. Die Hände der heutigen Milchmägde duften mehr nach dem Garten von Schiras als nach dem Kuhstalle und Lowell's Originale von Zeckle und seiner Geliebten Huldy gehören längst der Vergangenheit an. Dieses idyllische Leben in und um Cambridge hat Lowell in seinem Aufsatze „Cambridge thirty Years ago“ anschaulich und anmuthig geschildert; diesen Aufsatz hat er einem Edelmann Namens Sorg gewidmet, der übrigens kein Anderer als sein Schulkamerad W. W. Story ist, dessen Namen einst ein schweizerischer Hotelwirth für „Sorg“ ansah. Lowell spricht darin

m Cambridge als einem kleinen Landstädtchen, das mit
ston durch eine alte Kutsche, deren Weg an endlosen
idelbeerfeldern vorüberführte, in Verbindung stand.
mals existirte auch noch ein streng markirter Klassen-
terschied und nicht jeder Handwerker und Hausknecht
lte sich dazu berufen, die Sitten und Unsitten der Stu-
ten von Harvard College, noch den Luxus der Reichen
chzuahmen. Die alten aristokratischen Leiter der Bo-
ner Gesellschaft hatten noch etwas von der unfreiwillig
nischen Majestät eines „Roi d'Yvetôt" an sich; sobald
r Dampf und Elektricität das öffentliche Leben um-
talteten, schwanden die alten Gebräuche und Vorurtheile,
) der von Lowell verewigte Dialekt hat auch längst
: Thätigkeit der Schulmamsellen weichen müssen. Lowell
t unstreitig den Originalkarakter des Yankee mit Fleiß
) Vorliebe studirt und zwar nicht allein in Cambridge,
dern auch in den Adirondacks und am Mooseheadsee
) es muß unbedingt zugestanden werden, daß er von
nselben ein getreueres Bild lieferte, als es den Frauen
echer-Stowe und Terry Cooke gelungen ist. Der Yankee-
alekt ist übrigens, wie überhaupt eine jede Mundart,
den Philologen von hoher Wichtigkeit. Man hat,
: auch Gulian Verplanck seiner Zeit bemerkte, Wörter
demselben entdeckt, die in England längst aus dem
rkehr verschwunden sind, in Neuengland aber noch in
n Sinne Shakespeare's gebraucht wurden und vielleicht
h werden.

Am 26. Dezember 1844 verheiratete sich Lowell
: seiner Jugendgeliebten Maria White, einer gebildeten,
s Watertown bei Cambridge stammenden Dame. Ihre
sundheit stand jedoch mit ihrer Gelehrsamkeit in keinem

günſtigen Verhältniſſe; ſie kränkelte jahraus, jahrein und alle Kinder, denen ſie das Leben gab, ſtarben mit Ausnahme einer einzigen Tochter. Die Freunde des Dichters, die zu ſeinem Studirzimmer Zutritt hatten, werden ſich noch mit Wehmuth der beiden über einem Bilde hängenden Kinderſchuhe, die ſeiner Lieblingstochter gehörten, erinnern. Auf dieſe Trauerfälle beziehen ſich die Gedichte „The Changeling“ und „She came and went“. Selbſt Lowell's Frau ſchrieb ein zartes Gedicht, um die ihrer Kinder beraubten Mütter zu tröſten.

Im Oktober 1853 ſtarb ſie. An demſelben Tage wurde Longfellow eine Tochter geboren, der dann beide Vorfälle in dem Gedichte „The two Angels“ verherrlichte.

„'T was at thy door, o friend! and not at mine,
The angel with the amaranthine wreath,
Pausing, descended, and with voice divine,
Whispered a word that had a sound like Death.

„Then fell upon the house a sudden gloom,
A shadow on these features fair and thin;
And softly, from that hushed and darkened room,
Two angels issued, where but one went in.“

Lowell's komiſche Muſe verſtummte nun. Sein nächſtes Gedicht „The Vision of Sir Launfal“, von dem man ſagt, er habe es in achtundvierzig Stunden geſchrieben, ohne dieſe Zeit durch Eſſen oder Schlafen zu unterbrechen, fand die meiſten Freunde und Leſer. Es iſt daſſelbe allerdings durch eine chriſtliche, konſervative Geſinnung gekennzeichnet; aber es iſt doch nicht ſo ſehr wie ſeine ſpäteren poetiſchen Schöpfungen von Dante'ſcher Kälte und myſtiſcher Philoſophie beeinträchtigt. In dieſem Gedichte, das überhaupt den Eindruck einer wirkungsvollen

Improviſation macht, zeigt ſich Lowell ungezwungen in ſeiner Liebe zum Schönen und in ſeiner angebornen, aller Heuchelei baren Frömmigkeit.

Dann folgte „The Present Crisis“, ein feuriges, kraft- und ſaftvolles Gedicht voll zündender Bemerkungen, die einer alles Falſche verdammenden Humanität gewidmet ſind. Dieſer Sammlung iſt fernerhin beigegeben die liebliche, von der edelſten Toleranz durchdrungene Legende „Ambrose“; das keuſche Bild „The Dandelion“ und „An Interview with Miles Standish“ mit einer politiſchen Moral. Das künſtleriſchſte Gedicht iſt jedoch „Beaver Brook“, das als ein poetiſches Muſter idealer Landſchaftsmalerei gelten kann. Dieſes „Beaver Brook“ iſt ein kleiner, einige Meilen von Elmwood entfernter, an der Grenze des Dörfchens Belmont fließender Bach, an deſſen Ufer unſer Dichter häufige Spaziergänge unternahm. Die in dieſem Gedichte geſchilderte Mühle exiſtirt heute nicht mehr.

Darnach begab ſich Lowell wieder auf das Gebiet der Satire und ſchrieb eine „Fable for Critics“, in der er „einen Blick aus dem Faſſe des Diogenes auf die Wunderkinder der amerikaniſchen Literatur“ warf. Dieſelbe erſchien ohne den Namen des Verfaſſers 1848 in New-York. In der Vorrede ſagte er: „Als eine Fabel habe ich dieſe Schrift begonnen. Es iſt dies ein ſchwaches, ſchlankes, reimbeflügeltes Ding mit einem Stachel in dem Schwanze.“ Die lebenden, von einflußreichen Coterien gehätſchelten und verhätſchelten Autoren eines eitlen, leicht zu beleidigenden Volkes rückſichtslos zu kritiſiren, war immerhin eine gewagte Sache; Lowell jedoch, dem man, wie einem Longfellow oder Bayard Taylor, nicht den Vorwurf der Popularitätsſucht machen kann und der,

wie es scheint, auch nicht den geringsten Werth auf das Lob oder den Tadel seiner Schriften legt, zögerte nicht im Mindesten mit der Veröffentlichung seiner unabhängigen Ansichten und leistete dadurch der Literatur wichtigere Dienste, als wenn er in den Chor der Panegyriker eingestimmt hätte. Seine Meinungen drückte er unverhohlen aus und daß er dadurch manchen eingebildeten Dichter empfindlich verletzte, ist selbstverständlich; doch hat es ihm nicht ein einziger nachgetragen. Bayard Taylor versuchte sich späterhin auf demselben Felde und ließ im „Atlantic Monthly" unter dem Titel „The Echo Club" eine Anzahl satirischer, die neueste englische und amerikanische Literatur behandelnde Aufsätze erscheinen; zur eigentlichen Satire aber hatte Bayard Taylor nicht die geringste Anlage, auch war er zu gutmüthig und zu vorsichtig, um gelegentlich mit entschiedenem Tadel herauszukommen.

Man muß es Lowell zum Ruhme nachsagen, daß er das kritische Secirmesser wacker gebrauchte; seine Karakteristiken sind von treffender, epigrammatischer Kürze und im Ganzen genommen ist sein Urtheil über einige Schriftsteller immer noch milder und wohlwollender, als das der Nachwelt. Malitiöse Bemerkungen, wie sie sich z. B. in Heine's „Wintermärchen" befinden, trifft man in der Lowell'schen Fabel nicht an. Wir wüßten nicht, welchem Werke irgend einer europäischen Literatur wir dieses gleichstellen sollten. Man denkt vielleicht an Byron's „English Bards and Scotch Reviewers" oder an Pope's „Dunciade". Diese beiden Werke aber waren vom persönlichen Rachegefühl der Verfasser diktirt und tragen überhaupt zu deutlich den widerwärtigen Stempel *kleinlicher* Gehässigkeit, was doch bei dem Lowell'schen Werke

nicht der Fall ist. Beide, Byron und Pope, fühlten sich in ihrem Stolze zu sehr gekränkt und dachten daher an blutige Rache. Pope war dieses noch eher zu verzeihen, als dem Sänger des „Don Juan"; denn seine Kritiker, die wohl auch nebenbei auf den glänzenden pecuniären Erfolg seiner Homer-Bearbeitung etwas neidisch waren, spielten ihm übel mit und nannten das kleine, so wie so schon sehr reizbare Männchen, in Anbetracht seiner gebrechlichen und verwachsenen Gestalt, gewöhnlich nur das „Fragezeichen von Twickenham". Das mußte natürlich gründlich gerochen werden und so entstand dann die in derber, ja stellenweise in schmutziger, gemeiner Sprache verfaßte „Dunciade", durch die Pope wie die Schiller-Goethe'schen Xenien, manchem Schriftsteller, der sich schon längst selber das Todesurtheil geschrieben hatte, zu einem langen Leben und einer unverdienten Beachtung verhalf. Der Satiriker Dryden wurde doch seiner Zeit auch bitter angegriffen und von seinen Gegnern Affe, Esel, Frosch, Feigling und Schurke genannt; in seinen Antworten zeigte er sich jedoch immer noch als Gentleman, wohingegen Pope sich wie eine giftige, verabscheuungswürdige Kröte gebärdete. Lowell's Fabel, die „Fraser's Magazine" ein „clever doggerel" nannte, enthält nicht das Allergeringste, was auf irgend ein Vorurtheil des Verfassers schließen lassen könnte; es ist in derselben Ernst und Scherz wohlthuend vermischt, weshalb sie auch im Ganzen einen befriedigenden Eindruck macht.

Lowell, der sich, wie eingangs erwähnt, in unabhängigen Vermögensverhältnissen befand, hatte sich nur die Beschäftigung mit der Literatur zu seinem Lebensberufe erkoren. 1849 ließ er seine gesammelten Gedichte

in zwei Bänden erſcheinen: die „Bigelow Papers“, „ Year's Life“ und „die Fabel für Kritiker“ ſind in de ſelben nicht enthalten.

Im Winter 1854/55 hielt er im Lowell-Inſtitut Boſton einen Kurſus von zwölf Vorträgen über die Dicht Englands und machte damit einen dauernd günſtigen Ei druck. In denſelben, die von allem rhetoriſchen, o Applaus berechneten Schwung frei waren, bot er ſein Zuhörern einen ſolchen geiſtigen Genuß, daß ſie noch he davon mit Enthuſiasmus ſprechen. Im Allgemeinen g zwar Lowell als ein trockener, kalter Vorleſer, der c ſeine Studenten wenig Anziehungskraft ausübt; zu d ſelben aber finden ſich auch nur ſolche Zuhörer ein, den das zu erörternde Thema, nicht aber die äußere Art u Weiſe des Vortrages Hauptſache iſt.

Als im Jahre 1854 Longfellow die Profeſſur f neuere Sprachen und Literatur am Harvard College n achtzehnjährigem Wirken aufgab, um ſich ausſchließl literariſcher Beſchäftigung zu widmen, wurde Lowell ſeinem Nachfolger ernannt, und ihm zugleich ein zw jähriger Urlaub, den er zu ſeiner Vorbereitung benut ſollte, gewährt. Lowell reiſte nun nach Europa u hielt ſich dort die meiſte Zeit in Dresden auf. Im Fri jahr 1857 begann er ſeine Vorträge am genannten Colle Er las hauptſächlich über Chaucer, Cervantes, Sha ſpeare und Dante und ſuchte beſonders dem Letzteren Amerika Freunde zu gewinnen. Seine Vorgänger Geo Ticknor und Longfellow und ſein Mitarbeiter Char E. Norton hatten ſich bereits ebenfalls die erdenklich Mühe gegeben, den großen Florentiner in Amerika ein bürgern; dauernder Früchte ihres Beſtrebens konnten

ſelben ebenſowenig wie Lowell rühmen. Dante bewegt
) eben in einer Welt und Anſchauungsweiſe, die der
igen Zeit zu fremd iſt, um ihr Intereſſe abzugewinnen;
iſt und bleibt für das größere, gebildete Publikum
h ungenießbar und wir perſönlich hätten nicht das Ge-
gſte dagegen einzuwenden, wenn der Aeſthetiker Viſcher den
den Schriftſtellern Jean Paul und Sterne, deren Werke
durchleſen er eine Pferdearbeit nennt, auch noch als
itten im Bunde Dante zugeſellt hätte.

Seine Geſchmacksrichtung hatte Lowell ſchon in dem
ıche „Conversations on the Poets“, das er in ſeinem
ıfundzwanzigſten Jahre ſchrieb, hinlänglich angedeutet
d ſeine Vorliebe für die Literatur der Eliſabethaniſchen
:riode und für Chaucer bekundet. Ueber Pope iſt er
rin zu ſchlecht zu ſprechen; betreffs der „Dunciade“
merkt er ſicherlich nicht mit Unrecht, daß ſie weder
ı Dichter geſchrieben habe, noch ein ſolcher ſie leſen
ıne. 1864 gab er ſeine „Fireside Travels“, eine Samm-
ıg anmuthiger, wohlgefeilter Eſſays, heraus.

1857 verheiratete ſich Lowell zum zweiten Male und
)ar mit Frl. Frances Dunlap aus Portland in Maine.
ı November deſſelben Jahres wurde auch das „Atlantic
onthly“, welches das repräſentative Organ der ameri-
niſchen Schöngeiſter ſein ſollte und auch nebenbei den
veck hatte, die Sklaverei durch wiſſenſchaftliche Artikel zu
kämpfen, gegründet; Lowell übernahm die Redaktion des-
ben und führte ſie bis zum Jahre 1862 mit großem Geſchicke.

Während dieſer Periode machte ſich die politiſche
:aktion in herausfordernder Weiſe bemerklich und be-
ıwortete die Beſtrebungen der Abolitioniſten mit der
ınahme des Sklavenfanggeſetzes, das ſogar von dem

hochgeschätzten Staatsmanne Daniel Webster, der überhaupt selten auf der Seite wahrer Freiheit stand und sein Rednertalent jedem, der ihn gut bezahlte, zur Verfügung stellte, warm vertheidigt wurde, was den Dichter Whittier so sehr in den Harnisch brachte. Als der Ausbruch der Rebellion nur noch eine Frage der Zeit war, gedachte Lowell seines alten, biederen Bigelow und ließ durch Birdofredum Swain ein längeres Schreiben an ihn richten. Dieser Briefschreiber, der früher am mexikanischen Krieg theilgenommen und dann in den Südstaaten geblieben war, hatte, nachdem er daselbst durch einen längeren unfreiwilligen Aufenthalt in einem Gefängnisse akklimatisirt worden war, eine sklavenhaltende Wittwe geheiratet und fühlte sich nun so glücklich, wie es einem südlichen Plantagenbesitzer möglich war. Zur Erhöhung seiner Zufriedenheit trug natürlich auch die Billigkeit des Whiskey bei und da ihm ein fahrender Pastor auch außerdem gegen eine angemessene Entschädigung die ewige Seligkeit verbriefte, so war es selbstverständlich, daß er die Sache seines Staates, der ihn ja so unaussprechlich glücklich gemacht, zu der seinigen erhob, und an der Secession theilnahm, wodurch er auch zugleich die früher geschlossene Verbindung mit dem Weibe „he left behind him“ wirksam für null und nichtig erklärte und sich gegen eine nicht unmögliche Anklage auf Bigamie schützte.

Bigelow schlug damals gar ernste Töne an und zog besonders die Engländer wegen ihres Liebäugelns mit der südlichen Konföderation gründlich durch die Hechel. Dann starb ihm auch sein alter wissenschaftlicher Beirath, nämlich der Pastor Wilbur, den der Gedanke an den unglücklichen Bürgerkrieg getödtet hatte. Vorher hatte er noch ge-

rieben: „Nach meiner langjährigen Gewohnheit las ich Weihnachten gewöhnlich Milton's „Hymn of the ıtivity“ und hörte alsdann mit den Schäfern auf dem ılde die Versicherung, daß es Einen gäbe, der auch mich reinst auf seine grüne Weide führen werde; heute aber be ich an nichts anders als an den Spruch: ‚Ich bin ht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das hwert‘ denken können.“ Die Leser Lowell's hatten ın einen alten, guten Bekannten verloren und bedauerten es ebenso aufrichtig wie die Leser von Thackeray's ovelle „The Newcomes“, als sie plötzlich den Tod des liebten Obersten vernahmen.

Es war eine ernste, stürmische Zeit, aber Hosea igelow machte sich doch vernehmbar. Er repräsentirte n gesunden Menschenverstand und einen Mann von unschütterlicher Ueberzeugungstreue: er ist ein würdiges eitenstück zum Trumbull'schen Honorius, wohingegen ırdofredum Swain in dem politischen Hanswurst McFingal in Vorbild hat.

Auf diese Weise sind Lowell's Gedichte eine Chronik ıseres öffentlichen Lebens geworden. Wie Bigelow allälig so ungesellig wie ein Stein ward, so zog sich auch owell infolge seiner Dante-Studien und metaphysischen rübeleien nach und nach von dem größeren Publikum, s gerne noch mehr Bilder wie Beaver Brook und ch mehr Liebespaare wie Zeckle und Huldy gesehen tte, zurück. Er lauschte nur noch der Sprache des ıservativen Mittelalters und hörte nicht mehr die mun'en Vögel seiner Nähe singen; auch erfreute ihn die rbenpracht der Blumen nicht mehr wie früher. Sein hster Band Gedichte, der 1869 unter dem Titel „Under

the Willows" erſchien, hat etwas von dem Emerſonſchen Transcendentalismus an ſich; eine eigentliche Poeſie aber iſt hier nur in den Nummern, die einer früheren Schaffensperiode angehören, zu finden.

Die „Commemoration Ode", die Lowell am 21. Juli 1865 zur Erinnerung an die 93 Studenten des Harvard-College, die im Rebellionskriege gefallen waren, vortrug, enthält wie alle ſeine poetiſchen Schöpfungen der letzten Zeit tiefe Gedanken, aber es bedarf eines geduldigen Studiums, um dieſelben zu verſtehen und zu würdigen.

In dem didaktiſchen Gedichte „The Cathedral" zeigt er mehr als ſonſtwo ſeine konſervativ-religiöſe Geſinnung. Er bewundert darin den Geiſt der gotiſchen Architektur, verlangt die Heilighaltung der alten Traditionen und verdammt die materialiſtiſche Tendenz der Evolutionstheorie. Die Baſis dieſes Gedichtes, in dem ſich auch der Einfluß der Berkeley'ſchen Philoſophie ſtark bemerklich macht, iſt der überlieferte Glaube an Gott und deſſen liebevollen Umgang mit den Menſchen. Als Lowell einſt einer Vorleſung Tyndalls's beigewohnt hatte, ſprach er: „Wer will, mag glauben, daß ſich die Idee zu einem Hamlet oder Lear aus einer Erdſcholle entwickelt hat; ich glaube es nicht."

Auch etwas Komik findet ſich in jenem Gedichte, die allerdings gar ſchlecht mit der ernſten mittelalterlichen Myſtik, die es doch verherrlichen ſoll, harmonirt. Als Lowell nämlich in Châtres die Kathedrale beſuchte, begegnete er zwei Engländern, die ihn für einen Franzoſen hielten und ihn als Führer engagiren wollten.

„Esker vous ate a nabitang? he asked;
I never ate one; are they good, asked I;
Whereat they stared, then laughed, and we were friends."

Lowell's frühere Gedichte sind melodisch und ansprechend; seine späteren kranken an einer Ueberladung von schwer verständlich ausgedrückten Gedanken und unterscheiden sich nur dadurch von Prosa, daß sie eine metrische Form zur Schau tragen.

Lowell's prosaische Schriften erschienen 1870—1876 in drei Bänden; sie enthalten literarhistorische Essays über die bedeutendsten Dichter aller Zeiten und Völker. Sein Styl ist manchmal ein unangenehm gesuchter und geschraubter und hat ihm Prof. Wilkinson deshalb in einer der gelesensten amerikanischen Monatsschriften auch eine derbe Lektion ertheilt. Die Bilder sind oft gar weit hergeholt und auch nicht immer zutreffend. In dem Artikel „On a Certain Condescension in Foreigners" zeigt er sich gerade nicht als Freund der Deutschen und obgleich er den Forschungen deutscher Gelehrten sehr viel verdankt und sich derselben auch häufig bedient, läßt er sich doch selten (man sehe z. B. seine für die „Appleton's Encyclopaedia" gelieferten Artikel) eine Gelegenheit entgehen, sie zu verdächtigen und zu verkleinern. Ueber Gervinus sagt er an einer Stelle: „Sein Werk über Shakespeare erinnert mich an die römische Campagna, die von Gängen unterminirt worden ist, in denen Menschen nach etwas Unbekanntem suchen; oben sind die Blumen und Lerchen des unsterblichen Dichters; unser teutonischer Feredo kriecht in die Erde und offerirt uns seine Führerschaft in ein Dunkel, das er selbst geschaffen hat." Ebenso wegwerfend spricht er sich auch über die deutsche Sprache aus.

Einige dieser Essays, besonders der über Chaucer und Dante, sind zu langer Lebensdauer, aber für wenige Leser bestimmt. Neben Whipple ist Lowell unstreitig der

bedeutendſte Eſſayiſt; die Popularität des erſteren wir er jedoch nie erlangen.

Durch ſeinen treffenden Mutterwitz und ſeine beißend Satire leiſtete er ſeinem Vaterlande in der Sklavereifrag und in dem Bürgerkriege nicht zu unterſchätzende Dienſte, ſo daß man ihn in dieſer Hinſicht den amerikaniſchen Revolutionsdichtern Trumbull, Hopkinſon und Freneau getroſt zur Seite ſtellen kann; doch werden ſeine „Bigelow Papers“ das Schickſal „McFingals“ theilen und nur noch in ſpäteren Zeiten der Kurioſität wegen geleſen werden. Einige ſeiner früheren Gedichte werden ſich noch eine Zeitlang in Schulleſebüchern halten, aber ſicherlich bald durch andere Produkte verdrängt werden. Kurzum: die Literaturgeſchichte begräbt ihn in ihren Spalten; den eigentlichen amerikaniſchen Volke wird er in Zukunft ein großer Unbekannter ſein, wie er es bereits theilweiſe ſchon jetzt iſt. — Zur Vervollſtändigung dieſes Kapitels iſt noch zu bemerken, daß Lowell während der Präſidentſchaft Clevelands den Geſandtſchaftspoſten in England bekleidete und daß die Boſtoner Verlagsbuchhandlung Houghton Mifflin & Co. eine Geſammtausgabe ſeiner Werke in zehn Bänden vorbereitet.

Journaliſtik und Nationalökonomie.

Wenn irgendwo in der Welt die Tagespreſſe einen wichtigen Faktor des menſchlichen Lebens bildet und darauf einen geſtaltenden Einfluß ausübt, ſo iſt es ſicherlich hier in Amerika der Fall, wo ſie, da man ihr die größtmögliche Freiheit eingeräumt hat, ſo daß ſie ſich ungehindert über alle Tagesfragen ausſprechen kann, ſozuſagen zum täglichen Brote gehört. Sie iſt in ſolchem Grade zu einem Lebensbedürfnis geworden, daß ſelbſt der ärmſte Arbeiter nicht ohne eine tägliche Zeitung exiſtiren zu können glaubt; denn da hier ein jeder Bürger einen gleichberechtigten Theil des Staatsweſens bildet und ihm die moraliſche Verpflichtung obliegt, ſich aktiv am politiſchen Leben zu betheiligen, ſo muß er ſich doch auch betreffs aller öffentlichen Angelegenheiten und Fragen auf dem Laufenden zu erhalten ſuchen und dafür iſt ihm denn die Zeitung zu einem unumgänglich nothwendigen Bildungsmittel geworden.

Durch die Konkurrenz, die ſich die Zeitungen aus Geſchäftsrückſichten gemacht haben und beſtändig noch

machen, ſind dieſelben gezwungen worden, für einen geringen Abonnementspreis eine Fülle und Mannichfaltigkeit des Leſeſtoffes zu liefern, die wahrhaft in Erſtaunen ſetzt und deren Herſtellung mit enormen Unkoſten verknüpft iſt. Aber auch nur durch eine beiſpielloſe Verbreitung und eine glänzende Anzeigen-Unterſtützung ſind derartige journaliſtiſche Leiſtungen möglich und wenn man z. B. bedenkt, daß es der „Herald“ fertig bringen konnte, auf eigene Koſten Stanley nach Afrika zur Aufſuchung Livingſtone's zu ſenden und fernerhin eine Nordpolexpedition auszurüſten, ſo müſſen die Einkünfte dieſes Blattes ſozuſagen unberechenbar ſein.

Wenn Biedermann in ſeiner Schrift „Das Zeitungsweſen ſonſt und jetzt“ (Leipzig 1882) ſagt, der Beruf eines Journaliſten gewähre einen leichten Lebenserwerb, ſo irrt er ſich ganz gewaltig, ſo weit es Amerika betrifft; denn in keinem Lande muß der Journaliſt ſo anſtrengend und ſchnell arbeiten wie hier und derjenige, der ſich vor ſchwerer Arbeit ſcheut, widmet ſich dahier ſicherlich eher irgend einem anderen Berufe als dem eines Zeitungsſchreibers. Sobald hier etwas von Bedeutung geſchieht, iſt es auch ſchon Eigenthum der Preſſe, wenn ſie ihren eigenen Vortheil nicht vernachläſſigen will. Aus jeder neuen Erfindung auf dem Gebiete der Technik ſucht der Zeitungsherausgeber Kapital für ſein Geſchäft zu ſchlagen; wird eine neue Druckerpreſſe konſtruirt, die ein paar tauſend Exemplare in der Stunde mehr liefert als die alte, gleich wird ſie angeſchafft und in Thätigkeit geſetzt. Das Korreſpondiren aus anderen Städten oder Ländern hat längſt dem ſchnelleren Telegraphiren Platz machen müſſen

und so lesen wir denn täglich dahier die ausführlichsten Berichte über alle wichtigen Vorkommnisse der ganzen Welt.

Im Jahre 1859, also zur Zeit, da noch kein interoceanisches Kabel existirte und man die Nachrichten aus Europa einfach aus importirten Zeitungen abdrucken konnte, beliefen sich die jährlichen Ausgaben der New-Yorker „Tribune" auf 130,198 Dollars; aber zwanzig Jahre später auf 377,510 Dollars, wovon allein 50,000 Dollars auf Depeschen kamen. Während des deutsch-französischen Krieges verausgabte diese Zeitung für Depeschen 85,303 Dollars; andere Zeitungen, wie z. B. der „Herald" noch viel mehr und diejenigen Blätter, die vor solchen Mehrausgaben zurückschreckten, mußten sich eine empfindliche Einbuße an Abonnenten gefallen lassen.

Die Geschichte des amerikanischen Zeitungswesens ist in den Werken „History of Printing" von Thomas, (neue, 1875 von der Antiquarischen Gesellschaft von Worcester in Massachusetts besorgte Ausgabe), „Journalism in the United States from 1690—1872" von Fr. Hudson und im 8. Bande des zehnten Censusberichtes der Vereinigten Staaten enthalten. Die erste in Amerika erschienene Zeitung kam im Jahre 1690 zu Boston heraus und führte den Titel „Public Occurences"; dieselbe wurde jedoch gleich nach ihrem Erscheinen durch die Kolonialbehörde von Massachusetts ihrer freimüthigen Aeußerungen wegen verboten und erlebte daher auch nur eine Nummer. Nach 14jähriger Pause erschien in der genannten Stadt die lebenskräftigere Zeitung „The Boston News Letter", und erst Ende des Jahres 1719 erwuchs derselben ein Konkurrenzblatt in der „Boston Gazette". In demselben

Jahre wurde auch in Philadelphia eine Zeitung gegrü
und 1765 wurden in den amerikaniſchen Kolonien bei
43 Zeitungen gedruckt, wovon z. B. 8 auf New-York, 5
Pennſylvanien und 11 auf Maſſachuſetts kamen.
meiſten derſelben erſchienen natürlich nur einmal wöch
lich; ſie beſtanden aus kleinen, ausſchließlich mit Ne
keiten und Anzeigen gefüllten Blättern, denn polit
Leitartikel und ſonſtige editorielle Randgloſſen gehö
damals noch zu den journaliſtiſchen Luxusſachen.
Zeitungen aber hatten trotz ihrer Mangelhaftigkeit
eine hohe civiliſatoriſche Bedeutung, denn ſie näh
wenigſtens die Sehnſucht nach der politiſchen Unabhä
keit vom Mutterlande und als endlich der lang erwa
Krieg losbrach, ſtanden ſie alle mit Ausnahme derjen
die von der engliſchen Beſatzung beeinflußt und unter
wurden, treu zur Sache der Freiheit.

Obgleich die erſten Anſiedler Virginiens Leute
reſpektabler Bildung waren, ſo dauerte es daſelbſt
merkwürdigerweiſe ſehr lang, bis man ſich mit dem
ſtitute einer Zeitung befreunden konnte. 1671 dr
ſich Sir William Berkeley, der Gouverneur dieſer Kol
in einem Berichte an die engliſche Regierung alſo
„Ich danke Gott, daß wir weder freie Schulen noch
freie Preſſe haben und ich hoffe auch, daß noch hu
Jahre vor der Einführung derſelben vergehen we
Die Bildung hat Unfolgſamkeit, Ketzerei und Sektem
in die Welt gebracht und die Preſſe hat ſie verbr
letztere ſchwärzt auch die Regierung an.“ Und die
ſchah beinahe 40 Jahre nach der Gründung von Har
College in Maſſachuſetts! So zeigte ſich gleich von
fang in Amerika der Unterſchied zwiſchen dem puri

schen Bildungsideale von Neuengland und den Verdummungsbestrebungen der südlichen Ritter.

Als 1681 die erste Druckerei in Virginien eingerichtet wurde, befahl der Gouverneur dem Eigenthümer derselben, ja nichts zu veröffentlichen, ohne dazu vorher die Erlaubnis der britischen Majestät eingeholt zu haben, was natürlich gleichbedeutend mit einem Verbote war. Die königlichen Gouverneure waren zugleich auch die officiellen Zensoren und durfte ohne ihre Erlaubnis von rechtswegen nichts veröffentlicht werden; doch sagt der Historiker Bancroft, daß trotz alledem die amerikanische Presse so frei wie in irgend einem anderen Lande der Welt gewesen sei, was übrigens im Grunde nicht viel sagen will. Gerichtliche Verfolgungen der Presse gehörten in der Kolonialperiode durchaus nicht zu den seltenen Vorkommnissen. Durch die Stempelakte von 1768 wollte England die amerikanische Presse wenn nicht vollständig unterdrücken, so ihr doch bedeutende Hindernisse in den Weg legen und es wurde auch wirklich einigen, auf schlechter Finanzbasis beruhenden Zeitungen dadurch der Todesstoß versetzt. Außerdem belegten einige Kolonien auch noch die Zeitungen mit Spezialsteuern und der Staat Virginien hatte dieselben sogar bis zum Jahre 1848 beibehalten.

Da sich der amerikanische Farmer vor dem Ausbruche des Unabhängigkeitskrieges doch um die große Welt nicht sonderlich kümmerte, so war das Herausgeben von Zeitungen durchaus keine Geldquelle und die Verleger, die häufig Setzer, Drucker und Austräger in einer Person waren, hatten meistentheils mit bitteren Existenzsorgen zu kämpfen. Auch selbst während der Revolutionsperiode, während der von den 37 erscheinenden Blättern 30 auf

Seiten der Amerikaner ſtanden, hatten die Journale nicht den Einfluß, den man ihnen hin und wieder zugeſchrieben hat; die Herſtellungsſchwierigkeiten waren damals zahlreich und dann fanden die patriotiſchen Zeitungen auch nur in ſolchen Diſtrikten, die von den engliſchen Truppen unberührt blieben, Abſatz. Erſt nach jener Periode gelangte die amerikaniſche Preſſe zu ihrer eigentlichen Bedeutung und Macht.

Das Wachsthum der amerikaniſchen Preſſe ſteht, beſonders wenn man bedenkt, daß von allen in der Welt erſcheinenden Zeitungen ein Drittel in Amerika gedruckt wird, ohne Beiſpiel da. In nähere Details einzugehen würde hier zu weit führen und verweiſen wir daher die Intereſſenten auf die eingangs genannten Spezialwerke. In jeder kleinen Landſtadt erſcheint gegenwärtig eine Zeitung, deren Inhalt dem lokalen Bedürfnis entſpricht; jedes Gewerbe, jede Wiſſenſchaft, kurzum jede menſchliche Thätigkeit hat ein beſonderes Fachorgan.

Im Jahre 1840 hatte New-York 18 tägliche Zeitungen; gegenwärtig beſitzt es derſelben 29 mit einer durchſchnittlichen Verbreitung von 765,743 Exemplaren. Da zur Gründung einer Zeitung, wie aus dem Vorſtehenden erſichtlich iſt, ein ungeheures Kapital gehört, um die Konkurrenz aushalten zu können, ſo iſt es auch leicht erklärlich, daß von 1840—1880 in New-York allein 110 verſchiedene Tagesblätter zu Grunde gegangen ſind. In keinem anderen Geſchäft iſt dahier ſchon ſo viel Geld verloren worden wie in der Zeitungsherausgeberei.

Nach dem Cenſusberichte von 1880 erſcheinen 11,314 verſchiedene Zeitſchriften in den Vereinigten Staaten; 799 davon werden in fremden Sprachen, wie deutſch, fran-

zösisch, spanisch, dänisch, schwedisch, tscherokesisch, chinesisch, polnisch, holländisch und portugiesisch gedruckt. Von den 641 in Amerika veröffentlichten deutschen Zeitungen erscheinen 80 täglich, 466 wöchentlich und 85 monatlich oder halbmonatlich. Die New-Yorker „Staatszeitung", welche 1834 als Wochenblatt gegründet wurde und die seit 1845 täglich herausgegeben wird, erfreut sich der größten Verbreitung aller deutschen Tageszeitungen der neuen Welt. Von den amerikanischen Monatsschriften sind das „Atlantic Monthly", „Century", „Harper's Monthly" und „Lippincotts Monthly", „Scribner's Monthly" und die „North American Review" nach Inhalt und Ausstattung die bedeutendsten. Amerikanische Journalisten, wie Horace Greeley, W. C. Bryant, Charles A. Dana, George D. Prentice, Murat Halstead sind weit über die Grenzen ihres Vaterlandes bekannt geworden.

Der alten Maxime, nach welcher man von den Todten nur Gutes reden soll, haben wir, offen gestanden, niemals einen besonderen Geschmack abgewinnen können, und Heiligsprechungen in irgend einer Form sind uns stets verhaßt gewesen. Unfehlbar ist zuletzt doch Keiner, und Derjenige, der sich berufen glaubt, die Lichtseiten irgend eines bedeutenden oder unbedeutenden Menschen der Mit- und Nachwelt zu zeigen, hat unbedingt die moralische Verpflichtung, auch der Schattenseiten zu gedenken.

Diese Bemerkungen wurden uns abgenöthigt, als wir die sogenannte „Memorial Edition" der Gedichte von George D. Prentice,*) des bekannten amerikanischen Journalisten, in die Hand nahmen und die derselben vor-

*) Cincinnati 1880, Verlag von Robert Clarke & Co.

angeſtellte biographiſche, von dem Dichter John James Piatt verfaßte Einleitung laſen. Dieſelbe bildet ſo recht einen Beitrag zur Geſchichte der gegenſeitigen Bewunderung. Nicht die unbedeutendſte Kleinigkeit, die zur Heiligſprechung Prentice's dient, hat Piatt übergangen; ſeiner zahlreichen Fehler und ſeiner intellektuellen Urheberſchaft der Knownothing-Bewegung in Kentucky und des aus derſelben reſultirenden Blutbades im Sommer 1855 zu Louisville, gedenkt er mit keinem Worte, wodurch der literariſche Werth jener Abhandlung zum Mindeſten ſehr problematiſch geworden iſt. Wo viel Licht iſt, iſt bekanntlich auch viel Schatten, und derjenige, der eine wahrheitsgetreue Karakteriſtik liefern will, muß dieſen beiden Gegenſätzen die gewiſſenhafteſte Berückſichtigung angedeihen laſſen.

George Denniſon Prentice wurde am 18. Dezember 1802 auf einer Farm im Staate Connecticut geboren. Da ſeine Eltern nichts weniger als reich waren, ſo mußte George die Zeit, die ſonſt Knaben in der Schule zubringen, den Landarbeiten widmen; doch wurde er in ſeinem vierzehnten Jahre der Obhut eines presbyterianiſchen Predigers übergeben, damit er von demſelben für ein College vorbereitet würde. Dieſer Unterricht dauerte übrigens nur ein Jahr, aber George hatte während deſſelben ſolche erſtaunliche Fortſchritte gemacht, daß er ſchon in ſeinem fünfzehnten Jahre als Lehrer einer Dorfſchule fungiren konnte. 1820 trat er dann in die Sophomoren-Klaſſe der Brown-Univerſität ein und zeichnete ſich während der beiden Studienjahre hauptſächlich durch ein erſtaunliches Gedächtnis aus. Daſſelbe ermöglichte es ihm, die meiſten der in jener Anſtalt gebrauchten Lehrbücher in kurzer

:it ſpielend auswendig zu lernen. Nachdem er ſich hier-
ıf als Lehrer am Seminar zu Smithfield etwas Geld
ſpart hatte, widmete er ſich dem Studium der Juris-
udenz; die Praxis derſelben behagte ihm jedoch ſpäter
cht, ſo daß er ſie bald mit der Journaliſtik vertauſchte.

Als er nämlich im Jahre 1827 ſeinen Freund
. C. Brainard, einen bekannten Dichter und Journaliſten,
r damals in Connecticut ein kleines Lokalblatt heraus-
ıb, beſuchte, beredete ihn derſelbe, doch die Redaktion
iner Zeitung für zwei Wochen, während welcher Zeit
eine wichtige Reiſe zu machen hatte, zu übernehmen.
ies that der junge Prentice auch und zwar mit ſolchem
ıßerordentlichen Geſchick, daß ihm zwei Herren aus
artford den Antrag ſtellten, die Redaktion einer von
ınen zu gründenden Zeitung zu übernehmen. Prentice
ahm dieſe Offerte an, und ſo erſchien im Herbſte 1828
ie erſte Nummer der „New England Review“. Dieſelbe
:wann bald einen fabelhaften politiſchen Einfluß; ja ein-
ıal, als die beiden politiſchen Parteien Kandidaten für
ie Staatslegislatur vorgeſchlagen hatten, mit denen ſich
:rentice nicht befreunden konnte, nominirte er auf eigene
auſt andere und ſetzte auch die Wahl derſelben mittelſt
:iner Zeitung durch.

Im Jahre 1830 wurde er von den Whigs beauf-
:agt, den Staat Kentucky zu bereiſen und Material für
ne von ihm für politiſche Parteizwecke zu ſchreibende
iographie Henry Clay's zu ſammeln. Ehe er abreiſte,
hlug er als ſeinen Stellvertreter den ſpäter ſo berühmt
:wordenen Quäkerdichter John G. Whittier vor, der zahl-
:iche Gedichte in den Spalten der „New England Review“
:röffentlicht hatte und der damals auf der Farm ſeines

Vaters bei Haverhill in Massachusetts wohnte, und derselbe ließ sich auch bewegen, Prentice's Nachfolger zu werden.

Prentice schrieb die Biographie Henry Clay's im politischen Parteisinne und machte sich dadurch zu einem Bürger von Kentucky; denn als ein wohlhabender Politiker Ohio's merkte, daß die Jackson-Demokraten in Kentucky eifrig an der Arbeit waren, diesen Staat gegen Clay aufzuwiegeln, machte derselbe Prentice den Vorschlag mit ihm in Louisville eine Zeitung zur Vereitelung dieser Bewegung zu gründen. Die Vorrede zum Leben Clay's datirt sich vom 14. November 1830 und schon am 24. desselben Monats und Jahres erschien die erste Nummer des „Louisville Journal."

Prentice's kühnes Vorgehen erregte ungemeines Aufsehen. Seine hauptsächlichste Wirkung erzielte er durch kurze, epigrammatische Paragraphen, deren scharfer, schlagfertiger Witz auf seine Gegner wie tödtendes Gift wirkte. Er entpuppte sich allmälig als einer der geriebensten journalistischen Klopffechter, den die gesammte Zeitungsliteratur Amerika's zu verzeichnen hat. Die Kentuckier alten Schlags nannten ihn wegwerfend einen Yankee-Schulmeister, aber sie haßten ihn wie der Teufel das Weihwasser. Stets sorgte er, daß er die Lacher auf seiner Seite hatte. Alle gegen ihn gerichteten Angriffe schlug er siegreich nieder, und sein Blatt war bald das gelesenste, zugleich aber auch das gefürchtetste von Kentucky.

Einer der geriebensten Journalisten war damals Shadrach Penn, der in Louisville den „Advertiser" redigirte; derselbe hatte bisher alle seine Gegner mit der Feder zur Stadt hinausgetrieben, und er hielt sich daher

für unüberwindlich. Als Kampfhahn der demokratischen Partei versuchte er es auch, sein Müthchen an Prentice zu kühlen; doch der bittere Zeitungskrieg, der sich daraus zwischen beiden entspann und der sich über die Dauer von zehn bis zwölf Jahren erstreckte, endigte mit der Niederlage des Angreifers. Penn ging in Folge dessen nach St. Louis und gründete daselbst eine neue Zeitung, die er bis zu seinem vier Jahre darauf erfolgtem Tode redigirte.

Von nun ab gab es für den siegreichen Prentice erst recht keine Grenzen des journalistischen Anstands mehr. Ohne beständige Fehden konnte er überhaupt nicht leben. Einmal hatte er den Journalisten Trotter so niederträchtig in seinem Blatte angegriffen, daß ihm derselbe auf der Straße auflauerte und einen Schuß auf ihn abfeuerte, der aber fehl ging.

Das „Louisville Journal“ war eine Zeitlang das mächtigste Instrument der Whigpartei, besonders aber nach der Wahl des General Harrison zum Präsidenten der Vereinigten Staaten (1840). Von literarischer Bedeutung war es außerdem, weil in seinen Spalten viele junge Dichter, die sich späterhin einen Ehrennamen in der amerikanischen Literatur erwarben, ihre ersten Verse veröffentlichten. Diese Dichter fanden an Prentice einen wohlmeinenden Freund, der sich keine Mühe verdrießen ließ, wenn es galt, einem aufstrebenden Talente mit Rath und That hilfreich zur Seite zu stehen.

Als Prentice nach Louisville kam, war Jedermann in Kentucky, der etwas von sich dachte, ein professioneller Politiker, welcher von der Ansicht ausging, man könne seine Gegner nicht gemein genug behandeln. Da war

denn Prentice so recht an seinem Platze, — es war die Blüthezeit der Revolver-Journalistik. Seine Paragraphen branden wie heißes Eisen und fanden ihrer Originalität wegen sogar Eingang in Pariser und Londoner Zeitungen. Auf vieles Zureden seiner Freunde veranstaltete er 1859 davon eine Ausgabe unter dem Titel „Prenticeana", und es muß ihm zur Ehre nachgesagt werden, daß er alle gehässigen, lebende Personen betreffenden Bemerkungen, so großes Furore dieselben auch zur Zeit ihres ersten Erscheinens gemacht hatten, darin nicht berücksichtigt hat. Ueberhaupt besaß er eine versöhnliche Natur; hatte er einmal Einen mit der Feder unschädlich gemacht, so war er auch gleich wieder bereit, demselben im Falle der Noth seine Börse zur Verfügung zu stellen.

Außer seinem unerschöpflichen Witze hatte er auch noch ein anderes Element nach Kentucky gebracht, nämlich seine unverfälschte Knownothing-Gesinnung, die ihm von den Rittern des Südens sehr hoch angerechnet ward.

Im Jahre 1854 hatte sich zu Nashville eine aus Studenten bestehende geheime Gesellschaft gebildet, die den Einfluß der Katholiken und des gesammten fremdgeborenen Elementes zerstören sollte. „Amerika nur für Amerikaner" hieß ihr Wahlspruch. Jedermann, der auf den Namen eines Patrioten Anspruch machte, schloß sich dieser Verschwörung an, und bald wurde auch in Kentucky der wildeste Fanatismus gepredigt. Auch Prentice, wie überhaupt alle reichen und einflußreichen Louisviller, gehörten dieser Verbindung an, und daß es ersterer mit den Principien der Gesellschaft Ernst meinte, zeigte er bald durch seine zahlreichen gegen die Eingewanderten geschleuderten Donnerkeile. (Wir entnehmen diese Notizen

den Aufzeichnungen, die ein Bekannter Prentice's in dem „Louisville Commercial" vom 8. Mai 1882 veröffentlichte.)

Als nun im Sommer 1855 Charles Morehead von der Knownothingspartei zum Kandidaten für das Gouverneursamt nominirt wurde und der Tag der Wahl erschien, brachen dann die offenen Feindseligkeiten aus. Die Mitglieder jener geheimen Logen, deren sich in Louisville allein sechs befanden, erschienen bis an die Zähne bewaffnet an den Wahlurnen, und bald entwickelte sich ein gräßliches Blutbad. Die Ausländer, besonders aber die Irländer, wurden wie Hunde niedergeschossen, und noch heute denken die alten Bewohner Louisville's mit Grausen an den „bloody Monday". Prentice erschrak fast zu Tode, als er die Gräuel der Verwüstung erblickte, denn er konnte sich nicht verhehlen, daß er doch der intellektuelle Haupturheber derselben war. Und die Knownothings haben ihm seinen Dienst auch trefflich belohnt. Sie wußten, daß Prentice nicht sehr reich war und daß er mit seiner Familie gerne großartig lebte; sie kauften daher für die Summe von 35,000 Dollar ein stattliches Haus an der Walnutstraße und machten es ihm zum Geschenk. 1856 hielt er in dasselbe seinen Einzug; glücklich aber ist er darin nicht geworden.

Vor dem Ausbruch des Bürgerkrieges trat Prentice, trotzdem er nicht das geringste Zeug zu einem öffentlichen Redner hatte, in mehreren nördlichen und südlichen Städten als Redner auf und hielt melancholisch gefärbte Vorlesungen über die amerikanische Nationalpolitik. Bald brach dann der Sturm los, und Prentice, der die Sonderbundsgelüste des Südens stets öffentlich und privatim energisch bekämpft hatte, unterstützte die Wahl Lincoln's.

Die Südländer gaben sich die erdenklichste Mühe, den Einfluß des „Louisville Journals“ für sich zu gewinnen, und Prentice pflegte späterhin öfters zu sagen, daß er ein reicher Mann sein könnte, wenn er damals keine Prinzipientreue besessen hätte. Waren ihm doch 250,000 Dollars geboten worden, wenn er sich hergeben wollte, die Sache des Südens zu verfechten.

So oft Prentice damals Washington besuchte, wurde er stets vom Präsidenten und den Mitgliedern des Kabinets mit der größten Auszeichnung behandelt. Bei einem ihm zu Ehren gegebenen Bankett sagte der Kriegsminister in einem auf Prentice ausgebrachten Toast, daß derselbe an der Spitze des Kriegsdepartements von Kentucky stehe. Es muß zugestanden werden, daß der Nichtanschluß Kentucky's an die südliche Konföderation zum großen Theile dem Einflusse Prentice's zuzuschreiben ist.

Prentice's Familienleben war nicht ohne bitteres Leid. Seine beiden Söhne, die ihre Ausbildung auf einer südlichen Militär-Akademie erhalten hatten, schwärmten für den Süden, und sobald der Krieg ausbrach, trat auch schon der jüngste Sohn in die konföderirte Armee ein. Der älteste, dem sein Vater in der Nähe Louisville's eine schöne Farm gekauft hatte, schloß sich 1862, trotzdem er seinem Vater das heiligste Versprechen gegeben hatte, sich nicht am Kriege zu betheiligen, Morgan's Kavallerie an, und einen Monat darnach wurde sein Körper zur Beerdigung nach Hause gebracht. Da befiel den alten Vater eine lange, düstere Schwermuth; sein Lieblingssohn lag im Grabe, und der Fortbestand der Union schien ihm sehr fraglich.

Seine besten Freunde waren Secessionisten; er aber

blieb standhaft in seiner Unionsgesinnung und schloß sich sogar einer freiwilligen Miliz an, die es sich zur Aufgabe gemacht hatte, Louisville zur Stunde der Gefahr zu vertheidigen.

Auch an Clarence, dem jüngsten Sohne, erlebte er wenig Freude. Derselbe ging, als er das Kriegshandwerk satt hatte, nach Deutschland und lernte, wie in der oben angeführten Zeitung mitgetheilt wird, in einem dortigen Badeorte eine adelige Dame kennen, heiratete sie und nahm sie mit nach Amerika. Er quartirte sich mit derselben im Hause seines Vaters ein, aber bald gab dieselbe zu einem solchen Skandale Veranlassung, daß sie der unglückliche Schwiegervater nach New-York begleitete und wieder nach Deutschland zurückspedirte. Darauf zog der Sohn auf eine Farm und ergab sich dem Trunke; sein Vater hatte es schon längst gethan.

Nach dem Kriege war der Einfluß Prentice's dahin; das inzwischen herangewachsene Geschlecht bekümmerte sich noch wenig um ihn. Die Kontrolle seiner Zeitung gab er ab, arbeitete aber trotzdem noch ebenso fleißig wie früher dafür. Er starb am 22. Januar 1870 auf der Farm seines Sohnes; seine Frau war zwei Jahre vorher gestorben.

Prentice's Gedichte, die bereits die fünfte Auflage erlebt haben, sind nicht ohne Bedeutung. Die Form des sogenannten Blankverses behandelte er mit derselben Eleganz wie Bryant, doch geht ihm dessen geübter Blick für die feineren Details der Naturschönheiten ab. Das Gedicht: „The Closing Year", in dem die Zeit als die kalte Herrscherin über alles Existirende gefeiert wird, kann ruhig als sein reifstes Produkt bezeichnet werden. Sym-

pathiſch berührt auch das melancholiſche Gedicht: „An Infant's Grave“, welches ſich auf ein einſames Kindergrab, das er auf ſeiner Wanderung durch Arkanſas ſah und auf welches er eine Blume pflanzte, bezieht.*) Aus allen ſeinen Gedichten weht eine wehmüthige Sehnſucht nach den Tagen der glücklichen Kindheit und nach der Ruhe des Grabes. Viele in der genannten Sammlung enthaltene Gedichte ſind urſprünglich nicht für die Veröffentlichung geſchrieben worden, und Piatt hätte unſtreitig klüger gehandelt, wenn er dieſelben der verdienten Vergeſſenheit nicht entriſſen hätte.

Keine Literatur irgend eines anderen Kulturvolkes iſt an gediegenen, Herz und Gemüth der ganzen Nation erfaſſenden und veredelnden Volksſchriften ſo arm, wie die amerikaniſche. Der Grund dieſes Umſtandes iſt lediglich in der Natur der ſocialen Zuſtände zu ſuchen. Der profeſſionelle Schriftſteller ſchreibt nur für den momentanen Marktbedarf und hat dabei ſtets ſein beſtimmtes, ſenſationsſüchtiges Publikum im Auge, dem er bereitwilligſt alle Konceſſionen macht. Seine Schriften werden daher geleſen, und zwar ſehr viel geleſen — Volksſchriften ſind ſie aber deshalb doch nicht. Volksſchriften wurzeln im Gemüthe des Volkes und finden auch dort ihr Echo; aber die dem Gemüthsleben zu Grunde liegenden Bedingungen ſind bei der amerikaniſchen Nation in ſolch geringem Maße vorhanden, daß ſie nicht einmal das Bedürfnis zu einer entſprechenden Literatur hervorgerufen haben.

---

*) Ueberſetzt in „Lieder aus der Fremde“ von Karl Knortz. *Glarus* 1887.

Jeder dieses Gebiet kultivirende Schriftsteller muß daher als Veredler angesehen und mit Freuden begrüßt werden; als solchen nennen wir denn in erster Reihe den einst berühmten und berüchtigten Redakteur des „La Crosse Democrat“ Mark M. Pomeroy, gewöhnlich „Brick“ Pomeroy genannt. Seine politische Richtung und journalistische Wirksamkeit wollen wir hier weniger berühren, sondern ihn nur als Verfasser einiger vielgelesener, von seinen zahlreichen Feinden aber stets ignorirter Bücher kennen lernen und dabei einige biographische Bemerkungen*) vorausschicken.

M. M. Pomeroy wurde am ersten Weihnachtstage 1833 in Elmira, Chemung Co., im Staate New-York geboren. Sein Vater war Uhrmacher und Juwelier daselbst; da aber sein Geschäft nicht sehr glänzend ging, so wanderte er nach Californien aus und „Brick“, dessen Mutter im ersten Jahre nach seiner Geburt gestorben war, blieb bis zu seinem sechszehnten Jahre der Obhut seines Oheims überlassen. Darnach nahm er seine Zukunft selbst in die Hand und ging nach Corning im Staate New-York, wo er als Lehrling in die Druckerei des „Corning Journal“ eintrat. Der jetzige Eigenthümer dieser Zeitung, Dr. George Pratt, bewahrt noch heute den Setzkasten auf, an dem der junge Pomeroy seine späterhin so erfolgreiche Laufbahn begann.

„Brick“ arbeitete mit Ausdauer und Fleiß, kargte mit Zeit und Geld und gab sich alle Mühe, sein erwachtes literarisches Talent auszubilden. 1857 ging er nach

*) Nach: „Leisure Hours. Monthly Magazine“ (Juni 1870) und „The Oswego Democrat“ vom 28. Mai 1870.

Horicon in Wisconsin und im Jahre darnach finden wir ihn als schlecht bezahlten Lokal-Redakteur an der „Daily News“ in Milwaukee. 1860 kaufte er von C. P. Sykes in La Crosse einen Antheil an „Union and Democrat“, einer starkverschuldeten Zeitung, die innerhalb zweier Jahre neun Mal gerichtlich ausgepfändet worden war und damals kaum 500 Abonnenten zählte. Trotzdem die damalige politische Lage des Landes eine den Prinzipien der Demokratie sehr ungünstige und wenig verheißende war und man der Herausgabe eines jene Ansichten vertretenden Organs kein sehr ermuthigendes Prognostikon stellen konnte, so verschaffte trotz alledem Pomeroy's Talent als Editor und Geschäftsmann jenem Blatte binnen kurzer Zeit solchen Einfluß und solche Verbreitung, daß dieses nach vier Jahren in mehr als 300,000 Exemplaren gedruckt und in ganzen Wagenladungen nach allen Theilen der Union verschickt wurde.

Seine nichtpolitischen, dem Volksleben entnommenen und gewidmeten Skizzen, die er gewöhnlich in der Samstags-Nummer veröffentlichte, sind in sechs Bänden in New-York erschienen. Der erste führt den Titel: „Sense, or Saturday-Night Musings and Thoughtful Papers“, und ist den Männern, die Seelen haben, den Jünglingen, die Herzen haben, Allen, die besser und glücklicher sein möchten, und den aufrichtigen Freunden des Verfassers gewidmet. Der Inhalt behandelt bekannte und unbekannte Regeln der Klugheit und des Lebens in äußerst anziehender und zu Herzen sprechender Form; der Autor redet, wenn man den zuweilen sehr stark aufgetragenen und bei ihm sicherlich nicht erwarteten weltschmerzlichen Anstrich abrechnet, *in der* Weise des ehrwürdigen grauköpfigen Großvaters,

der die Straße des Lebens gewandelt und nun seine unter bitteren Erfahrungen errungene Lebensweisheit zu Nutz und Frommen seiner Angehörigen zum Besten gibt. Pomeroy's Styl ist kräftig, markig und schwungvoll; seine Sprache dringt zu Herzen und ist durch manche überraschende poetische wie sarkastische Wendung gewürzt. Trefflich weiß er den Vorkommnissen des täglichen Lebens eine interessante, ideale Seite abzugewinnen, den mit seinem Geschicke Unzufriedenen zu beruhigen und den Strebsamen zu ermuntern. Das genannte Buch ist also eine echte Hauspostille, zu lesen am Samstag Abend, wenn die Woche mit ihren Mühen und Sorgen vorbei und die Zeit zur beschaulichen Ruhe gekommen ist.

Als Seitenstück dazu gilt Pomeroy's zweites Werk: „Nonsense, or Hits and Criticisms on the Follies of the Day", eine Eisenbahn-Lektüre, vom köstlichsten Humor übersprudelnd. Der Autor erzählt seine urkomischen Erlebnisse beim ersten Schlittschuhlaufen; er gibt eine saftige Anleitung zum gefühlvollen Küssen; er beschreibt die Blocksbergstänze, grauenvolle Pantomimenstücke und galante Abenteuer eines Muskitoschwarmes, den er mit Whisky besoffen gemacht hatte; er bringt die ausführlichen Verhandlungen einer neuengländischen Nähgesellschaft; er erzählt uns von einer Fischparthie in Connecticut, die mit einem schrecklichen Rausche und einem höchst merkwürdigen Monologe endigt; er liefert uns die Biographie seines Hundes, dessen Schwanz so kurz wie das Gebet eines schlechten Menschen war; er läßt uns einen tiefen Blick in seine zahlreichen Liebes-Angelegenheiten thun; er bringt uns einen Bericht über die Versammlung der Schul-Mamsellen zu La Crosse, in welcher die pädagogisch höchst

wichtige Frage verhandelt wurde, ob es den Knaben a
Disciplinargründen noch fernerhin gestattet werden sollt
die Hosen hinten verschlossen zu tragen ꝛc.

Pomeroy's drittes Werk: „Saturday Nights" ist
New-York geschrieben, wohin er inzwischen wegen Herau
gabe eines größeren demokratischen Tageblattes übe
gesiedelt war. Er behandelt darin größtentheils d
Nachtseiten des menschlichen Lebens, wozu ihm das M
terial sehr nahe lag. Es ist in dem moralisirenden To
seines ersten Buches geschrieben; statt der dort anheimel
den Gefühlswärme tritt uns jedoch hier mehr eine kran
hafte, mitunter abstoßende Sentimentalität und ein vo
Weltschmerz zu sehr angekränkeltes Gemüth entgege
Das Buch ist dem Arbeiterstande gewidmet, als dess
Anwalt und Freund sich der Verfasser einführt. Er se
sich am Samstag Abend zu dem Taglöhner hin u
rechnet ihm vor, was ihm vom erhaltenen Lohne übr
bleibt und was er damit anfangen kann; er begleitet il
in die Schänke, auf den Kirchhof und zeigt sich über
als edler, väterlicher Freund. Seine übrigen Wer
desselben Karakters sind „Gold Dust", „Brick Dust" u
„Home Harmonies".

Nachdem die New-Yorker Zeitung, in der er di
Artikel veröffentlichte, eingegangen war, zog sich Pomer
nach Chicago zurück, woselbst er seine schlagfertige Fed
für die Prinzipien der demokratischen Partei, mit der
durch Dick und Dünn geht, in beständiger Bewegung hä
Während des Bürgerkrieges trug er gerade keinen
sonderen Patriotismus und Enthusiasmus für die Sa
des Nordens zur Schau, und trotzdem er sich als
genannten Friedensdemokraten betrachtet sehen wollte, wi

ihm doch offenbar die Unabhängigkeit des Südens mit obligater Sklaverei viel lieber gewesen, als eine mit dem Schwerte erkämpfte Union. Sein Einfluß in der Gegenwart ist bereits gänzlich verschwunden*).

Der übrigen Größen der Tagespresse wollen wir jedoch in weniger Worten gedenken.

Horace Greeley, der Gründer der New-Yorker „Tribune", wurde 1811 zu Amherst in New-Hampshire als Sohn eines Farmers geboren. Nachdem er Jahre lang in verschiedenen Plätzen als Schriftsetzer gearbeitet hatte, kam er nach New-York, woselbst er den Winkelhaken mit der Feder vertauschte und Journalist wurde. Doch erst durch die Herausgabe des „Log Cabin", eines Campagneblattes zur Unterstützung der Präsidentschaftskandidatur Harrison's, ward er auf einmal in den ganzen Vereinigten Staaten als gewiegter Journalist und eifriger Politiker bekannt. 1841 gründete er die „Daily Tribune" und machte dieselbe bald durch seine umsichtige Leitung und durch Heranziehung tüchtiger junger Kräfte, wie John Hay, Bayard Taylor, Margaret Fuller u. s. w. zu einer viel gelesenen und einflußreichen Tageszeitung. Greeley entfaltete als Redakteur einen fabelhaften Fleiß und schrieb außer seinen Leitartikeln noch ein Werk über Nationalökonomie („Political Economy", Boston 1870), dann „The American Conflict", eine Geschichte des amerikanischen Bürgerkrieges, wovon auch eine deutsche Uebersetzung existirt, und seine Autobiographie unter dem Titel: „Recollections of a Busy Life" (New-York 1868), ein höchst interessantes Werk von allgemeinem Interesse. 1872 trat

*) Siehe „Life of Mark M. Pomeroy." By Mrs. Mary E. Tucker. New-York 1868.

er als Präsidentschaftskandidat auf, wurde jedoch im Wahlkampf von seinem Gegner, Gen. Grant, besiegt. Ein Jahr darnach starb er.

Der Journalist Parke Godwin ist 1816 in Paterson, N. J., geboren; er studirte Jurisprudenz und war von 1837—1853 mit seinem Schwiegervater William Cullen Bryant, dem Herausgeber der „Evening Post" associrt. Mit dieser Zeitung steht er heute noch in Verbindung. Außer seinen journalistischen Arbeiten schrieb Godwin „View of the Doctrines of Charles Fourier", „Constructive Democracy", und die Novelle „Vala", die auf Erlebnissen der Sängerin Jenny Lind beruht; dann übersetzte er Zschokke's Erzählungen und einen Theil von Goethe's „Aus meinem Leben". Außerdem gab er 1884 im Appleton'schen Verlage zu New-York Bryant's sämmtliche Werke, Briefe und Tagebücher in 6 Bänden heraus.

Charles A. Dana (geb. 1819), der Redakteur der New-Yorker „Sun", hat sich außer durch seine editoriellen Arbeiten durch die große vielverbreitete Anthologie „Household Book of Poetry" allgemein bekannt gemacht. Als Leiter der „Sun" aber hat seine mitunter merkwürdige Richtung und Anschauung nur Wenige befriedigt.

Der aus Irland stammende und in Philadelphia gestorbene Journalist R. S. Mackenzie war ein sehr fruchtbarer Bücherschreiber, dem wir die dreibändige Kunstnovelle „Titian", eine Anzahl Erzählungen sowie Biographien von Dickens und Walter Scott verdanken. Außerdem gab er De Quincey's und Lady Morgan's Schriften heraus und besorgte auch eine Ausgabe der „Noctes Ambrosianae".

Albert D. Richardſon (1833—1869), der als reiſender Korreſpondent der „Tribune“ über den amerikaniſchen Süden und Weſten gediegene Artikel lieferte und der als nördlicher Berichterſtatter zur Zeit des Bürgerkrieges gefangen genommen wurde und zwanzig Monate lang in ſüdlichen Gefängniſſen ſchmachten mußte, iſt Verfaſſer der früher viel geleſenen Werke „The Field, The Dungeon, and the Escape“, „Beyond the Mississippi“ und „Personal History of Ulysses S. Grant“. Richardſon wurde im Dezember 1869 durch Daniel McFarland, den geſchiedenen Gatten ſeiner Frau, der Schriftſtellerin Abbey Sage Richardſon, erſchoſſen.

Samuel Bowles (1826—1878) übte lange Jahre als Redakteur des „Springfield Republican“ auf die politiſchen Verhältniſſe ſeines Landes und Staates (Maſſ.) einen gewaltigen Einfluß aus. Er veröffentlichte die Reiſeſchriften „The Switzerland of America“, „Our New West“ und mehrere andere über daſſelbe Thema. (Siehe „The Life and Times of Samuel Bowles“. By George S. Merriam. 2 Bände, New-York 1885.)

Henry J. Raymond (1820—1869) iſt Gründer der New-Yorker „Times“ und Verfaſſer einer unbedeutenden Biographie Grant's. Auguſtus Maverick hat ſeiner journaliſtiſchen Bedeutung in dem Werke „Henry J. Raymond and the New York Press“ Gerechtigkeit widerfahren laſſen.

Charles Nordhoff, ein Deutſcher, der in ſeinem 14. Jahre nach Amerika kam und eine Zeitlang in der Marine diente, hat ſich außer durch ſein journaliſtiſches Wirken und ſeine Agitation zur Einführung des Freihandels durch die Schriften „Man-of-war Life“, „Nine

Years a Sailor", „Whaling and Fishing" und durch das große, aus sorgfältigen Studien und ausgedehnten Reisen hervorgegangene Werk „The Communistic Societies of the United Staates" (New-York 1875) zu einem beliebten und vielgelesenen Schriftsteller gemacht.

Ferner verdienen noch W. H. Hurbut, E. L. Godkin, der Gründer der „Nation", John R. Thompson, George Ripley, Townsend („Gath"), Whitelaw Reid, James W. Simonson, Charles C. Coffin, Robert B. Coffin, Curtis und Samuel J. Prime unter die hervorragendsten Journalisten gezählt zu werden.

Die Nationalökonomie ist eine Wissenschaft der Neuzeit und die Verallgemeinung des Studiums derselben ist hauptsächlich dem Umstande zuzuschreiben, daß die Zeitverhältnisse uns die Lösung brennender socialer Fragen zur Aufgabe gemacht haben. Ehe der Amerikaner Henry E. Carey (geb. 15. Dezember 1793, gestorben 13. Oktober 1879) mit seinen epochemachenden Schriften an die Oeffentlichkeit trat, war es hauptsächlich England gewesen, welches wenigstens die hohe Bedeutung jener Wissenschaft demonstrirt hatte. Aber die damaligen Nationalökonomen waren größtentheils spekulative Philosophen, die sich noch nicht einmal in Bezug auf die Definition der technischen Ausdrücke ihrer Lehren, viel weniger aber über die eigentlichen Facta, auf welche sie ihre Ansichten gründeten, einigen konnten. Es ging ihnen, wie den Leuten beim Thurmbau zu Babel: keiner verstand den anderen recht. Erst dem klardenkenden Amerikaner Carey war es vorbehalten, Ordnung in die Behandlung der zahlreichen national-ökonomischen Fragen zu bringen und die Hohlheit der bisher herrschenden englischen Systeme durch unan

taſtbare Thatſachen zu widerlegen. Trotzdem ihn nun die „Westminster Review“ den überzeugendſten und originellſten Schriftſteller der Zeit nannte, iſt ſeinen Werken doch im Allgemeinen in England wenig Anerkennung geworden und dies iſt auch leicht erklärlich; denn Carey vertrat als amerikaniſcher Patriot die Lehre des Schutzzolles, wohingegen England ſtets dem Prinzipe des Freihandels huldigte.

Amerika hatte ſich in politiſcher Hinſicht von England losgeſchlagen und es ſollte ſich nun auch induſtriell von ihm unabhängig machen und dies konnte nur dadurch geſchehen, daß die engliſchen Waaren vom amerikaniſchen Markte ausgeſchloſſen wurden, und daß das amerikaniſche in induſtriellen Unternehmungen angelegte Kapital gegen die Konkurrenz der Fremde geſchützt wurde. Ohne den Schutzzoll wären in Amerika die unerſchöpflichen Schätze des Bodens ruhig liegen geblieben; denn Jedermann hätte den Freihändlern beigepflichtet und geſagt, daß wir Alles viel billiger importiren können. Wie man aber im Kriege die Häfen und Städte gegen feindliche Angriffe befeſtigt, ſo hat auch jede Nation die Pflicht, ſich im Frieden gegen das Ausland zu wehren und Alles aufzubieten, daß ſie auf eigenen Füßen ſtehe. Man mag dies nun anſtatt Patriotismus nationalen Egoismus nennen; aber die Geſchichte hat gezeigt, daß durch denſelben die amerikaniſche Induſtrie ins Leben gerufen und eine Großmacht geworden iſt. Unbeſchränkte Handelsfreiheit gehört, wie ſo viele andere Freiheiten, in das Reich der Träume; wenigſtens vorläufig noch. Wir haben hier keine Verpflichtungen gegen das Proletariat Europas; noch viel weniger aber ſoll es in einem von der Natur ſo über-

aus gesegnetem Lande unsere Aufgabe sein, den Erzeug nissen fremder Industrie zollfreien Eingang zu erlaube und dadurch unseren Arbeiterstand mit europäischen Hunger löhnen abzuspeisen. Der Schutzzoll, dem sich Carey mi Leib und Seele verschrieben hatte, ist also ein wesentliche Bestandtheil unserer nationalen Unabhängigkeit und ohn denselben wären heute noch zahlreiche Gegenden von Urwalde bedeckt, wo sich nun blühende Städte und Nieder lassungen befinden.

Henry C. Carey war ein überaus fruchtbarer Schrift steller. Seine Hauptwerke bestehen aus 13 Bänden außerdem schrieb er über die Fragen der Zeit eine groß Anzahl Broschüren, die zusammen über 3000 gedruckt Seiten füllen und aus seinen in verschiedenen Zeitunge veröffentlichten Aufsätzen ließen sich noch mehrere Bänd zusammenstellen. (Eine bibliographische Uebersicht seine sämmtlichen Schriften befindet sich S. 37—39 in Willia Elder's „Memoir of Henry C. Carey", Philadelphia 1880 Für alle diese literarischen Arbeiten erhielt und verlangt er niemals einen Cent Honorar, und trotzdem die Amer kaner die besten Bücherkäufer der Welt sind, so hat di Herstellung der Carey'schen Hauptwerke doch Tausend von Dollars mehr gekostet, als sie eingebracht haben.

Vor dem Jahre 1835, also vor seinem 42. Lebens jahre, hatte sich Carey sehr wenig um die Nationa ökonomie bekümmert; er hatte sich allerdings mit de Lehren Adam Smith's und seiner Schule vertraut g macht, sich aber durchaus keine selbstständige Meinun über den Werth und die Bedeutung derselben für Ameri gebildet. Als ihm nun im genannten Jahre zufällig d Vorlesungen Senior's, eines Engländers, der damals i

ational-ökonomischen Fragen als Hauptautorität angeehen wurde, in die Hände fielen und er die Unhaltbarkeit der darin vertretenen Ansichten über die Lohnrage und den Stand der arbeitenden Klassen erkannt atte, machte er sich daran, dieselben überzeugend zu iderlegen.

Nachdem er die betreffende Schrift veröffentlicht hatte, onzentrirte er seine ganze Kraft und Fähigkeit auf den inmal lieb gewonnenen Gegenstand, sodaß er schon in en Jahren 1838—40 sein dreibändiges Werk „Principles f Political Economy" erscheinen lassen konnte. Er behandelt darin seinen Gegenstand allerdings nicht mit derelben Entschiedenheit und Unabhängigkeit wie in seinen päteren Schriften, denn Carey stand damals doch noch zu sehr unter dem geistigen Einflusse der britischen Nationalökonomen. Als er aber im Jahre 1842 sah, daß sich Amerika infolge der Einführung des Schutzzolles wunderbar schnell vom finanziellen Ruin erholte, und er zu der felsenfesten Ueberzeugung kam, daß Amerika über dem Freihandelssysteme verarmen würde, da warf er alle Theorien von Ricardo, Malthus u. s. w. bei Seite und trat als geharnischter Kämpe für den Schutzzoll auf. Sein 1848 erschienenes Buch „Past, Present and Future" bezeichnet eine neue Aera in der Geschichte der Nationalökonomie.

Denselben unabhängigen und entschiedenen Standpunkt vertrat Carey in seiner mit zahlreichen statistischen Beweisen ausstaffirten „Harmony of Interest", (1852). 1853, also zu einer Zeit, in der sich in der ganzen civilisirten Welt, besonders aber in England, infolge von Beecher-Stowe's „Onkel Tom" ein Sturm gegen die

amerikaniſche Sklaverei erhob, veröffentlichte Carey ſein Buch „Slave Trade“, in dem er gerade dem heuchleriſchen England, dem er infolge ſeiner irländiſchen Abkunft ſo wie ſo nicht ſehr geneigt war, eine Form der Sklaverei innerhalb ſeiner Grenzen zeigte, gegen welche die der amerikaniſchen Südſtaaten noch human zu nennen war. Daß er gegen das Inſtitut der Negerſklaverei war, ergibt ſich ſchon aus ſeinen Anſichten über das Verhältnis des Kapitals zur Arbeit; jeder Arbeit gebühre ein entſprechender Lohn, der nach Gutdünken des Individuums verwendet werden dürfe. Die Negerſklaverei habe weder Hungersnoth, anſteckende Krankheiten noch Verarmung hervorgebracht; wo ſich aber England mit ſeinen civiliſatoriſchen Gelüſten feſtgeſetzt habe, ſeien ſtets die erſten und heiligſten Grundſätze der Humanität mit Füßen getreten worden.

1858—59 erſchien Carey's dreibändiges Werk „Principles of Social Science“. Da ein großer Theil ſeiner Schriften, weil er darin den bisher von namhaften Nationalökonomen als Evangelium ausposaunten Lehren mit ſchwerwiegenden Beweisgründen gegenüber treten mußte, polemiſcher Natur iſt und dadurch dem größeren Publikum ungenießbar geworden ſind, ſo übernahm es 1864 Miß McKean unter Aufſicht des Verfaſſers die Hauptlehren in einem „Manual of Social Science“ zuſammen zu ſtellen. Drang doch auch Adam Smith's ſchwerfälliges Werk „The Wealth of Nations“ durch die populäre Bearbeitung von J. C. Say erſt recht in das Publikum.

Carey war in jeder Hinſicht Autodidakt. Sein Vater, ein Buchhändler in Philadelphia, ſchickte ihn ſchon in *ſeinem zwölften* Jahre nach Baltimore, um einem dortigen

Zweiggeschäft vorzustehen. Die Briefe, die der „Miniature Bookseller“, wie er damals scherzweise in Geschäftskreisen genannt wurde, nach Hause schrieb, werden von seiner Familie heute noch als theure Reliquien aufbewahrt. 1814 wurde er Theilhaber am Geschäfte seines Vaters und als sich letzterer 1821 zur Ruhe setzte, verband sich der junge Carey mit dem Verleger Lea und beide hatten damals das größte Verlagsgeschäft in den Vereinigten Staaten. 14 Jahre darauf trat Carey als reicher Mann in das Privatleben zurück und widmete von nun an seine ganze Zeit den öffentlichen Angelegenheiten seines Vaterlandes. Wo es irgendwo galt, eine gute Sache mit Wort und That zu unterstützen, da stand er stets in der vordersten Reihe. Er war Mitglied verschiedener Clubs und ein regelmäßiger Besucher des Schauspiels und der Oper. Seine persönlichen Freunde besuchten ihn an einem bestimmten Abende der Woche, welche Versammlungen unter dem Namen „Carey Vespers“ bekannt waren und die besonders während des amerikanischen Bürgerkrieges nicht ohne Einfluß auf die öffentliche Meinung blieben.

Carey erfreute sich zeitlebens einer eisernen Gesundheit; auch seine geistigen Kräfte blieben bis an sein Ende frisch. Bei seinem Tode schenkte er seine werthvolle Bibliothek der Pennsylvania-Universität und bedachte seine Adoptivtochter, sowie seine Freunde mit bedeutenden Legaten. Zu denselben gehörte auch der bekannte Dr. Eduard Dühring in Berlin, der seiner Vorliebe für den modernen Sozialismus wegen, von der Universität in genannter Stadt so unnobel behandelt worden war. Dühring, dem Carey auch sein letztes großes Werk „Unity in Law“ gewidmet hat, ist unstreitig der tüchtigste und ge-

diegenſte Vertreter der Carey'ſchen Volkswiſſenſchaftslehr und hat die Vorzüge und Verdienſte derſelben in mehrere Schriften vorurtheilsfrei dargelegt. Der unſtäte und un glückliche, aber gründlich gelehrte Friedrich Liſt iſt nicht, wi dies häufig geſchehen iſt, als Schüler Carey's zu betrachten, denn er veröffentlichte ja ſein Hauptwerk vor dem erſten ſchriftſtelleriſchen Auftreten deſſelben. Für ſeine einfluß reichſten Schüler aber gelten in Amerika erſtens der ver ſtorbene Horace Greeley, den Carey oft in ſeiner „Tribune" die Freihandelsträume Bryant's in ihrer Hohlheit dar ſtellen ließ und der eine im Carey'ſchen Geiſte gehaltene, aber ſehr populäre „Political Economy" ſchrieb; und zweitens Prof. Albert S. Bolles, der das lesbare Buch „Conflict between Capital and Labor" ſchrieb und eine große „Industrial History of the United States" (Norwich, Ct., 1879) herausgab.

Einige Werke Carey's ſind in die deutſche, franzöſiſche, italieniſche, ſchwediſche, ruſſiſche, ungariſche, portugieſiſche und japaneſiſche Sprache überſetzt worden.

Seit Adam Smith's berühmtem Buche über den Reichthum der Völker haben wenig Schriften die Gelehrten und Ungelehrten, welche die Wichtigkeit der ſozialen Fragen der Gegenwart erkannt haben, ſo ſehr beſchäftigt und ſolche geiſtige Anregung gewährt, wie das Werk „Progress and Poverty" von Henry George. Eine deutſche Ueberſetzung deſſelben veranſtaltete E. D. F. Gütſchow (Berlin 1881); die bedeutendſten Blätter Frankreichs veröffentlichten Auszüge aus dem Buche und dadurch, daß davon in Amerika und England billige Ausgaben veranſtaltet wurden, hat es ſeinen Weg in alle Volksklaſſen gefunden und auch ſchon

in mannichfacher Weise seine Wirkung und seinen Einfluß auf das öffentliche Leben geäußert.

Das Werk „Fortschritt und Armuth" enthält ein vollständig ausgearbeitetes System der Sozialwissenschaften in klarer, frischer und poetischer Sprache. George's Angriffe sind gegen die Malthus'sche Bevölkerungstheorie und gegen die herkömmliche Lehre von der Arbeitsentschädigung (Löhne) gerichtet; er will das individuelle Besitzrecht auf den Grund und Boden abschaffen und den Staat zum alleinigen Landbesitzer, dem eine Grundrente bezahlt werden soll, machen. Er deckt die Schwächen früherer Nationalökonomen mit unvergleichlicher, schonungsloser Schärfe auf und beweist auf das Klarste, daß alle Arbeitererſparenden Erfindungen uns doch nicht das verheißene goldene Zeitalter gebracht, sondern nur einige mit allem Komfort ausgestattete Paläste in die Mitte grenzenlosen Elendes gestellt haben. „Noth herrscht da, wo stehende Armeen am Marke des Landes nagen und da, wo sie nicht existiren; Armuth ist zu finden, wo man dem Schutzzoll oder dem Freihandel huldigt; Elend ist, wo das Geld aus Papier oder aus Gold besteht. Wo die Werkzeuge der Produktion am vollkommensten sind, herrscht die größte Armuth. In neuen Ländern, wo die Ansammlung von Reichthümern in den Händen Weniger noch nicht gefunden wird und wo also Jeder zum Arbeiten gezwungen ist, sieht man allerdings nicht den Wohlstand alter, längst besiedelter Gegenden; dafür aber werden wir daselbst nicht durch den Anblick der Armuth erschreckt; dort gibt es keinen Luxus, aber auch kein Elend. Dichtere Ansiedlung aber und Benutzung der Maschinen liefern

uns gleich ein anderes, unerquickliches Bild; im Schatten der Hochschulen lungern Vandalen und neben den Palästen stehen die Armenhäuser. So gehen Kultur und Armuth stets Hand in Hand; die Vermehrung der Produktionskraft vergrößert das Elend und erweitert die Kluft zwischen Armen und Reichen. So wie ein Dorf zur Stadt wird, zeigen sich auch schon die Spuren des Pauperismus." Hier stehen wir vor der Sphinx unserer Zeit; Henry George hat sich nicht vor ihr gefürchtet, sondern sich muthig an die Lösung ihrer Räthsel gewagt. „Der Fortschritt", sagt er, „der nur zur Anhäufung großen Reichthumes in den Händen Weniger dient, ist kein wirklicher Fortschritt, sondern eher das Gegentheil."

Sein Hauptmittel zur Beseitigung der von ihm so anschaulich beschriebenen Uebelstände besteht, wie bereits gesagt, in der Abschaffung des individuellen Rechtes auf Grund und Boden; letzterer soll, wie die Luft, Gemeingut Aller sein. In England befinden sich zum Beispiel fünf Sechstel alles Grundbesitzes in den Händen von 30,000 Personen, welche somit das gesetzliche Recht haben, alle übrigen Menschen aus dem Lande ihrer Geburt zu vertreiben. Das Land soll also, nach George, dem Staate gehören und der Bewohner oder Bebauer desselben soll nur auf seine demselben entnommenen Produkte ein individuelles Anrecht haben. Ob dadurch die von George geweissagten Tage des Glückes hereinbrechen würden, ist mindestens sehr fraglich.

Henry George wurde am 2. September 1839 zu Philadelphia geboren. In seinem dreizehnten Jahre that ihn sein Vater, ein mit Kindern reich gesegneter Zollhaus-

beamter, in ein kaufmänniſches Geſchäft, in dem er es jedoch nur ſehr kurze Zeit aushielt. Dann ließ er ſich als Schiffsjunge anwerben und ging nach Auſtralien und den oſtindiſchen Inſeln. Zurückgekehrt trat er als Lehrling in eine Druckerei ein; aber auch dieſe Beſchäftigung gefiel ihm nicht auf die Dauer, ſo daß er abermals zur See ging. Auf dieſe Weiſe kam er nach San Francisco, woſelbſt er zuerſt als Goldgräber ſein Glück vergeblich verſuchte, dann aber wieder zum Schriftſetzerhandwerk zurückgriff. 1867 erhielt er an einer Zeitung der genannten Stadt die Stelle als Lokalreporter, und als er das Jahr darauf in Geſchäften New-York beſuchte und daſelbſt die Extreme des Reichthums und der Armuth kennen lernte, regte ſich in ihm der zukünftige Nationalökonom und er fing an, die Urſachen dieſer Mißverhältniſſe zu ſtudiren. Die Ergebniſſe ſeiner erſten Studien legte er in dem Pamphlet: „Our Land and Land-Policy“ (1871) nieder. Sein feindliches Auftreten gegen die mächtige Pacific-Bahngeſellſchaft koſtete ihn ſeine einträgliche Stellung als Redakteur in San Francisco; jenes Monopol brachte die betreffende Zeitung einfach käuflich an ſich und machte ſie zu ihrem Organe. Darauf (1871) gründete George mit zwei Freunden die „San Francisco Post“; doch verkaufte er nach vier Jahren ſeinen Antheil daran. Dann arbeitete er ſein Werk „Progress and Poverty“ aus und nahm ſeinen Wohnſitz in New-York, wo er noch ſchriftſtelleriſch thätig iſt. Er veröffentlichte außer den bereits genannten Schriften „Social Problems“ und „Protection and Free-Trade“ (1886). In letztgenanntem Werke tritt er als Verfechter des Freihandels auf. Auch

hat er die irische Frage an Ort und Stelle studirt und ist bei dieser Gelegenheit auch der unfreiwillige Gast eines englischen Gefängniswärters geworden. *)

Charles Reemelin, ein Politiker und Nationalökonom von Ohio, dessen eigentlicher Name Karl Rümelin ist, stammt aus dem Königreich Würtemberg und kam in seinem 18. Jahre (1832) nach Cincinnati, woselbst er sich mit großem Erfolge merkantiler Beschäftigung widmete und nachdem er durch dieselbe zu einer gewissen Unabhängigkeit gelangt war, sich eifrig an der Politik betheiligte und auch mehrere öffentliche Ehrenämter bekleidete.

Er gehörte der demokratischen Partei an, ohne jedoch mit allen Maßregeln derselben einverstanden zu sein, und gar oft hat er gegen dieselbe in der deutschen wie englischen Presse Ohio's seine Stimme erhoben. Außer zwei englischen Büchern über den Weinbau, dem er mit großer Vorliebe auf seiner Farm bei Cincinnati obliegt, schrieb er: „Politics as a Science“ und „A Critical Review of American Politics“. Letzteres Werk, ein sehr umfangreiches Buch, das 1881 zugleich in London und Cincinnati erschien, bildet gewissermaßen sein politisches Testament, in dem er sich unverholen über die Schatten des amerikanischen Parteigetriebes ausspricht und es an wohlgemeinten Verbesserungsvorschlägen nicht fehlen läßt. Der herrschenden politischen Korruption gegenüber will er in einer streng durchgeführten Civildienstreform einen Damm entgegenstellen und das Freibeutesystem der Fabrikanten

*) In der Neuzeit hat Edward Bellamy's sozialistischer Zukunftstraum „Looking backward“ (deutsch von G. Malkowski, Berlin 1889) großen Anklang und eine fast beispiellose Verbreitung gefunden.

rch die Einführung des Freihandels vernichten. Seine
itik der amerikaniſchen Bundesverfaſſung hat Manches
r ſich; zu bedauern iſt übrigens, daß er vorzugsweiſe
rade die wunden Punkte berührt und überhaupt ſich
el zu viel als Peſſimiſt gerirt. Auch ſein in einzelnen
piteln ſehr ungleicher Styl gefällt uns nicht immer;
finden ſich hin und wieder einige grobe Verſtöße gegen
e engliſche Grammatik und dann ſchmecken viele Aus-
ücke zu ſehr nach dem Wörterbuche.

In der ſozialen Frage, die ſich doch im Grunde nur
n das Mein und Dein dreht, nimmt Prof. Sumner
m Yale College einen eigenthümlich konſervativen Stand-
nkt ein, wie das hauptſächlich aus ſeiner Schrift „What
cial Classes owe to Each Other“ (New-York 1883)
rvorgeht. Er huldigt dem alten Prinzip des „Laissez
ire“ und da er an den gegenwärtigen Verhältniſſen
cht viel auszuſetzen hat und glaubt, dieſelben ſeien ſo
t, wie man nur erwarten könne, ſo braucht man natür-
h auch keine ernſtlichen Vorſchläge zur Abhilfe exiſtiren-
r Uebelſtände von ihm zu erwarten. Seine Anſichten
er Kapital, Arbeit, Land, Monopole u. ſ. w. ſind einfach
e herkömmlichen alten, wie ſie in Amerika von Greeley
d Bolles, welche jedoch nicht, wie es Sumner thut,
m Freihandel huldigen, längſt verbreitet worden ſind.
ter dem Staate, der die Verpflichtung hat, Jedem
ieden, Ordnung und Recht zu garantiren, verſteht er
fach das Volk, das zur Realiſirung dieſer Aufgabe
iſtentheils ſchlechte Beamte wählt und das ſich dann
öhnlich ſpäterhin über das Reſultat ſeiner politiſchen
ätigkeit beklagt. Von einem Klaſſenunterſchied, wie
iche und Arme, Arbeiter und Arbeitgeber, will er nichts

wiſſen; noch viel weniger von dem an der einen o
andern Klaſſe begangenen Unrecht, von dem wir in
Neuzeit ſo viel zu hören haben. Er theilt die Menſch
einfach ein in zufriedene und unzufriedene; Jeder, d
nicht alle Wünſche befriedigt würden, ſei geneigt zu klage
aber er ſolle nur bedenken, daß er ſich nur durch ſau
Wochen frohe Feſte erringen kann und daß er kein Re
hat, dies durch die Anſtrengungen und Erſparniſſe Ande
zu verlangen. Soziale Gleichheit involvirt nach Sumn
das Aufgeben gewiſſer individueller Freiheiten. Daß ni
jeder Menſch alle ſeine Wünſche befriedigen kann, h
ſeinen Grund in natürlichen Uebelſtänden, die der ei
beſſer und leichter als der andere bekämpfen kann.

Nach den Anſichten gewiſſer Weltverbeſſerer ſchei
es nicht allein eine Schande, ſondern ſogar ein Verbrech
zu ſein, wenn Jemand reich oder wohlhabend iſt und
wollen daher dadurch das Gleichgewicht herſtellen, d
ſie dem Unglücklichen das Geld zuſprechen, das ſich
anderer verdient und erſpart hat. Nun aber leben n
im Lande der Selbſthilfe und glauben, daß nur
„pauper“, alſo derjenige, der ſich infolge körperlic
Fehler nicht ſelber helfen kann, ein Recht hat, auf Ko
der Geſammtheit zu leben. Die Weltgeſchichte iſt n
Sumner nichts anderes als eine ermüdende Wiederholu
menſchlicher Beſtrebungen, auf Koſten des Gemeinwe
herrlich und in Freuden zu leben; dies haben die Ari
kraten, Autokraten, Theokraten, Prieſter und Generäle
allen Zeiten gethan und wer nun glaubte, dadurch, daß
denſelben ihre errungenen Vorrechte nahm und ſie
Bauern und Handwerkern verlieh, Ordnung und Recht
einmal zu ſchaffen, gab ſich einem gewaltigen Irrthum

In einem demokratischen Gemeinwesen müssen sich
e Rechte und Pflichten der Bürger das Gleichgewicht
alten; einen Klassenunterschied in politischer Hinsicht gibt
s also nicht. Jeder ist frei und unabhängig; nur der
icht, der auf die Unterstützung Anderer angewiesen ist.
er Staat sichert allen seinen Bürgern gleiche Rechte; im
ebrigen aber muß Jeder selber seines Glückes Schmied
in. Zu letzterem Zwecke wird jeder in seiner Jugend
elehrt, fleißig und sparsam zu sein; ist nun der Besitz
on Kapital ein Verbrechen, so ist unsere ganze herkömm-
che Erziehung ebenfalls ein Verbrechen. Es ist lobens-
erth, wenn sich ein Mensch durch eigene Thätigkeit von
en Fesseln der Armuth befreit; soll er aber, nachdem
: wohlhabend geworden ist, plötzlich als Gemeinschaden
ngesehen werden?

Sumner hält im grellen Gegensatze zu der Neuzeit
as Ansammeln großer Reichthümer in den Händen Ein-
elner für eine nationale Wohlthat und führt zum Beweise
as Beispiel des New-Yorker Kaufmanns und Millionärs
tewart an. Stewart, sagt er, ward deshalb reich,
eil er sein Geschäft besser als seine Kollegen verstand;
elcher Unsinn nun wäre es gewesen, hätte man ihm
sagt: Du mußt dein Handelshaus aufgeben und darfst
as keine Waare verkaufen!

Eine wachsende Centralisation des Kapitals ist nach
umner im Interesse der Civilisation dringend geboten.
ne Kapital ist überhaupt jede Civilisation undenkbar;
pital ist Macht und das Leben ein Kampf. Die Klagen
er Armuth, Unwissenheit und Rohheit modifizirt er
hin, daß ein großer Theil der Menschen auf seinem
rsche zur Civilisation hinter dem anderen zurückgeblieben

sei, was übrigens auch in alle Zukunft der Fall sein werde. Sumner's Lehre also ist: Werde reich, oder wie Shakespeare sagt: Thue Geld in deinen Beutel, damit du an den Errungenschaften und Annehmlichkeiten der Civilisation theilnehmen kannst.

Seine Raisonnements sind überhaupt kühl bis ins Herz hinan. Daß die Großindustrie soziale Uebelstände schafft, ignorirt er und erspart sich dadurch die Mühe, den alten Mitteln zur Beseitigung derselben neue hinzuzufügen. Von den Strikes hält er nicht viel, doch gibt er die Berechtigung derselben zu. An den Arbeiterverbindungen tadelt er und zwar mit Recht, daß sie größtentheils zu unpraktisch aufträten und daß sie sich zu bereitwillig von politischen Demagogen nasführen ließen.

Jede Regierungsunterstützung für irgend eine besondere Klasse weist er energisch zurück, da in einem freien Lande jeder Bürger seine Privatverhältnisse selber regeln solle. Daß unter einer demokratischen Regierungsform eine sogenannte Plutokratie leicht zur Herrschaft gelangen könne, gibt er zu; wenn aber dieses geschehe, so geschehe dies nur durch den Willen des Volkes, das den Geist der Selbstregierung noch nicht erfaßt hat. Wer frei sein will, muß es auch verstehen, die Freiheit zu wahren. Die Masse ist im Besitze des Stimmrechtes; macht es nun von demselben schlechten Gebrauch, so ist es selber für die üblen Folgen verantwortlich. Das Problem der bürgerlichen Freiheit ist ein Proteus; in immer neuen Gestalten tritt es auf und es erfordert beständige Wachsamkeit, als Sieger das Feld zu behaupten.

Prof. Sumner wurde 1840 zu Paterson in New-Jersey geboren. 1863 vollendete er seine Studien am

ale College und begab ſich dann nach Genf, Göttingen
nd Oxford und ſtudirte dort fleißig Geſchichte und
prachen. Aus dem Studium der bibliſchen Wiſſen-
haften und der hebräiſchen Sprache machte er eine
pezialität und ließ ſich auch, nachdem er 1865 wieder
ach den Vereinigten Staaten zurückgekehrt war und eine
utorſtelle am Yale College angenommen hatte, als pro-
ſtantiſcher Geiſtlicher ordiniren. In dieſer Eigenſchaft
ar er ſpäterhin jedoch nur auf ſehr kurze Zeit thätig.
ür die von Dr. Schaff redigirte amerikaniſche Ausgabe
es Lange'ſchen Bibelwerkes überſetzte er das zweite Buch
er Könige. Seit 1872 iſt er Profeſſor der Staats-
iſſenſchaften am Yale College in Connecticut und gehört
ie national-ökonomiſchen Schule von Smith, Ricardo
nd Mill. Er iſt ein gewaltiger Vertheidiger des Frei-
andels, des Hartgeldes und der Civildienſtreform. In
einen „Lectures on the History of Protection in the United
tates" gibt er ſich Mühe, die Grundübel des Schutzzoll-
ſtems zu demonſtriren; doch halten wir ſeine Argumente
och lange nicht für ſtichhaltig genug, um die Amerikaner
u beſtimmen, ſich zum Evangelium des Freihandels zu
ekehren. Gegen Sumners Beſteuerungsideen iſt Geo.
aſil Dixwell in ſeinem Werk „Premises of Free-Trade
amined" (Cambridge 1883) energiſch aufgetreten. Das
anchesterthum hat vorläufig, wenigſtens für Amerika,
ch keine Exiſtenzberechtigung. — Profeſſor Sumner iſt
ch Verfaſſer einer mit großem Fleiße ausgearbeiteten
ographie des amerikaniſchen Staatsmannes Andrew
ckſon (Boſton 1883) und einer „History of American
rrency" (New-York 1874.)

Durch die Vervollkommnung der Arbeit erſparenden

Maschinen und die daraus entspringende, Monopole bildende Großindustrie ist der Handwerkerstand, überhaupt der sogenannte Mittelstand, ernstlich bedroht worden und die Arbeiterfrage in ein solches Stadium getreten, daß eine schleunige Lösung derselben im Interesse des Wohles des Individuums sowie der Gesammtbevölkerung ernstlich geboten ist. Jeder, der also diesem schwierigen Problem seine Kräfte widmet, muß sicherlich als ein Wohlthäter der Menschheit bezeichnet werden. Dazu rechnen wir nun auch William Goodwin Moody, einen bejahrten in New-York lebenden Buchdrucker, dessen Bestrebungen hauptsächlich auf die Aufklärung der Massen in national-ökonomischer Hinsicht gerichtet sind, so daß letztere kraft des Stimmrechtes ihr Interesse selber zu rechter Zeit zu wahren verstehen.

Moody wurde im Jahre 1819 zu Rumford im Staate Maine geboren und erhielt nur eine gewöhnliche Schulbildung bis zu seinem 12. Lebensjahre. Darnach widmete er sich dem Setzerhandwerk und fand späterhin in der „University Press" zu Cambridge, wohin er den Weg zu Fuß gemacht hatte, Beschäftigung. Im Jahre 1849 ging er, nachdem er inzwischen in Boston und New-York als Setzer thätig gewesen war, nach Kalifornien, denn das damals grassirende Goldfieber hatte auch ihn mächtig ergriffen. Nachdem er dort an den bedeutendsten Unternehmungen zur Ausbeutung der Hilfsquellen Kaliforniens Theil genommen hatte, kehrte er 1870 wieder in die östlichen Staaten zurück und beschäftigte sich in seinen Mußestunden eifrig mit dem Studium der Arbeiterfrage. Als Frucht seiner Untersuchungen erschien zuerst sein Büchlein „Our Labor Difficulties" (Boston 1878) und dann sein

größeres Werk „Land and Labor in the United States" New-York 1883). In ersterer Schrift gibt er seine Beobachtungen und Erfahrungen auf dem Gebiete der gewerblichen Thätigkeit und dringt darauf, daß der amerikanische Bundeskongreß alle sich auf die Arbeit und die Arbeiter beziehenden Nachrichten sammle und dadurch dem Volke eine auf statistischen Dokumenten beruhende Uebersicht der jeweiligen Sachlage liefere. An Gewaltmaßregeln zur Besserung der Arbeiterverhältnisse glaubt er nicht; auch will er von dem feindlichen Auftreten zahlreicher Großindustriellen, die ihre unzufriedenen Untergebenen so gerne wegwerfend Kommunisten, Sozialisten, Aufrührer und Störer der menschlichen Gesellschaft betiteln, nichts wissen. Er will die sozialen Gebrechen unserer Zeit bloslegen und dadurch das Volk animiren, die geeignetsten Mittel zur Beseitigung derselben zu ergreifen.

Von der Arbeit hängt die Existenz der Menschheit ab. „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brod verdienen", wird Jedem gesagt, wenn er in das öffentliche Leben eintritt. Wird er nun in seinem Rechte zur Arbeit, welch letztere ihm doch allein seine Existenzmittel gewährt, beeinträchtigt, so ist er gezwungen, müßig auf dem Markt des Lebens zu stehen und die große Armee des Proletariates um einen Soldaten zu vermehren. Nun haben die in's Ungeheure produzirenden Maschinen einen großen Theil der Handarbeit überflüssig gemacht und die Löhne sind durch die so entstandene Konkurrenz auf ein Minimum herabgedrückt worden, daß rechtzeitig auf Abhilfe gesonnen werden muß, wenn die Menschheit eine Rückschritte machen soll. Der Produktion ist keine

Grenze gesteckt, wohl aber der Konsumtion, und da wo beide nicht in dem gehörigen Verhältnisse zu einander stehen, finden sich Uebelstände, deren Beseitigung so schnell wie möglich angestrebt werden muß. Die Großindustrie hat das Familienleben untergraben und die heiligsten Bande der Menschheit gelockert. Eine Abhilfe ist also dringend geboten und Moody findet eine solche hauptsächlich in der gesetzlichen Beschränkung der Arbeitszeit. Vor der Einführung und Verallgemeinerung der Maschinen hatte der Mensch täglich 14 bis 16 Stunden zu arbeiten; gegenwärtig aber hätte er mit vier genug, ohne daß der Produktion dadurch im Mindesten fühlbarer Eintrag geschähe. Moody findet auch keinen Gefallen an dem Verlangen der Kapitalisten, daß sich die Arbeiter in die ungünstigen Zeitverhältnisse schicken und an ein billigeres und einfacheres Leben gewöhnen sollen, denn dadurch würde ja doch nur der Konsum und somit wieder auch die Produktion beschränkt. Moody will, daß auch der Arbeiter an den Annehmlichkeiten des Lebens theilnehmen soll; er soll allerdings auch sparen, aber nicht dadurch, daß er sich Entbehrungen auferlegt. Der Familienvater soll auch während der Woche seine Kinder sehen können und nicht von Morgens früh bis Abends spät den Sklaven spielen müssen. Er soll Zeit haben, auch an den edleren Bestrebungen der Menschheit theilnehmen zu können und nicht durch beständige körperliche Aufreibung zu geistigem Stumpfsinne verdammt sein. Hier ist nach Moody ein prächtiges, noch vielfach unbebaute Feld für die Missionäre der wahren Humanität, wichtiger als alle Heidenbekehrungen im fernen Afrika. Die Vereinigten Staaten besitzen von der Natur aus alle Facil

täten, um ihre Bürger glücklich und zufrieden zu machen und wenn letztere ihre Lage wirklich verbessern wollen, so steht ihnen ja nichts Anderes im Wege, als ihre eigene Ignoranz und der Verkauf ihrer Stimme an Demagogen. Sind diese Hindernisse beseitigt, so ist die Arbeiterfrage gelöst, denn der Staat ist das Volk.

Wir hätten gerne gesehen, Moody hätte sich über die speciellen Mittel zur Beseitigung der von ihm aufgedeckten sozialen Uebelstände deutlicher und ausführlicher ausgesprochen, so aber beschränkt er sich hauptsächlich auf die Darstellung der Krankheits-Erscheinungen im öffentlichen Leben. Dasselbe Prinzip verfolgt er in seinem zweiten Werke „Land and Labor". Der hauptsächlichste Theil desselben ist der durch die an Eisenbahn-Gesellschaften gemachten Landschenkungen hervorgerufenen Großfarmerei gewidmet, welche den eigentlichen Ansiedler vernichtet. Moody läßt hauptsächlich unbestreitbare Thatsachen für sich reden, denn ein tiefer Denker ist er im Grunde genommen nicht. Aber die von ihm aufgestellten Thatsachen fordern zum Denken und schließlich auch zum Handeln heraus und das ist gerade, was er mit seiner national-ökonomischen Schriftstellerei bezweckt.

Max Adeler — Leland — Pennſylvaniſch-Deutſch — Kreolen — Skandinaviſches — Negerlieder — Kinderlieder — Studentenlieder.

Jede amerikaniſche Zeitung iſt froh, wenn ſie unter ihren Mitarbeitern ein Individuum beſitzt, das mit der Gabe behaftet iſt, zur rechten Zeit einen witzigen Artikel vom Stapel laſſen zu können. Humoriſtiſche Skizzen ſind natürlich der Leſewelt viel lieber als Auszüge aus langweiligen Predigten und wir ſind der Letzte, der ſie deshalb tadeln will. Das Leben hat leider ſo viele ernſte Seiten, daß man Jeden willkommen heißen ſollte, der einem die Bürde des Daſeins erleichtet.

Einige journaliſtiſche Poſſenreißer haben es nun fertig gebracht, daß ihr Ruhm über die Grenzen ihres Wohnortes gedrungen iſt. Da iſt „Peregrine Pickle“ (Upton) in Chicago, „Petroleum Nasby“ (Locke) in Cleveland, „Quad“ (Lewis) in Detroit*), „Max Adeler“ (Charles

*) „Quad's Odds“, ein reich illuſtrirtes Werk, erſchien 1875 zu Detroit; die erwartete günſtige Aufnahme fand es jedoch nicht, auch *hat es nicht* den geringſten Anſpruch darauf.

Heber Clark) in Philadelphia, und wie sie sonst alle heißen mögen, die der Lesewelt hin und wieder einige Stunden angenehm verkürzt haben. Der Letztgenannte hat jedoch unstreitig die begründetste Anwartschaft auf eine literarhistorische Berücksichtigung. Der Inhalt seines ersten Buches „Out of the Hurly-Burly, or, Life in an Odd Corner“ erschien natürlich ursprünglich in einem Tageblatt und einzelne Abschnitte machten die Runde durch die gesammte amerikanische Presse, ohne daß der Verfasser den Nachdruck gerichtlich verfolgte.

Schlechte Artikel werden nicht nachgedruckt; der Abdruck gediegener Skizzen aber trägt den Namen des Verfassers in die abgelegensten Landstädtchen und macht somit wirksame Reklame für ein später erscheinendes Buch. Adeler spricht in dem genannten Buch über Alles, dem er eine humoristische Seite abgewinnen kann. Er ist dem Gewühle der Stadt mit der Absicht entflohen, einmal ein recht idyllisches Dasein zu führen. Natürlich hat er da die Rechnung ohne Berücksichtigung der obwaltenden Verhältnisse gemacht und er lernt dann so recht die Schwere des Fluches kennen, den Adam und Eva traf, als sie aus dem Paradiese gejagt wurden. Das Leben in einem kleinen Landstädtchen befördert, behauptet er, die Moral; denn nicht der geringste Fehler bleibt den allzeit kritisirenden Nachbarn verborgen. Bald lernt er natürlich auch die Schattenseiten in vollstem Maaße kennen und dieselben liefern ihm dann den Stoff zur Füllung seines Buches. Da er in vier Monaten neun Dienstmädchen wegen absoluter Untauglichkeit fortschicken mußte, so gibt ihm dies die Möglichkeit an die Hand, die Dienstbotenfrage, eine der brennendsten des amerikanischen Lebens, gründlich

zu ventiliren. Sein Nachbar, der ſich von der Juriſterei zurückgezogen hat, zeigt ihm, wie ſelbſt der bornirteſte Hohlkopf als Advokat zu Einfluß und Reichthum gelangen kann; ſeine traurigen Erfahrungen mit einem Pferde, das er zur Vervollſtändigung ſeines ländlichen Paradieſes unbedingt kaufen mußte, liefern ihm Stoff zu draſtiſchen Schilderungen, denen es aber häufig an der erwarteten Schärfe gebricht. Adeler's Humor iſt leicht und nicht immer ungezwungen; Anſtoß aber erregt er niemals, ſodaß man dieſes, wie überhaupt ſeine übrigen Werke getroſt der zarteſten Mondſcheindame in die Hand geben kann.

Da dieſes Buch allgemein günſtig aufgenommen wurde, ließ ihm Adeler 1876 ein ähnliches unter dem Titel „Elbow-Room“ folgen. Dies enthält die Geſchichte eines Mannes, der ſein kleines Kind nächtlich durch thieriſchen Magnetismus zum Schlafen brachte, aus dem es erſt nach langer Zeit erwachte. Dann wird der amerikaniſche Erfindungsgeiſt durch eine patentirte Erbswurſt, derb gegeißelt, von der jeder Zoll ſo viel Nahrungsſtoff wie das reichſte Mittagseſſen enthielt und die ſelbſt unter dem Aequator nicht in Verweſung übergehen ſollte. Als ſie der Erfinder dem Kriegsminiſter in Waſhington vorzeigte, kroch letzterer eiligſt unter den Tiſch, denn er befürchtete ein Revolverattentat. Nachdem ſich dann derſelbe wieder von ſeinem Schreck erholt und ſeinen Irrthum eingeſehen hatte, verwies er den Patentſucher an den Kongreß als die alleinige Autorität, jene Wurſt zum Gebrauche für die Armee zu beſtimmen. Die Verhandlungen, welche dieſe Frage hervorrief, dauerten ein viertel Jahr, wonach ein Comité mit dem Auftrage betraut wurde, den Patent-

wurstmann in seiner Heimat zu besuchen, und über die Fabrikation des betreffenden Artikels Bericht zu erstatten. Als sich die Mitglieder desselben jedoch der Wurstfabrik näherten, mußten sie die Nase fest zuhalten, denn einige Tonnen des Patentartikels waren bereits in Verwesung übergegangen. Sie berichteten infolgedessen, daß man jene Wurst vielleicht im äußersten Falle als Wurfgeschoß in eine belagerte Stadt schleudern könne, was sicherlich alle Bewohner vertreiben würde; doch eine derartige Kriegführung gezieme sich nicht für ein civilisirtes Volk. Jene Wurst wurde also nicht in die Armee eingeführt — Republiken sind ja bekanntlich undankbar. So macht Adeler allerlei Vorkommnisse des täglichen Lebens in gemüthlicher Weise lächerlich; er beleidigt keine fremde Nationalität, denn das excentrische Wesen seiner Landsleute liefert ihm Stoff genug für seine satirische Feder.

Adeler's drittes Werk „Random Shots" erschien 1879 zu Philadelphia, woselbst er auch die beiden anderen verlegen ließ. Es enthält eine Anzahl von humoristischen Geschichten und Skizzen, die für ein an leichte Lektüre gewöhntes Publikum berechnet sind. Die erste Erzählung spielt in Salt Lake City unter den Mormonen. Daselbst hatte ein Seemann die aus 32 erwachsenen Schülerinnen bestehende Mädchenschule sammt ihrer Lehrerin geheiratet und zwar hatte er sich, um einem Nebenbuhler zuvorzukommen, mit denselben heimlich entfernt und sich von einem Bischofe der Nachbarschaft schnell trauen lassen. Bald darauf mußte der vielgeliebte Seemann zur See und da er innerhalb fünf Jahren nichts von sich hören ließ, nahm man an, er sei gestorben und seine 33 Wittwen verhei-

rateten sich nun mit ihrem früheren Bewerber. Das Glück desselben dauerte jedoch nicht lange, denn eine Schwiegermutter nach der anderen stellte sich zum Besuche ein und machte ihm das Leben sauer. Aber die mitgeheiratete alte Lehrerin wußte Rath und beredete den Propheten Brigham Young, daß er eine Offenbarung verkündete, nach welcher ein gewisser Leichenbestatter von Salt Lake City sämmtliche Schwiegermütter ehelichen mußte. Diese Offenbarung war natürlich ein göttlicher Befehl, dem unbedingt gehorcht werden mußte.

Dann folgt eine drollige Geschichte von einem Amerikaner, der in den Hörselberg bei Eisenach stieg und sich in demselben vom alten Eckhart herumführen ließ. Er betrachtet alle Merkwürdigkeiten vom praktischen Standpunkte aus und hält den Rittern der Tafelrunde eine lange Rede über die Verbesserung ihres unterirdischen Landes. Auch mit der holden Venus unterhält er sich eine Zeitlang, ohne daß es derselben gelang, ihn seine zu Hause gelassene Ehegattin vergessen zu machen. Als er die Kinder des Hörselberges im Buchstabiren prüfte, fand er, daß dieselben in dieser Kunst gänzlich unbewandert waren, was ihm natürlich keinen Respekt für das dortige Schulwesen einflößte. Darauf will er ihnen ein frommes Sonntagslied vorsingen, muß sich jedoch dabei so sehr räuspern, daß er zuletzt gar nicht mehr weiß, was eigentlich um ihn vorgegangen ist. Eine Nacht war verschwunden, das wußte er; ob ihn aber während derselben der Alp gedrückt, oder ob er wirklich in dem Venusberge gewesen war, wußte er nicht bestimmt.

Dieses Buch, das außer diesen zwei Geschichten noch *einige* minder glückliche enthält, ist unstreitig das beste,

as Adeler's Feder entstammt. Die zahlreichen Illu-
rationen jedoch, die sich in allen Schriften des betreffen-
en Verfassers befinden, können keinen Anspruch auf künst-
:rischen Werth machen.

Unter den amerikanischen Humoristen der Neuzeit
:eht uns wohl keiner näher als Charles Godfrey
'eland, der in seinen „Hans Breitmann's Balladen" die
ounderſamen Don Quixotiaden eines offenherzigen, senti-
nentalen und kontemplativer Trinkung beflissenen Deutsch-
lmerikaners in einem verballhornisirten Pennsylvänisch-
Deutsch behandelt. Fast alle amerikanischen Dichter seiner
Art haben sich die unphonetische Orthographie der eng-
ischen Sprache, die zahlreiche bequeme Anhaltspunkte für
llerlei Wortspiele und zweideutige Verwechslungen bietet,
nit mehr oder weniger Erfolg zu Nutzen gemacht; keinem
edoch ist sie eine solche Fundgrube für sarkastische Wendungen
ewesen, wie Leland, der seinen selbstgeschaffenen Jargon
nit bewunderungswürdiger Leichtigkeit und Eleganz hand-
abt und ihn nach allen Seiten in der drastischsten Weise
uszubeuten weiß. Doch soll damit nicht gesagt sein, daß
eland's Humor nur in verzerrten Wortbildungen und Ver-
rehungen bestehe; nein, der Verfasser der Breitmann-
alladen entwickelt auch sonst noch urwüchsigen Mutterwitz
:nug, um ihn zum Ruhme eines der genialsten Humoristen
ı berechtigen. Dabei müssen seine Produkte mit sehr wenig
usnahmen vom Standpunkte der naserümpfenden Moral
's untadelhaft angesehen werden; auch hat er es durch-
ıs nicht darauf abgesehen, nach ordinärer Yankee-Manier
ıs Deutschthum durch seinen urkomischen Helden in Miß-
edit zu bringen und ihm alle möglichen und unmöglichen
tupiditäten und Unbeholfenheiten anzudichten — dazu

ist er ein viel zu großer Verehrer und Kenner der deutschen Literatur und des deutschen Volkes.

Die Breitmann-Balladen umfassen fünf Abtheilungen, die 1869 im Verlage der Firma T. C. Peterson und Brothers in Philadelphia in einer geschmackvoll ausgestatteten Gesammt-Ausgabe erschienen sind. Die erste Abtheilung heißt nach dem Hauptgedichte derselben „Hans Breitmann's Party".

Breitmann hatte eine „Party" arrangirt und sich auf derselben in eine zweihundert Pfund schwere Amerikanerin mit bretzelbraunem Haar verliebt. Da er Liebesunterhaltung bei ihr witterte, so „konnte er nicht helfen", ihr bei der günstigsten Gelegenheit einen herzhaften Kuß zu appliziren. Dies wurde ihm jedoch sehr übel bemerkt und da alle Gäste so betrunken „ash bigs" waren, so bildeten sich raufluſtige Parteien und die Keilerei, ohne die, wie die Kurheſſen sagen, keine Kirmeß gemüthlich ist ging los „dill the coonshtable made oos shtop". Das Gedicht schließt mit einem Ausdruck philosophischer Resignation:

„All goned afay mit de Lager Bier
Afay in de ewigkeit."

Darnach zieht Breitmann mit einer Abtheilung gaul gerüsteter Männer in den Secessionskrieg, um die Köpfe der rebellischen Südländer wie Kartoffeln zu spalten. Den ersten Kampf hat er mit seinem unbekannten Sohn — eine neue Auflage von Hildebrand und Hadubrand — zu bestehen; derselbe endigte mit gegenseitiger freudiger Erkennung und einem tüchtigen Erholungstrunke. Dann ging's weiter nach Maryland, wo Hunger, vermischt mit *Durst*, seiner harrte; letzterer ward jedoch allmälig

rträglich für ihn, daß er zur höchsten Wuth entbrannt Bürger'schen Lenoren-Ritt auf ein Rebellen-Lager los-:zte, in dem es der Sage nach einen gerstensaftigen ink gab.

„Und hoory, hoory on dey rote,
Oonheedin vet or try;
Und horse und rider shnort and blowed
Und shparklin bepples fly.
Ropp! Ropp! I shmell de barleyprew!
Dere's somedings goot ish near.
Ropp! Ropp! — I scent de kneiperei;
We 've got to lager bier!
Gling, glang, gloria!
We 've got to lager bier?"

Der alte Knasterbart, der seit dem Heckerjahr keinen bel in der Hand gehabt hatte, schlug wacker nach allen :ten drauf los:

„To get one quart of lager bier
I shpill a sea of ploot."

)ßdem sein Heer nur hundert Mann zählte, so trieb damit doch fünfhundert Südländer dermaßen in die cht, daß sie Alles stehen und liegen ließen. Nun ging's ürlich über die vollen Bierfässer her; die Mannen hten das Armbein krumm und der „Willekumm" ging ange um, bis Alles um ging. Breitmann reitet auch) Kansas; seine erste Frage betrifft jedoch nie den nd, sondern das Vorhandensein und die Beschaffung ı Wein und Bier.

Um sich von seinen erschöpfenden Strapazen im Süden erholen, läßt er sich in den Turnerbund aufnehmen.

„Hans Breitmann choined de Toorners,
Mit a Limburg cheese he coom;
Ven he open de box it shmell so loudt
It knock de musik doomb.
Ven de Deutshers kit de flavor,
It coorl de haar on dere head;
Boot dere vas dwo Amerigans dere,
Und, by tam! it kilt dem dead!“

Dann machte er seine halsbrechenden Sprünge, brüllt einen urbummelliedlichen deutschen Psalm und bleibt mit einem Millionenrausche behaftet in Gesellschaft seiner Collegen bis den nächsten Morgen in der Halle liegen. Diese ewigen Wein- und Bierräusche, mit denen die meisten Lieder dieser Abtheilung schließen, müssen auf ein empfängliches Gemüth, das sich hingebend in die Situation zu vertiefen weiß, am Tage nach der Lektüre sicherlich ein katzenjämmerliches Gefühl hinterlassen, so draſtisch und handgreiflich ist hier Alles geschildert.

Am Weihnachts-Abend finden wir Breitmann in der Musik-Halle, wo er die Helmina Schmitz pouſſirt und sich vom „Pelz-Nickel“ bescheeren läßt.

Die zweite Abtheilung heißt „Hans Breitmann about Town“. Breitmann geht mit seinem Freunde Schwackenhammer, olim studiosus theologiae, in die Stadt, besucht mehrere Bier-Lokale, die Bibliothek, Editoren, politische Meetings, raucht Infamias Stinkadores und macht zu Allem, was er hört und sieht, seine hausbackenen, aber treffenden Randgloſſen. Dann tritt er als Politiker und Aemterjäger auf; denn seine anerkannten Verdienste im Bürgerkriege berechtigen ihn viel eher zu einer Office, als z. B. seinen Freund Schnitzerl, der bereits eine fette Pfründe

m Zollhause bekleidet. Er entwickelt in überzeugender Weise seine politischen Weltumsturz-Ideen, ist für Abschaffung der Präsidentschaft und schwört nur der Partei ewige Treue und Ergebenheit, welche die moralische Bedeutung des Lagerbiers begriffen und sich dafür begeistert hat. Breitmann's politische Fahrten sind unstreitig das Köstlichste in der ganzen Sammlung.

Das Hauptgedicht der dritten Serie heißt „Hans Breitmann in Church". Breitmann hat in oder bei Nashville eine Rebellenkirche eingenommen und darin einen großen Vorrath von Whisky gefunden, der nun zum Orgelklang und rauhen Chorgesang vertilgt wird.

Die Popularität der hier genannten drei Abtheilungen veranlaßte Leland, der auch nebenbei wie Fallstaff gedacht haben mag, daß es einem Menschen keine Schande mache, wenn er in seinem Berufe arbeite, seinen Breitmann auch als Uhlanen-Rittmeister in den deutsch-französischen Krieg zu schicken und ihn an den Abenteuern jener verwegenen Reiter theilnehmen zu lassen. Er ißt seine Erbswurst, fahndet beständig nach Champagner, verrichtet allerlei Heldenthaten und radebrecht ein Französisch, daß man davon laufen möchte. Sehr richtig sagt Schwackenhammer:

„Dere vas vonce oopon a dime a Fraentschman, who asked if a Sherman could have *esprit*. Allowin for his pad shpellin, de reater vill find dat der Herr Breitmann was have a *spree* goot many dimes. Jou gant get round de Dootch."

Diese und die letzte Sammlung (Hans Breitmann in Europe) sind jedoch die schwächsten Produkte des Werkes.

Breitmann trinkt und liebt, wo sich die Gelegenheit findet. In Frankfurt a. M. trägt er seinen Frack zum „Onkel", da die Wechsel ausgeblieben sind, und in Rom macht er dem Papste seine Aufwartung und argumentirt mit ihm in verzweifeltem Latein höchst ergötzlich über die Unfehlbarkeit, so daß Jener sich durch seine Geistesblitze gezwungen sieht, sein anfangs ausgestoßenes Urtheil über die Deutschen

„Est una mala gente et corrupta con insania,
Un fons hereticorum et malorum tut terribile"

zurück zu nehmen und ihm huldvoll seine Photographie mit den Worten:

„In tutta Roma, de Alemania gente,
Non ho visto uno con si grande mente"

zu überreichen.

Leland hat sich in seinem Breitmann eine ebenso dankbare Figur geschaffen, wie Viktor Scheffel in seinem Rodenstein, nur mit dem Unterschiede, daß der deutsch-pennsylvanische Ritter viel mannichfaltigere Charakterseiten aufzuweisen hat, was ihn daher auch interessanter macht. Der Grundzug seines Temperamentes ist die ausgedehnteste Gemüthlichkeit, die ihn in keiner Phase des Lebens verläßt und ihm überall freundliche Aufnahme sichert.

In Leland tritt uns ein moderner fahrender Scholast entgegen, der die Unannehmlichkeiten des Daseins durch philosophisch-stoischen Gleichmuth und immer heiterer Laune zu neutralisiren weiß. Mit allen deutschen Volksliedern und Gassenhauern ist er vertraut und den burschikosen, kraftgenialen Kneip-Jargon spricht er wie seine Muttersprache.

Daß er ſich aus wahlverwandtſchaftlichen Gründen ine Zeit lang unter den Zigeunern herumtrieb, beweiſt rſtens eine der Breitmann's Balladen in der Sprache enes Wandervolkes (I gili Romaneskro) und zweitens der Imſtand, daß er zwei Werke in England über die Zigeuner n Europa erſcheinen ließ.

Charles Godfrey Leland wurde im Jahre 1824 zu Philadelphia in dem Hauſe geboren, in dem Präſident Madiſon ſeine „Dolly“ freite. Von ſeinem zehnten Jahre an beſuchte er Mr. Greene's berühmte Schule bei Boſton, welche von G. Curtis in der Novelle „Prue and I“ ausführlich geſchildert wird. Späterhin trat er in das Princeton College ein und ſtudirte mit großem Eifer Metaphyſik, wohingegen er Mathematik und verwandte Wiſſenſchaften mit unverzeihlicher Gleichgültigkeit betrachtete.

Im Jahre 1845 ging er nach Europa und brachte drei Jahre auf den Univerſitäten Heidelberg, München und Paris zu. In letzterer Stadt betheiligte er ſich ſogar bei der Revolution und ſtand kämpfend auf den Barrikaden.

Im Oktober 1848 kehrte er wieder nach Philadelphia zurück und machte einen erfolgloſen Verſuch, ſich der juriſtiſchen Laufbahn zu widmen, wozu er übrigens nicht das allergeringſte Talent beſaß. Er verlegte ſich alſo auf die Schriftſtellerei und war für mehrere Zeitungen thätig. Heine's „Reiſebilder“ und „Buch der Lieder“ überſetzte er in elegantes Engliſch; ebenſo Eichendorff's „Aus dem Leben eines Taugenichts“. Auch ſpekulirte er nebenbei in Kohlen- und Oel-Ländereien und bereiſte zu dieſem Zwecke die meiſten Staaten der Union. 1869 ging er wieder nach Europa und lebte theilweiſe in Deutſchland, Frankreich und Italien; ſeit den letzten Jahren hat er

wieder in Philadelphia seinen bleibenden Wohnsitz genommen. *)

Außer den bis jetzt genannten Werken hat er noch folgende geschrieben: „The Music Lesson of Confucius and other Poems"; „Legends of the Birds"; „To Kansas and back", eine Uebersetzung von Scheffel's „Gaudeamus" und „The Algonquin Legends of New-England" (Boston 1884).

Die deutsche Einwanderung nach Pennsylvanien ist fast so alt wie die Geschichte dieses Staates. Aehnliche Motive wie die der Puritaner Englands hatten auch die zahlreichen Kurpfälzer nach dem Lande religiöser Toleranz getrieben, wo sie auf eigene Façon selig werden konnten. Sie siedelten sich an, gründeten blühende Niederlassungen und wurden in verhältnismäßig kurzer Zeit ebenso begeisterte Amerikaner, wie die Lothringer Franzosen. Mit ihrem Wohlstande wuchs ihr Patriotismus und als der Ruf zur Losreißung von England durch das Land ging, erachteten sie es für ihre Pflicht und Schuldigkeit demselben zu folgen und zahlreich in die Reihen der Freiheitskämpfer einzutreten.

Doch nur in politischer Hinsicht hatten sie sich amerikanisirt; in sozialer Hinsicht sind sie meistentheils bis auf den heutigen Tag treuherzige, derbe Deutsche geblieben. Ihre Befriedigung fanden sie hauptsächlich im Ackerbau und in der ungestörten Ausübung ihrer Glaubensansicht. Zu keiner anderen Beschäftigung hatten sie Lust. Haldeman erzählt, daß in Lancaster County, wo doch fast ausschließlich Deutsche wohnten, in einem Verzeichnis der

*) Leland's ausführliche Biographie befindet sich in „The Press" (Philadelphia) vom 9. Februar 1882.

vokaten vom Jahre 1729 bis 1769 nur zwei deutſche men vorkommen und in einem andern, von 1793 bis 04 reichend, in 52 Namen nur drei.

Warum es den Deutſch-Pennſylvaniern leichter als ı ſpäteren Einwanderern wurde, ihrer Mutterſprache hier eine dauernde Heimat zu erobern, iſt vor allen ngen in dem Umſtande zu ſuchen, daß ſie in großer aſſe zu gleicher Zeit ankamen und ſich in einer und rſelben Gegend anſiedelten. Im Jahre 1742 ſchätzte an ihre Zahl auf 100,000, und 1763 ſchon auf 280,000.

Daß ſie zahlreiche engliſche Ausdrücke adoptirten, gt in der Natur der Sache; für ſpeziell amerikaniſche egriffe war eben das engliſche Wort das bezeichnendere, ıer daſſelbe mußte ſich in Rede und Schrift ganz und ır den Geſetzen der deutſchen Grammatik fügen. Auf eſe Weiſe entſtand der pennſylvaniſch-deutſche Dialekt, wöhnlich „Pennsylvania Dutch“ genannt. Dem ver-eichenden Sprachforſcher, der mühſam aus linguiſtiſchen ztreſakten die Geſetze der Dialekt- und Sprachenbildung zu gründen ſucht, iſt hier ein lebendes Beiſpiel an die Hand geben, wie er es wohl kaum ſonſt intereſſanter antreffen rfte.

Der erſte, der dieſem Gegenſtande von jenem Stand-nkte aus ſeine Aufmerkſamkeit ſchenkte, war der be-hmte engliſche Philologe Alexander Ellis, der im itten Bande ſeines Werkes „Early English Pronunciation“ ehrere Sprachproben brachte und in dieſem durch eng-he Wörter korrumpirten Deutſch eine ähnliche Sprach-cheinung ſah, wie bei Chaucer mit ſeinen zahlreichen manischen Ausdrücken, die dieſer der engliſchen Grammatik bequemt hatte.

Auch der auf dem Gebiete der Phonetik verdienstvolle Professor Haldeman hat eine größere Arbeit über die Sprache seiner Landsleute unter dem Titel „Pennsylvania Dutch; a Dialect of South German with an Infusion of English“ (Philadelphia 1872) veröffentlicht.

Eine der Hauptschwierigkeiten, die einem bei der Abfassung eines derartigen Werkes entgegen treten, liegt in der Orthographie; denn hier haben wir es mit Wörtern zweier Sprachen zu thun, von denen die eine vorzugsweise dem Prinzipe der historischen und die andere dem der phonetischen Schreibung folgt. Professor Haldeman hat sich, wie von ihm nicht anders zu erwarten war, dem letzteren angeschlossen, aber in den Auszügen für das erwähnte Ellis'sche Werk das Lautsystem einer peinlich gewissenhaften und eingehenden Analyse unterworfen, daß zur Darstellung desselben die vorhandenen Schriftzeichen nicht zu genügen schienen und er gezwungen war, zu einigen typographischen Absonderlichkeiten, die wohl schwerlich Nachahmung finden dürften, seine Zuflucht zu nehmen. Theilweise der englischen Schreibweise zu folgen, wie es z. B. Rauch seiner Zeit in den Briefen „Peter Schwefflebrenners“ that, ist noch weniger zu rechtfertigen; denn wenn der Deutsch-Pennsylvanier mit den englischen Ausdrücken hinsichtlich der Grammatik ganz und gar deutsch verfährt, so sollte er dies doch auch in Bezug auf die Orthographie thun. Wenn Rauch in einem der erwähnten, humoristisch sein sollenden Briefe schreibt: „So weit dees mer wissa, is der Pit Schwefflebrenner der eantsich moan in der United States, daers Pennsylvanish Deitsh recht shreibt un bushtaweert exactly we's g'shwetzt un ous g'sprocha waerd“, so irrt er sich doch ganz gewaltig.

In der Aussprache macht der Deutsch-Pennsylvanier ilten einen Unterschied zwischen **d** und **t**, **b** und **p**, **ü** nd **i**. In der Mitte eines Wortes wird aus **b** gewöhnlich **v**; der abgeleitete Vokal **o** erhält den Grundlaut **u**, **ei** wird **ee**, und die Diminutivsilbe **lein** wird zu **li**. Vor das germanisirte englische Zeitwort wird im Partizip der Vergangenheit die Vorsilbe **ge** gesetzt (z. B. „gepunischd"); ähnlich wie bei den altenglischen Dichtern Chaucer und Spenser, die sehr häufig **y** davor setzten („ypunished").

Was das Geschlecht der adoptirten Wörter anbelangt, so läßt sich dasselbe ebenso wenig auf vernünftige Regeln zurück führen, wie bei unserem Hochdeutschen; in den meisten Fällen wird der englische Artikel **the** durch den ähnlich lautenden deutschen **die** ersetzt. Männlichen Geschlechtes sind river, charter, fight, turnpike, shop, gravel, carpet; sächlich sind frame, flour, supper, buggy, county, basin, law. „Butter" ist männlich und „Ecke" sächlich.

Daß auch die Amerikaner dem merkwürdigen Völkchen der Deutsch-Pennsylvanier ihr Interesse nicht versagt haben, zeigt eine Reihe von Briefen über dasselbe, die 1869 im „Atlantic Monthly" erschienen und 1872 zu Philadelphia in Buchform veröffentlicht wurden.*) Dieselben sind jedoch ohne jeden wissenschaftlichen Werth; sie enthalten größtentheils sehr oberflächliche auf gelegentlicher persönlicher Anschauung beruhende Bemerkungen über die Sitten und Gebräuche jenes Volksstammes, und die darin zerstreuten philologischen Notizen dürften zusammen vielleicht eine einzige Druckseite füllen.

*) Pennsylvania Dutch, and other Essays. Dieses Werk entstammt der Feder der Frau Gibbons, deren Name jedoch nicht auf dem Titelblatte steht.

Ein viel werthvolleres Werkchen hingegen ist Wollenweber's „Gemälde aus dem pennsylvanischen Volksleben" (Philadelphia 1869). Daraus kann man das deutsch-pennsylvanische Leben schon eher kennen lernen, denn der inzwischen verstorbene Verfasser gehörte selber jenem Stamme an und konnte sich daher mit größerer Berechtigung der Aufgabe unterziehen, lebensgetreue Schilderungen aus allen Phasen des Volkslebens zu entwerfen. Das Büchlein enthält derbe Heiratsanträge, Gespräche aus dem Farmerleben, Sagen, Geistergeschichten, Klagen über die Allmacht der demoralisirenden Mode, verzeihliche Sehnsuchtsblicke nach der guten alten Zeit, wo die „Buwe" noch keine „teite" Hosen und „Standups" und die „Mäd" keine bauschigen „Hupps" hatten und „gehle Brustspells" ansteckten.

Den bedeutendsten bis jetzt erschienenen Beitrag zur deutsch-pennsylvanischen Literatur bildet der illustrirte Band „Harbaugh's Harfe", herausgegeben von C. Bausman (Philadelphia 1870).

Harbaugh ist am 18. Oktober 1817 zu Waynsboro in Pennsylvanien geboren. Seine der reformirten Kirche angehörenden Eltern waren einfache Bauersleute, die aus der Schweiz stammten. Auch er sollte sich dem Farmerstande widmen und that dies auch, da ihm anfänglich seine pekuniären Verhältnisse nicht erlaubten, dem Drange zum Studiren ungehindert folgen zu können. Doch er fand ähnlich wie Robert Burns bei seinen ländlichen Arbeiten immer noch Zeit und Muße genug, seinen während wenigen Wintermonaten genossenen Schulunterricht durch beharrlichen Selbstunterricht fortzusetzen. Beim Pflügen las er beständig und ging überhaupt nie aus ohne ein Buch in der

rſche zu haben. Dies befriedigte jedoch ſeinen Wiſſens-
rſt nicht, ſondern vergrößerte ihn nur; und ſo verließ
dann ſpäter ſeine Farm und ging nach Ohio, wo er
n Jahr lang als Zimmermann arbeitete und ſich während
ieſer Zeit durch Fleiß und Sparſamkeit ein Sümmchen
erwarb, mit dem er die Koſten des Studiums der Theo-
ogie auf dem Mercersburger Seminare beſtreiten konnte.
ach glücklich beſtandenem Examen war er abwechſelnd
rediger an mehreren Plätzen und zuletzt Profeſſor der
heologie in Mercersburg, woſelbſt er am 28. Dezember
1867 ſtarb. Er gründete die engliſche Monatsſchrift
„The Guardian“ und redigirte ſie ſiebzehn Jahre lang;
außer dem erwähnten Bande Gedichte ſchrieb er noch die
Werke „Future Life“, 3 Bde., „Life of Schlatter“, „Fathers
of the Reformed Church“, 2 Bde., und mehrere kleinere
Schriften meiſtens theologiſchen Inhaltes.

Trotzdem er größtentheils engliſch ſchrieb, war er
doch ein deutſcher Volksmann von ächtem Schrot und
Korn, der ſeine heimatliche Sprache und Gebräuche über
Alles liebte. Das „Alt Schulhaus an der Krik“, das
bedeutendſte Gedicht jener Sammlung, zeigte ihn ſo recht
n ſeiner vollen, freilich zuweilen ſchwärmeriſchen und
weltſchmerzlichen Gemüthstiefe.

Trotzdem die ſogenannte pennſylvaniſch-deutſche Sprache
offenbar im Abnehmen begriffen iſt, geben ſich immer
noch einige Enthuſiaſten die vergebliche Mühe, dieſelbe
durch poetiſche Erzeugniſſe zu verewigen, denn ein Auf-
geben derſelben iſt ihnen gleichbedeutend mit dem Ver-
luſte der guten Sitten aus den Zeiten, da der Großvater
Bräutigam war.

Die alten Pennſylvanier deutſcher Abſtammung bilden

sich übrigens auf ihre aus einem pfälzischen Dialekte und einigen bequemen englischen Wörtern zusammengesetzte Sprache nicht wenig ein und können fuchswild werden, wenn man dieselbe wegwerfend mit dem Worte „Jargon" bezeichnet. Demjenigen also, der ihnen da mit einem wissenschaftlichen Anstrich beweist, daß das Pennsylvanisch-Deutsche ebenso existenzberechtigt sei wie das Alemannische eines Hebel, das Schottische eines Burns und das Plattdeutsche eines Reuter, wird „Leberworscht, Schmierkäs, Sauerkraut und Schunkelfleesch" frei in das Haus geliefert; dichtet man aber sogar pennsylvanisch-deutsche Lieder, so wird man als ein Heiliger verehrt. Harbaugh's „Harfe" liegt in vielen pennsylvanischen Farmhäusern neben der Familienbibel und dessen Gedicht, „Das alte Schulhaus an der Krik" können viele Pennsylvanier besser auswendig hersagen als ihr christliches Glaubensbekenntnis.

Einer der neuesten Beiträge zur pennsylvanisch-deutschen Literatur führt den Titel: „'s alte Marik-Haus mittes in d'r Schtadt, un die alte Zeite. E'n Centennial Poem in pennsylfanisch-deutsch. Bei H. J. Fischer." (York, Pa. 1879.) und bildet, um es kurz und bündig zu sagen, das allertraurigste Erzeugnis derselben. Der Verfasser, der noch nicht einmal seine sogenannte Muttersprache kennt, steht mit den Regeln der Dichtkunst auf eben solchem gespannten Fuße, wie die bäurischen Verfasser des Gesangbuches der pennsylvanischen Rappisten und daß er, wie er sagt, seine Verse nur zum Zeitvertreib, als ihn ein hartnäckiger Rheumatismus an das Zimmer fesselte, schrieb, entschuldigt wenigstens die Veröffentlichung derselben nicht. Er schildert in diesem, obendrein auch noch mit schauderhaften Illustrationen ver-

unzierten Buche das alte und neue Leben und Treiben seines Vaterstädtchens York und verselt unzusammenhängend über Moden, Scheerenschleifer, Landstreicher, Friedensrichter und abergläubische Gebräuche. Natürlich lobt er dabei wie jeder bejahrte Bauer, die gute, alte Zeit, in der es noch keine Prozesse gab, man nichts von Temperenz wußte und die Söhne und Töchter noch den Lohn für Knechte und Mägde ersparten. Ja, in der guten alten Zeit, da nahm man noch den Mann beim Wort und den Ochsen beim Horn; da gab es keine Kartoffelkäfer und Versicherungsgesellschaften und nur höchst selten brannte einmal eine Scheune ab; die beste Bank war damals ein alter Strumpf und dieselbe war viel sicherer als alle jetzigen Geldschränke mit ihren gepriesenen Patentschlössern; da nahmen noch Nadel und Fingerhut die Stelle der Nähmaschinen ein und die einzige Zeitung, die es gab, war der hundertjährige Kalender. Da hatten die Mädchen noch den schönen Glauben, daß der Teufel im Kornfelde versteckt sei, weshalb sie sich stets einen schmucken, kräftigen Burschen zur Begleitung wählten, wenn sie darin zu arbeiten hatten; da setzte man am Freitag keine Hinkel und deshalb hat auch damals nie eins den „Pippser grigt". Diese alte Buschbauernzeit ist nun längst vorbei und wir glauben auch nicht, daß es der Poesie Fischers jemals gelingen wird, das entschwundene Paradies zurück zu zaubern.

Da ein jeder artikulirte menschliche Laut für die professionellen Philologen und Phonetiker von Bedeutung ist, weil sie darin neues Material für die Geschichte der Menschheit und deren geistige Entwickelung zu finden hoffen, so haben dieselben auch seit geraumer Zeit denjenigen

Dialekten ihre Aufmerksamkeit gewidmet, welche, da dieselben durch keine Dichter, wie Fritz Reuter, Klaus Groth oder Hebel, salonfähig gemacht worden waren, vom Publikum überhaupt unbeachtet geblieben sind. Sich mit dem deutsch-englischen Mischmasch der pennsylvanischen Bauern, oder mit dem Patois der Kreolen in Louisiana und auf den westindischen Inseln zu beschäftigen, galt früher für eine nutzlose Zeitverschwendung. Allmälig aber ist man zu der Einsicht gekommen, daß man, um den Entwickelungsprozeß der Sprachen, welcher ja stets in der Vereinfachung der grammatikalischen Formen besteht, zu erklären, nicht mehr linguistischen Petrefakten in alten „Schmökern" nachzuspüren braucht, sondern dafür Material genug in der Gegenwart und in der Nähe findet.

Dem Pennsylvanisch-Deutschen hat der nunmehr verstorbene Professor Haldeman, der ein äußerst feines Ohr für die subtilsten Laut-Unterschiede besaß, eine wissenschaftliche Behandlung angedeihen lassen; dem Dialekt der Kreolen widmete J. J. Thomas in seinem Werke: „Theory and Practice of Creole Grammar" (1869), eine gründliche Untersuchung, und neuerdings haben sich Addison Van Name, Bibliothekar des Yale-College („Transaction of the American Philological Association", 1869—1870), Dr. Alfred Mercier in New-Orleans („Comptes-Rendus de L'Athénée Louisianais", 1. Lieferung des 5. Bandes, 1880) und Professor James A. Harrison („American Journal of Philology", vol. III, No. 11) mit dem Patois der französischen Eingeborenen von Louisiana beschäftigt. Dem größeren Publikum, das seine Belehrung und Unterhaltung vorwiegend aus belletristischen Zeitschriften und *Novellen* schöpft, sind einige Kreolen-Phrasen und Wörter

rch George M. Cable's Prosa-Dichtungen bekannt und
ndgerecht gemacht worden; Cable aber, der erstens
n Französisch versteht, und der sich zweitens von der
:eolen-Bevölkerung von New-Orleans, seinem Wohnorte,
ts vornehm fern gehalten hat, kann in dieser An-
legenheit überhaupt nicht als Autorität betrachtet werden
d verlangt dasselbe auch nirgends. Ein Verdienst jedoch
t er, nämlich durch seine packenden novellistischen Skizzen
s Interesse für das eigenartige romanische Völkchen in
ıer Ecke der Vereinigten Staaten erweckt zu haben.

Louisiana wurde vor ungefähr zweihundert Jahren
n den Franzosen unter Bienville kolonisirt; einen großen
jeil der ersten Pioniere bildeten Kanadier, Acadier,
üchtlinge, Abenteurer und Emigranten aus den west-
dischen Inseln, dem südlichen und westlichen Frank-
ich. Dazu kamen ein Jahrhundert später eine Anzahl
rikaner, welche auf den Pflanzungen von Louisiana Be-
jäftigung fanden und ebenfalls ihr bescheidenes Theil
: den sozialen und linguistischen Veränderungen im Laufe
:r Zeit beitrugen.

Die Etymologie des Wortes „Kreole" ist zweifelhaft.
rofessor Skeat leitet es von dem spanischen Worte
iollo ab, das aus criadillo, der Diminutivform von
iado, entstanden sein soll, und bringt es mit dem Zeit-
ort crear in Verbindung; er versteht auf diese Weise,
mlich wie Webster, unter einem Kreolen einen in den
:reinigten Staaten und auf den westindischen Inseln
borenen Menschen, dessen Eltern aus Europa einge-
ndert sind.

Die französische Kreolen-Bevölkerung von Louisiana
ılt noch immer nach Tausenden, und ihr spezielles

Patois wird nicht allein in den niederen, ſondern auch in den ariſtokratiſchen Kreiſen geſprochen und verſtanden. Die Kinder, welche meiſtens in den erſten Lebensjahren Negerfrauen zur Beaufſichtigung übergeben werden, lernen daſſelbe früher als die eigentliche franzöſiſche Sprache. Dieſer Dialekt iſt einfach dadurch entſtanden, daß das für die Feinheiten der Sprache ungeübte Ohr der Neger die Laute falſch auffaßte und ſie dem entſprechend mündlich reproduzirte, wodurch dann allmälig ſich ſolche Wörter und Redensarten entwickelten, die mitunter den Urſprung ſchwer errathen laſſen. Profeſſor Haldeman bezeichnet dieſen linguiſtiſchen Prozeß mit dem Ausdruck „Otoſis".

Da dem Kreolen das Hilfszeitwort „Sein" überflüſſig vorkommt, weil es ſich ja leicht ergänzen läßt, ſo läßt er es oft ganz aus, oder deutet es in einigen Fällen nur durch die betreffende Endſilbe an. Statt „je suis content; ſagt er einfach mo (moi) contant; das Imperfekt ſtellt er durch té (etais) dar, und konjugirt:

moté — j'étais,
toté — tu étais,
lité — il était,
nouté — nous étions,
vouté — vous étiez,
yeté — ils étaient.

Zur Bezeichnung der Zukunft dient ihm die dritte Perſon des Singulars der Gegenwart von aller, alſo das Wörtchen va, das er dem Zeitwort vorſetzt, z. B. mo va chanté, ich werde ſingen. Wie der Deutſch-Pennſylvanier faſt in jedem Satz ſein ſchreckliches once, oder „wonſt", wie er es ausſpricht (oft klingt es auch „wanſt"), hineinlegt, ſo bringt der Kreole von Louiſiana, und auch der

ınzösische Kanadier, bei jeder Gelegenheit sein apé (aprés)
, einerlei, ob es nun paßt, oder nicht; sein Sprach-
fühl aber scheint es einmal zur Vervollständigung eines
aßes zu erheischen. Die nasalen Laute der französischen
prache sind weder den Kreolen noch Kanadiern zahlreich
nug, denn Beide bestreben sich, jedem mit einem Vokal
ıdenden Wort einen nasalen Schluß anzuhängen.

Der Artikel wird gewöhnlich so eng mit dem Sub-
ıntiv verbunden, daß er mit demselben ein Wort bildet
ıd auch als solches betrachtet wird; so sagt z. B. der
reole qui lasoupe für quelle soupe.

Der Konsonant r wird in Louisiana wie in Kanada
ır in der äußersten Noth gebraucht, und so hört man
ınn beständig di (dire), apé (aprés), cat (quatre) u. s. w.
und ui werden durch i (difé, — du feu,) und das
ımme e wird häufig durch i (dimain, — demain,) ersetzt.

Die Literatur der Kreolen ist, wie nicht anders zu
ıwarten, sehr arm. M. Marbot übersetzte Lafontaine's
abeln in den auf Martinique gesprochenen Dialekt (Fort-de-
rance 1869); eine Sammlung von Gesprächen im Patois
ın San Domingo befindet sich in Ducoeur-Jolly's „Manuel
es habitants de Saint-Domingue“ (Paris 1802), und die
ıuptsächlichsten in Louisiana gebrauchten Redensarten
ınn man in Dr. Alfred Mercier's historischer Novelle
L'Habitation Saint Ibars, ou maîtres et esclaves en
ouisiane“ (Nouvelle-Orleans), und in einigen von dem
tholischen Geistlichen Arien Rouqette im „Propagateur
ıtholique“, einer in New-Orleans erscheinenden Wochen-
rift, veröffentlichten Erzählungen nachlesen. Eine Samm-
ıg der Lieder der Kreolen in Louisiana, wie sie z. B.
ınada in Ernest Gagnon's „Chansons populaires du

Canada“ (Quebec 1880), aufzuweiſen hat, iſt leider bis jetzt noch ein frommer Wunſch geblieben, trotzdem es wahrhaftig dazu nicht an dem nöthigen Stoff fehlt.

Die von Jahr zu Jahr zunehmende ſkandinaviſche Einwanderung und die langſame, aber ſichere, aus dem Fleiß und der angeborenen Genügſamkeit der nordiſchen Ankömmlinge entſpringende Prosperität derſelben hat auch allmälig eine kleine Literatur hervorgerufen, deren Werth zwar nicht bedeutend, aber die doch immerhin reich genug iſt, um dem Beſtreben der Skandinavier ſich ihre Mutterſprache in der Fremde zu erhalten, hohe Achtung abzugewinnen. Die in Amerika publizirten ſkandinaviſchen Bücher bilden eine kleine Bibliothek für ſich; doch ſind nur ſehr wenig davon hier geſchrieben worden, weshalb eine kritiſche Beſprechung derſelben auch nicht hierher gehört.

Es erſcheinen bereits 26, oder vielleicht noch mehr ſkandinaviſche Zeitungen in Amerika; die meiſten ſind Wochenſchriften, die ſich faſt ohne Ausnahme zur republikaniſchen Parteifarbe bekennen. Nur eine davon erſcheint täglich, nämlich der „Skandinaven“, ein in politiſcher Beziehung ſich als unabhängig gerirendes norwegiſches Blatt von Chicago. Von jenen 26 Zeitungen vertheilen ſich 15 auf die norwegiſche Sprache (darunter der „Norden“ von Chicago, „Budſtikken“ von Minneapolis, Minn., „Nordweſten“ von Madiſon, „Fädrelandet og Emigranten von La Croſſe“ u. ſ. w.), ſechs auf die ſchwediſche (darunter „Nya Verlden“, „Gamla og Nya Hemlandet“ von Chicago u. ſ. w.) und drei auf die däniſche („Heimdal“ von Chicago, „Dannebrog“ von Waupacca, Wis., und „Danske Pioneer“ von Omaha, Neb.). Außerdem erſcheinen noch

ei halbschwedische und halbdänische Zeitungen, wovon
e eine in New-York und die andere in San Franzisko
rausgegeben wird.

Trotzdem die skandinavischen Sprachen an der Cornell,
ichigan und Wisconsin Universität und an vier kleineren
olleges gelehrt werden, ist doch blos eine und zwar
uch noch eine sehr mangelhafte Grammatik, nämlich eine
m Rev. Peterson bearbeitete norwegisch-dänische, in
merika erschienen.

Prof. R. B. Anderson in Wisconsin*) hatte daher
ne glückliche Idee, als er seinem 1874 zu Chicago
schienenen gerade nichts Neues enthaltenden Schriftchen
ber „die Entdeckung Amerika's durch die Nordmänner"
„America not discovered by Columbus") einen Anhang
igab, der aus den Urtheilen anerkannter Philologen
id Schriftsteller über den Werth der nordischen Sprachen
id Literatur bestand. Daß jener Professor hier pro
mo auftrat, läßt sich sicherlich nicht in Abrede stellen,
er sein weitgehender Enthusiasmus für das Wahre,
ute und Schöne seiner Heimat beruht doch auf einer
wissen nicht wegzuleugnenden soliden Basis, die ihn
jeder Beziehung vollständig rechtfertigt. Jenes Feld
in England durch Dasent, Thorpe, Carlyle u. s. w.
on fleißig bearbeitet worden, und auch Amerika kann
h rühmen, eine englische, aus der Feder des Barclay
ennock stammende Uebersetzung des Werkes „Die Religion
r Nordmänner" von Prof. Rudolf Keyser publizirt zu
ben.

Das neueste Werk auf diesem Gebiete ist: „Norse

*) Bis vor Kurzem amerikanischer Gesandter in Dänemark.

Mythology; or, the Religion of our Forefathers, containing all the Myths of the Eddas, systematized and interpreted. By R. B. Anderson (Chicago 1875).

Dieſes 473 Seiten ſtarke Buch iſt unſtreitig die vollſtändigſte nordiſche Mythologie, die bis jetzt überhaupt in der engliſchen Sprache geſchrieben worden iſt. Das ſkandinaviſche Heidenthum iſt, wie Carlyle ſehr richtig bemerkt, viel intereſſanter als irgend ein anderes. Es hat ſich auch gegen das Chriſtenthum am längſten gehalten, denn noch vor 800 Jahren waren die Norweger Anbeter Odin's. Nach Anderſon's Anſicht verdient jene Mythologie größere Beachtung als die griechiſche, weil ſie ein in ſich vollſtändig abgeſchloſſenes Drama bildet. Dies iſt natürlich Etwas zu weit gegangen, da die griechiſche Mythologie die ganze klaſſiſche Literatur jenes Volkes durchdrungen und beeinflußt hat, ſodaß dieſelbe dem Leſer gänzlich unverſtändlich bliebe, wenn er ſich nicht vorher mit den Hauptzügen der betreffenden Mythologie gründlich vertraut gemacht hätte. Ueberhaupt geizt Anderſon mit ſeinen von der Begeiſterung für ſein altes Vaterland dictirten mannigfachen Privatanſichten in jenem Werke nicht und ſucht ſie, ſo gut es ihm möglich iſt, zu motiviren; doch wollen wir dieſelben hier als nicht zur Sache gehörig weiter keiner Prüfung unterziehen, da ſie ja doch nur „fromme Wünſche" bleiben werden.

Mythologie iſt nach ſeiner Definition religiöſe Wahrheit in poetiſcher Sprache ausgedrückt. Anderſon gibt davon eine ausführliche Analyſe, erklärt die poetiſchen und philoſophiſchen Schönheiten derſelben eingehend und zeigt, welche unerſchöpfliche Fundgrube ſich hier dem Maler Dichter und Bildhauer erſchließt. Das Buch iſt ſonſt in

Allgemeinen in ziemlich pedantischem Stil gehalten; das Englische darin ist jedoch bei Weitem besser als das in dem angeführten Erstlingswerke des Verfassers. Was wir darin vermissen und was jedenfalls den Werth des Buches bedeutend erhöht und die Absicht des Verfassers sehr gefördert hätte, ist eine Darstellung des Einflusses, den die nordische Mythologie und Literatur bereits auf die neuere europäische und theilweise auch auf die amerikanische Literatur (Longfellow, Challen, Day, Jones u. s. w.) ausgeübt hat. Anderson gibt darüber zwar gelegentlich Andeutungen, aber dieselben sind leider zu fragmentarisch gehalten.

Keine Gelegenheit, und sei sie noch so unbedeutend, läßt sich Anderson vorübergehen, wenn es gilt das amerikanische Publikum mit den literarischen Erzeugnissen Norwegens oder mit der Götterwelt Skandinaviens bekannt zu machen und in dieser Hinsicht beschämt er leider so viele Deutsche dahier, die sich nicht gerne an ihre Herkunft erinnern lassen, geschweige denn, daß sie sich dazu ermannen, sich als Vermittler deutscher Literatur und Wissenschaft aufzuwerfen.

Ein anderes in Amerika erschienenes Werk über die skandinavische Literatur ist das von G. W. Griffin: „My Danish Days, with a Glance at the History, Traditions and Literature of the old Northern Country“ (Philadelphia 1875).

Griffin war mehrere Jahre amerikanischer Konsul in Kopenhagen und benutzte daselbst seine zahlreichen Mußestunden, sich mit den Kunstbestrebungen des Nordens einigermaßen vertraut zu machen. Sein Englisch ist sehr hausbacken; überhaupt zeigt der Verfasser in dem ganzen Buche, daß er wohl Lust und Liebe für seinen Gegen-

ſtand, aber nicht die unumgänglichen allgemeinen Vo
kenntniſſe dafür hatte, um ihm gerecht werden zu könne

Griffin beſchreibt in jenem Buche Kopenhagen u
ſeine Muſeen und hat über den Alterthums- und Literatu
forſcher Prof. Stephens und den Märchendichter Anderſe
allerlei Anziehendes zu ſagen. Die dann folgende Ueberſic
der däniſchen Literatur iſt höchſt mangelhaft und einſeiti

Lieder, Märchen und Legenden, dem Munde de
Volkes unverfälſcht entnommen, liefern den ſicherſte
Schlüſſel zum Herzen und Gemüthe deſſelben.

Wie nicht anders zu erwarten iſt, ſind die meiſte
amerikaniſchen Sklavenlieder kindlich- oder vielmehr kindiſch
religiöſen Inhalts, weshalb ſie auch im Engliſchen ſtet
mit dem Namen „Spirituals“ bezeichnet werden; den
die einzige Geiſtesnahrung, welche die ſüdlichen Sklaven
händler ihren Aſchenbrödeln zukommen ließen, waren di
Worte des Prieſters. Ihr Phantaſieleben blieb dahe
auch nur auf die Religion mit ihren Myſterien beſchränk
Ein wildes freies Naturleben, das bei den Indianer
ſo hochpoetiſche Legenden und Sagen hervorbrachte, d
man getroſt allen denen der erſten europäiſchen Nationen
an die Seite ſtellen kann, hatte die ſüdlichen Ritt
unterhalb der Dixielinie zur abſoluten Unabhängigkeit g
macht und den Negern blieb alſo weiter nichts als ih
Lieder von Jacobs Traumleiter, der Reiſe nach Jeruſalem
die der Teufel „a mighty bus y ole man“, durch in de
Weg geworfene Felſen aufzuhalten ſuchte, von ihrem Buſe
freunde Jeſus und höchſtens noch die Lieder von Titaviſ
(Schweſter Louiſa), dem Henker Johnny und dem alte
Niggertreiber, welch letzteres natürlich nur heimlich g
ſungen werden konnte. Wir ſprechen hier, wohl zu b

merken, nur von den Sklavenliedern des Südens, die mit den Negerliedern der nördlichen „Ethiopian Minstrels“ nicht das Geringste gemein haben.

Während des Secessionskrieges fanden sich sogar einige Anklänge an das Freiheitsgefühl in jenen Liedern; einige Zeilen wurden je nach lokalen Umständen variirt und im allgemeinen nahm darin der „Secesh“ die Stelle des Satans ein. Das alte allenthalben ohne Anstoß zu erregen gesungene „We will soon be free“, erregte während des genannten Krieges die gespensterseherde Phantasie der südlichen Barone so sehr, daß sie mehrere Neger, die dasselbe gesungen, ins Gefängnis sperren ließen.

Die musikalische Kapazität der Neger hat noch Niemand in Abrede gestellt; stammt doch sogar die schöne Melodie zu dem bekannten Liede „Long time ago“ von ihnen und mehrere ihrer Melodien haben sich, natürlich mit Unterlage eines anderen Textes, in vielen Kirchen der Weißen das Bürgerrecht erworben. Selten vergeht im Süden ein Sonntag, ohne daß die Klänge von „Gabriels Trumpet“ oder von „Jehova Hallelujah“ ertönen.

Eine gewisse Miß McRim machte zuerst in „Dwights Journal of Music“ auf die Schönheiten dieser Gesänge aufmerksam und ließ auch zwei derselben in jenem Blatte abdrucken. Kurz darnach gab H. G. Spaulding im „Continental Monthly“ (Augustheft 1863) weitere Lieder und allmälig fanden es auch noch andere Leute der Mühe werth, einige Stunden zum Niederschreiben derselben zu verwenden, wie z. B. Colonel T. W. Higginson, der im Juniheste des „Atlantic Monthly“ 26 Stück lieferte, jedoch ohne Musik. Besondere Gelegenheit zum Sammeln gab der letzte Krieg, der hauptsächlich die vielen Camplieder

lieferte, deren Melodien von Händeklatschen und Fuß stampfen begleitet wurden. Auf diese Art entstand all mälig die Sammlung „Slave Songs of the United States“ (New-York 1867), welche 136 Lieder nebst Weisen un eine 38 Seiten starke Einleitung enthält. Die Melodie niederzuschreiben, war dabei der schwierigste Punkt un doch sind dieselben eigentlich die Hauptsache. Worte gelte lediglich nur als Anhaltspunkte; sie sind sozusagen Neben sache und müssen sich gefallen lassen, sich je nach Um ständen verändern, korrumpiren oder ein paar Dutzen mal wiederholen zu lassen, wie z. B. das Lied auf de Tod eines Kindes, das nur aus den Worten „De littl baby gone home“ besteht.

Das Tempo hängt von den betreffenden Situatione ab; die Jungen und Lustigen singen dasselbe Lied schnel was die Alten und Traurigen wehmüthig und langsa vortragen. Die Worte der Bootlieder müssen sich jedesm nach dem Tempo der Ruderschläge richten. Auch mach sich der Sklave nicht die geringsten Gewissensskrupel darau auf eine religiöse Strophe eine profane folgen zu lasse

Wie bereits bemerkt, ist der Inhalt größtentheil religiös; er behandelt die Hoffnungen der Sklaven u ermahnt letztere in diesem Leben geduldig zu sein, dan sie im jenseitigen desto größere Triumphe feiern könne „Im Jenseits“, heißt es in einem Liede, „benetzt di kein Regen und verbrennt dich keine Sonne, da gibt weder schwere Arbeiten noch Peitschenhiebe, weder Dran sal noch stürmisches Wetter. Ein großes Haus ist dasell vom Vater ohne Nägel gebaut, doch der Sünder muß si im „lonesome valley“ herumtreiben.“

Dann haben die Sklaven auch noch einige Lied

über Personen, von denen sie selbst nichts wissen, wie z. B. vom Henker Johnny und der Becky Martin, die nach der unzuverlässigen Aussage eines alten Negers eine Prophetin gewesen und gesagt haben soll, daß man sich nicht taufen lassen dürfe, während es regne.*)

Auf welche Art diese Lieder größtentheils entstanden sind, illustrirt uns der genannte Higginson recht anmuthig.

Er entdeckte nämlich in seinem Ruderer den Versifax des Liedes vom „Ole Niggerdriver", der ihm mittheilte, daß, als er einst mit einigen anderen Knaben ausgegangen war, um Beeren zu sammeln und dabei beständig von den Argusaugen des Aufsehers beobachtet wurde, er zu einem seiner Gefährten sagte: „O de ole niggerdriver! Fust ding mammy tole me was, notin' so bad as niggerdriver!" Aus diesen Worten war jener „Sing" entstanden, „just putting a word an den anudder word".

Da man sich bisher um die Spiellieder der amerikanischen Kinder nur sehr wenig bekümmerte und auch nur wenige von der Existenz derselben überhaupt etwas wußten, so hat sich unstreitig William W. Newell durch die Herausgabe des Werkes „Games and Songs of American Children" (New-York 1883) ein großes Verdienst um diesen vernachlässigten Zweig der Volksliteratur erworben.

Das Sammeln dieses über alle Staaten der Union zerstreuten Materials war natürlich keine geringe Arbeit; aber der fleißige Schriftsteller hat sich seiner selbstgestellten Aufgabe mit großer Hingabe unterzogen, und weder Mühe noch Ausgabe gescheut, seine Sammlung so vollständig wie

*) Die Märchen, Fabeln und sonstige Erzählungen der Neger hat „Uncle Remus" (Joel Chandler Harris) herausgegeben.

nur möglich zu machen. Auch hat er die Kinderlieder und Spiele der hauptsächlichsten europäischen Nationen in den Bereich seiner Betrachtungen gezogen und somit eine lobenswerthe vergleichende Literaturstudie geliefert.

Die meisten der von Newell mitgetheilten Kinderreime stammen leicht begreiflich aus England und haben sich in Amerika gleichsam von selber fortgepflanzt. Da begegnen wir also noch Kaisern und Königen, Rittern und Räubern und sonstigen Gestalten aus Europa; da hören wir noch Kriegsweisen, sehen Armeen in Feindesland marschiren und starke Festungen belagern; da lauschen wir wieder alten Tanzliedern mit ihren unverständlichen Refrains, kurzum, da haben wir noch ein gutes Stück alten Volkslebens vor uns. Da während der Kolonialzeit in Neuengland das Tanzen bei Strafe von fünf Schilling verboten war, so half sich das junge Völkchen dadurch, daß es jenes Vergnügen mit dem unschuldig klingenden Ausdruck „playing games" bezeichnete und dadurch die altenglischen Spiele, bei denen das Tanzen die Hauptsache war, in der neuen Welt vor dem Erlöschen bewahrten. Der Indianer spielt in den Kinderliedern und Spielen übrigens keine hervorragende Rolle; die hauptsächlichsten darin figurirenden Personen sind europäischen Ursprungs. Da finden wir das Spiellied von den spanischen Rittern, die auf die Brautschau ausgingen; da finden wir Freier, die auf eine reiche Frau spekuliren; da finden wir Blumenorakel und ähnliche Sprüche, die alle größtentheils das alte Thema der Liebe behandeln. Auch an humoristischen und satirischen Versen, wie an Liedern, welche die Bewegungen gewisser Handwerker begleiten, ist dieser Zweig der amerikanischen Volksliteratur

icht ſo arm, wie man vor dem Erſcheinen des Newell-hen Buches allgemein geglaubt hat. Neuerdings hat r. H. C. Bolton „The Counting-Rhymes of Children 1888) herausgegeben; auch hat ſich das ſeit zwei Jahren eſtehende „Journal of American Folklore“ der löblichen lufgabe unterzogen, die volksthümlichen Lieder zu ſammeln.

Daß der Geſang das Leben verſchönert, wie es in inem bekannten Liede heißt, haben die amerikaniſchen Studenten erſt durch den Einfluß des deutſchen Burſchen-ebens gefunden, und Yale College ſcheint das erſte ewеſen zu ſein, das durch die Einführung von „Gaude-mus igitur“ den Anſtoß zur Kultivirung des eigentlichen Studentenliedes gegeben hat. Nach und nach entwickelte ch auch ein burſchikoſer Geiſt, neue Lieder wurden ge-ichtet, ſo daß ſchon im Jahre 1853 die erſte gedruckte ammlung derſelben ein Heftchen von 56 Seiten füllte. m Jahre 1860 erſchien dies nun 88 Seiten ſtarke erkchen in vierter, durch Edw. C. Porter beſorgten uflage und wie ſchnell das Intereſſe an jenen Liedern wachſen iſt, zeigt der Umſtand, daß bis jetzt außer der nannten Sammlung noch die folgenden erſchienen ſind: ngs of Yale. By Chas. J. Elliott. (New-Haven: Chas. hatfield). Carmina Yalensia. (New-York: Taintor Bros). armina Princetonia. (In demſelben Verlage.) Carmina ollegiana. (Boston: O. Ditson & Co.)

Dieſe Anthologien können natürlich in keiner Be-iehung einen Vergleich mit einem deutſchen Commers-uche aushalten. Anmuthige Trinklieder zu Ehren des Weines oder Bieres wird man darin vergeblich ſuchen; gegen aber findet man häufig den Whiskey verherrlicht, as für die Lebensweiſe des Studenten ſehr bezeichnend

iſt. Auch begeiſternde Vaterlands- und Freiheitslieder fehlen gänzlich, dafür aber exiſtiren eine Maſſe überſchwänglicher Lobgedichte auf die betreffende Alma Mater, beſonders auf Yale, und da das nachfolgende zu gleicher Zeit eine gedrängte Chronik des akademiſchen Lebens und Studiums enthält, ſo theilen wir es vollſtändig mit:

Yale College is a jolly home,
We'll love it still, where 'er we roam.
The very songs we used to sing,
'Mid memory's echoes long shall ring.

As Freshmen first we come to Yale;
Examinations make us pale.
But when we reach our senior year,
Of such things we have lost our fear.

As Sophomores we have a task —
'T is best performed with torch and mask —
For Euclid dead the Students weep,
And bury him while Tutors sleep.

In junior year we study French;
Roberts pleads to an empty bench.
When college life begins to swoon,
It drinks new life from the Wooden Spoon!

As Seniors all we take our ease,
We smoke our pipes and sing our glees.
The saddest tale we have to tell,
Is when we bid our friends farewell!

And then into the world we come!
We've made good friends and studied some,
And till the Sun and Moon shall pale
We'll love and rev'rence Mother Yale!

Jede der darin erwähnten vier Klassen hat ihre genen Lieder, die ihres zotigen Inhalts wegen selten röffentlicht und nur in Verbindungs-Versammlungen sungen werden. Ueberhaupt nimmt der amerikanische tudiosus leicht „seiner Rohheit den Maulkorb ab“ und llt beim Versuche, humoristisch zu sein, häufig in's Geeine und Schmutzige, so daß früher einmal das Singen ei Vereinsfeierlichkeiten in Yale offiziell auf geraume eit untersagt wurde. Welcher Unfug in dieser Beziehung etrieben wird, ist wahrhaft unbeschreiblich; so enthält . B. ein uns vorliegendes gedrucktes Programm für ein est zum Jahresschlusse einer westlichen Staats-Universität ine große Menge der allerordinärsten Bordellausdrücke, egen deren man in Deutschland Drucker, Setzer und erfasser, die hier auch noch namhaft gemacht sind, auf nige Jahre in's Zuchthaus sperren würde.

Den amerikanischen Commersbüchern eigenthümlich nd zahlreiche Bootlieder, Gesänge bei der Ueberreichung s hölzernen Löffels und Lieder, welche beim Begräbnis s Euklid gesungen werden. Die Präsentation des hölrnen Löffels — ein nur in Yale bekannter Gebrauch — tte ursprünglich den Zweck, die jährlichen offiziellen ierlichkeiten lächerlich zu machen und jenes Küchengeräth urde dabei dem Studenten feierlichst überreicht, der twedder als der größte Fresser oder Faullenzer bekannt ar. Jetzt hingegen ist es die größte burschikose Auszeichnung, „Wooden-Spoon-Man“ zu sein; denn der hölerne Löffel wird nur dem populärsten Studenten gegeben, er von neun Mitschülern, den sogenannten Cochleaureati, ewählt wird.

Sobald der Schüler das Studium der Trigonometrie (Euklid) hinter sich hat, wird das betreffende Lehrbuch, nachdem vorher ein Loch hindurch gebrannt worden ist und Jeder durchgesehen hat, um mit Wahrheit sagen zu können, er habe eine gründliche Durchsicht davon gehabt, in eine Bahre gelegt und entweder feierlich verbrannt oder beerdigt. Vorher werden auch noch drei Oboli hineingesteckt. Die während dieser Feierlichkeit gesungenen Lieder sind unter dem Namen „Burial of Euclid Songs" bekannt.

Die übrigen Lieder sind, wenn sie nicht aus deutscher Quelle stammen, entweder den sogenannten „Mother Goose Melodies" oder altenglischen Volksliedern nachgebildet und sind überhaupt schreckliche

„Oracula in Reimen,
Die sich wie Pabstes Esel bäumen."

Auch hat sich bereits ein akademischer Slang gebildet und mehrere dieser Ausdrücke haben sich schon in den allgemeinen Gebrauch eingeschlichen, wie z. B. to put on dog (sich modisch kleiden), to owl (Jemandem beim Besuche hinhalten), to shake up (eilen), to skin (sich durchfuschen), a pill (unangenehmer Geselle), red-hot (ausgezeichnet) 2c.

Ein derartiges Vocabularium wurde vor mehreren Jahren in der Yalenser Zeitschrift „College Courant" gegeben; auch findet sich ein ziemlich vollständiges in dem Werke „Four years at Yale" (New-Haven 1871), worin auch die akademischen Verbindungen und ihre eigenthümlichen Gebräuche ausführlich geschildert sind.

Gallagher — Lowell — Tilton — Carleton — Burroughs — Warner.

William D. Gallagher (gestorben 1885), der un so ziemlich vergessene Poet, kann gewissermassen als ionier der Dichtkunst im Westen betrachtet werden; enn schon vor 60 Jahren veröffentliche er in Cincinnati nter dem Pseudonym „Erato" drei Bändchen Gedichte nd seit jener Zeit ist er mit wenigen Unterbrechungen ets literarisch thätig gewesen, trotzdem er sich in keiner insicht jemals eines besonderen Erfolges rühmen konnte. as Dichten ist einmal, wie es in Don Quixote heißt, ne unheilbare Krankheit, von der auch Gallagher trotz mpfindlicher, pekuniärer Opfer niemals kurirt worden ist.

Gallagher wurde 1808 in Philadelphia geboren, kam ls Kind nach Cincinnati, woselbst er den Buchdruck rlernte und sich dann der Journalistik widmete.

Während den Jahren 1830—50 war er unermüdlich hätig, eine westliche Literatur zu schaffen; 1844 edirte r das große Sammelwerk „Selections from the Poetical Literature of the West", das noch heute eine reichhaltige

Fundgrube für den Literarhiſtoriker bildet. Dann gründete er der Reihe nach die Wochenſchriften „The Cincinnati Mirror“, „The Western Literary Journal“ und „The Hesperian“, die allerdings ſehr bald wieder eingingen, aber doch einen nicht zu unterſchätzenden Einfluß auf die ſich entwickelnde Literatur des Weſtens ausübten. Daß die Arbeiten des Pioniers auf irgend einem Gebiete mit ungeahnten Schwierigkeiten, bitteren Entſagungen und großen Geldopfern verknüpft ſind, hat auch Gallagher im reichſten Maße erfahren. Als Dichter hat er keine beſondere Bedeutung, und legt er ſeinen zahlloſen Reimereien eine viel zu hohe Wichtigkeit bei.

Nachdem er von 1850—53 eine Stelle im Schatzamte zu Waſhington bekleidet hatte, ließ er ſich auf einer Farm in der Nähe Louisville's in Kentucky nieder und da man ſeit jener Zeit ſeinem Namen nur höchſt ſelten in einer Zeitung begegnete, ſo hieß es, ſeine Leyer ſei nun auf immer verſtummt. Doch wie Bryant in ſeinem kleinen Gedichte „I broke the spell that held me long“ ſo ſchön andeutet, iſt es beinahe eine Unmöglichkeit, daß derjenige, der ſich in den Zauberbann der Poeſie begeben hat, demſelben jemals entfliehen kann und ſo veröffentlichte dann auch Gallagher endlich, nämlich im Jahre 1881, einen Band Gedichte, der den Titel „Miami Woods, a Golden Wedding, and other Poems“, trägt und bei Robert Clarke in Cincinnati erſchienen iſt. Es thut uns aufrichtig leid, dem neueſten Werke Gallagher's nicht viel Rühmliches nachſagen zu können. Im Hauptgedicht desſelben, das in fünffüßigen Jamben abgefaßt iſt, gibt er eine einſame, wehmüthige Waldwanderung, die mitunter gar langweilig iſt. Er wirft darin einige Rückblicke auf

die vorhiſtoriſchen Bewohner Ohio's, die durch ihre gigantiſchen Erdwerke bekannten Mountbuilders und ſtellt betreffs derſelben müßige Fragen an das Schickſal. Doch er findet den Umſtand, daß das Buch der Geſchichte über jenes merkwürdige Volk kein Sterbenswörtchen verzeichnet hat, ganz dem Rathſchluſſe des ewigen Gottes entſprechend; der Menſch ſoll ſich nämlich mehr um die Gegenwart, als um die Vergangenheit bekümmern.

Für alles Leid der Erde findet Gallagher Troſt in den Miami-Wäldern; in jeder Jahreszeit nimmt er daher auch ſeine Zuflucht zu denſelben, worin ihm jeder Baum und Strauch, jede Blume und jedes Thier alte, treue Bekannte ſind. Dort ſucht er die Ruhe, die ihm das Leben in der Stadt verſagte. Dort grübelt er über das Welträthſel nach und auf alle Fragen hat er nur eine Antwort — Gott. In der Natur lieſt er mit derſelben Andacht wie der frömmſte Einſiedler in ſeinem Gebetbuche. Die Menſchheit zeigt ſich ſtets anders als ſie wirklich iſt; nur die Natur iſt treu. Der Menſch ſoll wohl an Jahren, nicht aber am Herzen alt werden und dieſe ewige Jugend erhält er ſich nur durch liebevollen Umgang mit der freien Natur. Wahre Jugend aber iſt Glaube, Liebe, Freude, Wahrheit, überhaupt Alles, dem der Stempel der Gottheit aufgedrückt iſt. Dieſer Waldpſalm iſt im Grunde nichts anderes, als eine langathmige Paraphraſe der Worte des Pſalmiſten: „Herr, wie ſind deine Werke ſo groß und viel, du haſt ſie alle weislich geordnet und die Erde iſt voll deiner Güte.“

Gallagher iſt ein gläubiger Dichter und zeigt ſich als ſolcher bei jeder Gelegenheit, ohne dadurch übrigens den Werth ſeiner Produkte zu erhöhen. Wenn aber einmal

ein Dichter wirklich religiös gestimmt ist, so sehen wir auch nicht ein, warum er aus dieser Gesinnung ein Hehl machen sollte; oder soll er dieselbe nur Sonntags, wenn er einer langweiligen Predigt lauscht oder einen Cent in den stets hungrigen Klingelbeutel wirft, zeigen?

Gallagher gerirt sich auch als Träger der Freiheit, aber nicht der Freiheit, die ihre Stütze in feilen Rednern findet oder die da die Guillotine in Bewegung setzt; er ist Freund der Ruhe und Ordnung, aber nicht der, wie sie in Polen oder Rom hergestellt ward; Amerika allein ist ihm das Land der Freiheit und des Tyrannenhasses. Es ist zwar ein sich noch in der Kindheit befindlicher Riese, aber derselbe hat die Bestimmung, die Rolle des fabelhaften Atlas zu übernehmen und die feste Stütze der Welt zu werden. Dies ist ein Gedanke, der von Walt Whitman viel energischer und auch poetischer ausgesprochen worden ist und den die meisten amerikanischen Dichter von jeher gehegt und gepflegt haben.

Gallagher's Gedicht über die Miami-Wälder regt in jedem Leser wieder die alte Frage auf, ob didaktische Gedichte überhaupt Gedicht genannt werden dürfen.

Seine übrigen Gedichte behandeln größtentheils die verschiedenen Phasen des amerikanischen Pionierlebens, dem er jedoch niemals eine so recht interessante Seite abzugewinnen weiß. Tiefe Gedanken sucht man bei Gallagher vergebens und neue findet man nirgends. Die meisten seiner Gedichte lesen sich wie gereimte Prosa; sein Lied eines Nähmädchens erinnert zu stark an ein ähnliches von Hood. Blankverse gelingen ihm noch am besten; zu einem packenden, sangbaren Liede aber fehlt ihm alle und jede Anlage.

Der zur Episkopal-Kirche gehörende Geistliche Robert owell (geboren 1816 zu Boston, gegenwärtig zu Sheectady im Staate New-York lebend), berechtigte durch ine Novelle „The New Priest in Conception Bay“ (zwei ände, Boston 1858, neue Ausgabe 1890) zu großen offnungen, die jedoch leider zu Schanden geworden sind, a ihm auch in keinem seiner späteren, allerdings sehr enigen Werken wieder ein solcher glücklicher Wurf geungen ist. Jene Novelle spielt in Newfoundland, also n einer Gegend, die den meisten Romanlesern eine terra incognita ist, die aber dem Verfasser durch jahrelanges Wirken als Geistlicher daselbst aus eigener Anschauung bekannt war. „The New Priest“ ist das Werk eines lassisch gebildeten Mannes, der aber die Schwachheit hat, diese Eigenschaft bei jeder Gelegenheit durch ein fremdprachliches Citat oder eine Anspielung auf kulturhistorische Verhältnisse der alten Völker zu zeigen; es ist aber auch ugleich das Werk eines zartfühlenden Dichters, der alle eine Personen mit einem zarten, poetischen Hauche zu mgeben weiß, ohne daß sie dadurch an ihrer ungewungenen Natürlichkeit etwas verlieren. Man findet ußerdem einen recht gesunden, ungekünstelten Humor arin, d. h. einen Humor, der nicht in glücklichen Späßen nd Scherzen besteht, sondern der da Wehmuth und Heiterkeit zugleich ist, in welchem Sinne ja auch die populärsten nglischen Novellisten des vorigen Jahrhunderts als Humoristen bezeichnet werden.

Skipper George, ein prächtig gezeichneter Karakter, nimmt durch seine traurigen Schicksale das Herz des Lesers gefangen; die in seinem heimatlichen Dialekte erzählte Geschichte, wie er seinen Sohn im stürmischen Meere

verlor, steht in Bezug auf Gefühlsinnigkeit keiner Schilderung Dicken's, der doch ein Meister in der poetischen Kleinmalerei derartiger Situationen ist, nach; auch werden in der Erzählung von dem plötzlichen, mysteriösen Verschwinden der einzigen Tochter des Skipper's, eines naiven, edlen und häuslich gesinnten Mädchens, Seelentöne angeschlagen, die bei zartbesaiteten Gemüthern ihre Wirkung nicht verfehlen. Die Anstalten, welche nun zur Auffindung der Verschwundenen getroffen werden, nehmen ebenfalls das ungetheilte Interesse in Anspruch; denn sie geben dem Verfasser die gewünschte Gelegenheit, die Zahl der handelnden Personen zu vermehren und dem Leser noch verschiedene urwüchsige Gestalten der wilden Fischerinsel vorzuführen und ihn mit mancherlei öffentlichen Einrichtungen daselbst vertraut zu machen. Ein überaus diensteifriger Konstabularius verhaftet eine Masse Personen auf den Verdacht hin, jenes Mädchen entführt zu haben, und die sich daraus entspinnenden drolligen Gerichtsverhandlungen bestätigen dann den lange gehegten Verdacht, daß sich die Vermißte in einem Nonnenkloster befände. Sie hatte nämlich im Fieberwahnsinn nächtlich das Haus ihrer Eltern verlassen, war von zwei Nonnen aufgefunden, in ein Kloster gebracht und dort verborgen gehalten worden. Die leitende Seele dabei war ein raffinirter Priester, der auf diese Weise der unfehlbaren Kirche ein neues Schäflein zuführen wollte, aber sobald seine geheimen Umtriebe ruchbar wurden, schnell und spurlos verschwand. Des Skipper's Tochter fand jedoch glücklich den Weg in das Elternhaus zurück und vermählte sich mit einem jungen Manne, der ihr zu Liebe der Laufbahn als katholischer Geistlicher entsagte und Protestant wurde. Lowell's Novelle

gibt uns einen tiefen Blick in das geheime Treiben der katholischen Geistlichkeit und behandelt somit ein Thema, das infolge der erstaunlichen Ausdehnung und politischen wie sozialen Machtstellung der katholischen Kirche in Amerika noch vielfach Stoff zu ähnlichen Behandlungen abgeben wird. Die Geschichte ist nur etwas zu sehr in die Länge gezogen, was hauptsächlich deshalb fühlbar wird, weil sich der schließliche Ausgang zu leicht errathen läßt. Auch wirken die langen, in einem ungenießbaren, und selbst für viele amerikanische Leser unverständlichen Dialekt gehaltenen Konversationen störend; aber wie sollte man sonst mit einer derartigen, im Grunde doch sehr einfachen Erzählung zwei Bände ausfüllen?

Lowell's zweite Novelle, „Antony Brade" betitelt, erschien 1875 in Boston. Sie behandelt mit großer Umständlichkeit das Leben und Treiben in einem amerikanischen Knabenpensionat. In demselben befand sich ein Schüler, der, da seine Herkunft unbekannt war, das Interesse aller Neugierigen in Anspruch nahm und sie zu allen erdenklichen Mitteln zwang, jenes Geheimnis zu ergründen. Statt eines russischen Fürstensohnes entpuppt er sich schließlich als eine Waise, die auf Kosten einer Tante, einer gutmüthigen Irländerin, erzogen wurde. Es ist diese Novelle ein schwaches Produkt, das die hochgestellten an den Verfasser geknüpften Erwartungen weit hinter sich ließ. Dasselbe gilt auch von seinem Buche „A Story or two from an Old Dutch Town" (Boston 1879).

Viel bedeutender hingegen ist Lowell als Dichter. Seine „Poems" (Boston 1864), behandeln mit Vorliebe religiöse Themen, aber in einer solchen ungekünstelten Weise, daß sie wirklich lesbar sind, was in diesem Falle

viel ſagen will. Sie ſind keine gereimten mit ſüßlic
Pietismus geſchwängerte Predigten, ſondern zarte,
edles und wohlwollendes Gemüth bekundende Gelegenh
gedichte, in denen der Kampf des Herzens gegen die
fechtungen der Welt geſchildert und der ſchließliche
der Moral gefeiert wird. Sie enthalten allgemeine m
liſche Anſchauungen in chriſtlichem Gewande. Die
danken ſind weder neu noch tief; aber der keuſche
druck einer über religiöſer Parteifehden erhabenen
iſt denn doch heutzutage auch etwas werth. „The B
Old Ship, the Orient“, iſt was Fluß der Sprache, Rh
mik der Diktion und Gedankenfülle anbelangt, das
deutendſte Gedicht dieſer Sammlung. Außerdem en
ſie Ueberſetzungen von Bürger's „Leonore“ und Körn
„Schlachtgebet“ und eine große Anzahl während
amerikaniſchen Bürgerkrieges entſtandener Gedichte
welchen die Jugend zur Rettung der ungetheilten U
zu den Waffen gerufen wurde.

Dichter, Journaliſt und Vorleſer (Lecturer) —
aufregende und aufreibende Berufsthätigkeiten, deren
ihren ganzen Mann in Anſpruch nimmt — finden
glücklich vereinigt in Theodor Tilton, der ſich
Deutſchen neuerdings dadurch genaht hat, daß er
Vermittler der deutſchen Poeſie in Amerika aufget
iſt. Ein voluminöſer Schriftſteller iſt er allerdings
und konnte es auch ſchon deshalb nicht ſein, weil
Zeit ſeit Jahren durch über alle Staaten der Union
gedehnte Vorleſungstouren ſtets ſehr in Anſpruch genon
war und er die dichteriſche Beſchäftigung ſtets als
geiſtige Erholung betrachtet hat.

Theodor Tilton, der 1835 zu New-York ge

, widmete sich als junger Mann der Journalistik und digirte während 15 Jahren den „Independent“, eine m religiösen Fortschritte gewidmete Wochenschrift mit ßerordentlichem Geschick und Erfolg. Zur Zeit unseres itigen Bürgerkrieges trat er darin muthig und mannft für die Abschaffung der Sklaverei auf und da diese ochenschrift damals in 70,000 Exemplaren über die nze Union verbreitet war, so hat er an der Beseitigung nes schmachvollen Menschenhandels einen größern Anjeil, als das große Publikum weiß und glaubt. Wäre ilton jemals ein professioneller Politiker gewesen, der verstanden hätte, dem Publikum beständig seine Verienste vorzuhalten, so glänzte heute sein Name neben em eines Lloyd Garrison, Wendell Philipps und anderer; aber hat er sich bescheiden mit seiner journalistischen irksamkeit begnügt und seinen Lohn nicht in einem einäglichen Amte, sondern in dem Bewußtsein, ein uneigenitziger Kämpe der Freiheit und des Fortschritts gewesen sein, gesucht und gefunden.

Eine Sammlung von Aufsätzen, die ursprünglich in m genannten Blatte veröffentlicht waren, gab er 1870 ter dem Titel „Sanctum Sanctorum“ heraus. Diese ziehend und klar geschriebenen Artikel behandeln wichtige itfragen der Politik, Gesellschaft und Religion; sie bewworten warm die Frauenemanzipation und dringen ergisch auf Beseitigung einiger öffentlicher Uebelstände. ich die darin enthaltenen literarhistorischen Artikel, besders aber der über die in Italien gestorbene engche Dichterin Elizabeth Barrett Browning, sind höchst enswerth.

Das zweite prosaische Werk Tilton's ist eine Novelle,

die den Titel „Tempest-Tossed“ führt; sie erschien 1874 und fand eine ganz außerordentliche Verbreitung, denn in wenigen Jahren mußten 15 Auflagen davon gedruckt werden, um die Nachfrage zu befriedigen (neueste Auflage, New-York 1883). In dem an poetischen Gedanken reichen Bande spielt ein junger Ehemann, der auf den Wunsch seines Vaters Medizin studirt hatte, sich aber mehr zu den Ingenieurwissenschaften hingezogen fühlte und der sich lieber in der freien Luft als in der erdrückenden Atmosphäre des Krankenzimmers bewegte, die Hauptrolle. Derselbe befindet sich nebst seiner jungen Gemahlin und einer alten Dienerin auf einem Schiffe und wird kreuz und quer wie der fliegende Holländer auf dem Weltmeer umhergetrieben. Nach langen Jahren läuft er endlich in den Hafen der Ruhe und Sicherheit ein und die während dieser Zeit erlebten Abenteuer bilden dann den Haupttheil des Buches.

Das Erstlingswerk Tilton's bildete eine 1867 erschienene Gedichtsammlung, die den Titel „The Sexton's Tale, and other Poems“ trägt. Einige der darin enthaltenen Gedichte waren früher in illustrirten Separatausgaben erschienen und hatten ihren Weg in zahlreiche amerikanische Familien gefunden. Das Titelgedicht ist eine Ballade aus der Kreuzritterzeit, die in dem einfachen, aber wirkungsvollen Stil der alten schottischen Balladen gehalten ist. In dem Gedichte „The Great Bell of Roland“, das an die zu Ghent existirende Glocke, die nur dann geläutet wurde, wenn die Freiheit durch äußere Feinde in Gefahr gebracht war, anknüpft, stößt Tilton, dessen Harfe doch sonst sehr sanft und zart erklingt und der überhaupt vorzugsweise ein kontemplativer Lyriker

, kräftig in die Kriegstrompete und fordert seine Mit-
rger zur Rettung der Union auf, da kein äußerer, wohl
er ein mächtiger innerer Feind die Zerstörung derselben
t Waffengewalt beabsichtigte. Dieses Gedicht wurde im
ril 1861, als Lincoln seinen ersten Aufruf zur Bildung
ier Armee von Freiwilligen erließ, geschrieben und machte
mals die Runde durch die gesammte amerikanische Presse.

In dem didaktischen Gedichte „Die wahre Kirche“
richt sich Tilton ruhig über die Richtungen einiger Sekten-
rchen aus, die da vergeblich auf dem Standpunkte des
berlieferten Christenthums stehen, sich aber in Wahrheit
it den einfachen und leicht verständlichen Lehren Christi
n Widerspruche befinden. Sein Tadel ist stets mäßig
nd würdevoll; er verficht beharrlich freie religiöse An-
jauungen; ein Radikaler im deutschen Sinne ist er jedoch
enso wenig, wie ein Fachtheologe, zu dem man ihn hin
nd wieder gemacht hat. Die in jener Sammlung ent-
ltenen Gedichte „The Fly“ und „Two Hungry Kittens“
lden seit langen Jahren bevorzugte Deklamationsstücke
r amerikanischen Schuljugend.

In dem Werke „Thou and I: a Lyric of Human
fe, with other Poems“ bietet uns Tilton die gereifte
ucht seines ästhetischen Schaffens. Er läßt das Buch,
s seinen beiden Töchtern gewidmet ist, mit einem weh-
uthsvollen Gruße in Hütte und Palast um Aufnahme
tten, denn es gehöre dahin, wo die stille Thräne fließt
d wo man den Schmerz über verlorene Liebe fühlt.
eine Sprache ist keusch und edel, wie überhaupt eine
e Zeile, die Tilton zum Verfasser hat. „Thou and I“
eine durch keine widerwärtigen Wechselgefälle getrübte
schichte der Liebe und des Glückes, die, was den Haupt-

inhalt anbelangt, ein würdiges Seitenstück zu Longfellow's „Hanging of the Crane“ bildet. Sie zeigt uns zwei unschuldige Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, die sich am Seeufer aus Steinen und Muscheln einen Palast bauen, worin er König und sie Königin ist. Die Knospenzeit der Liebe ist angebrochen; die beiden sind sich gut, wie es in einem alten Liede heißt und kein Ungemach treibt sie aus ihrem Paradiese. Sie werden Mann und Frau und begeben sich auf die Suche nach Arkadien, dem Land ohne Seufzer und Thränen. Bei der farbenreichen Beschreibung derselben setzt Tilton die mythologische Maschinerie stark in Bewegung; doch damit sich der mit den zahlreichen Wesen des Fabellandes unvertraute Leser heimisch fühle, ist dem Gedichte in Gestalt kurzer, erklärender Noten, ein sicherer Wegweiser beigegeben worden.

Das glückliche Paar hat auf seiner Reise nach Arkadien bereits den Mittag des Lebens hinter sich; die Söhne sind fortgestürmt ins feindliche Leben und die Töchter beobachten schon eigene Kinder bei Palastspielen am Seeufer. Das irdische Arkadien ist gefunden, und zwar hat es ihre unwandelbare Liebe zur Wirklichkeit gemacht. Hand in Hand erwarten sie nun ihre Auflösung; ihre Grabsteine tragen späterhin die einfache Inschrift „Thou and I“ als ob noch unter dem Grase der Staub dem Staube eine Erklärung des innigen Zusammenhörens zuflüsterte. Dieses Gedicht hat durch den Londoner Redekünstler Clifford Harrison eine melodramatische Behandlung erfahren, der in maßgebenden Kreisen hohe Anerkennung gezollt wird.

Andere Nummern dieses Bandes sind „Chant Celestial“, ein Lobgesang auf die Güte Gottes, den ein alter Sänger

der Arthur'schen Tafelrunde vorträgt; „das Grab auf der Prairie", eine an farbenreichen Schilderungen reiche Phantasie aus dem abenteuervollen Westen; „die Freude des Kummers", ein Gedicht, dem die christliche Ansicht, daß der Gerechte viel leiden muß, zu Grunde liegt; „der Herr des Landes", eine packende Darstellung des allen Schmerz und Kummer stillenden Todes u. s. w. Unter den kleineren Liedern befinden sich einige lyrische Perlen, wie z. B. das „Lied eines Wanderers". Einige Uebersetzungen, darunter eine äußerst gelungene der Heine'schen Ballade von Olaf, bilden den Schluß dieses gemüthreichen Werkes.

1882 gab Tilton seine „Swabian Stories" heraus, die von der englischen wie deutschen Presse Amerika's mit einstimmigem Lobe begrüßt wurden. Er leitet diese gereimten schwäbischen Geschichten durch ein elegant geschriebenes Vorwort ein, dem wir Folgendes entnehmen: „Schwaben existirt auf den Landkarten nicht mehr. Das Schwabenland des 16. Jahrhunderts ist vom Württemberg des 19. überdeckt und verwischt worden; aber Schwaben als Name lebt noch auf den Lippen der Menschen, wie Albion, Erin, Gallien oder Columbien. Es ist aus der Erdbeschreibung verschwunden, um fortzubestehen in Gedächtnis und Phantasie. Unter dem patriotischen Volke, dessen Vaterland es bezeichnet, ist der Name gleichbedeutend mit Vaterlandsliebe. In Ulm und Eßlingen wird der stolze Sohn des Landes bei ruhiger Ueberlegung dir antworten: „Ich bin ein Württemberger"; in der Begeisterung aber ruft er aus: „Ich bin ein Schwabe." Das Volk der Schwaben ist ein ausdauernder, redlicher Menschenschlag voll Gemüth. Das malerische, hügelige Schwabenland, wenn auch nicht so groß und erhaben wie die Schweiz,

weiſt manche Gegend auf, die der Fremde, der ſie beſucht, nimmermehr vergeſſen wird. Die ſchwäbiſchen Alpen ſind der Fußſteig der Natur zu den Alpen der Schweiz; die beiden Länder werden von einander geſchieden bloß durch den Rhein und den Bodenſee; ein einziger Spiegel zeigt uns die Schönheiten beider Länder. In der zauberiſchen Einſamkeit der Thäler von Urach wohnen der Fuchs und das Reh im Bereiche der Dorfglocken. Der Schwarzwald bildet die verzauberte Grenze ſchwäbiſcher Romantik. Die ſchöne blaue Donau iſt ſchwäbiſchen Urſprungs. Der Neckar, der dem Vater Rhein ſich zuwendet, hat eine ſchwäbiſche Laufbahn. Und obſchon Deutſchland kein Hauptgarten der Welt wie England ſein mag, iſt doch, ſofern es in Deutſchland eine Gegend gibt, die mit Devonſhire verglichen werden kann, das liebliche Neckarthal eine ſolche. Wer Schwaben durchwandert zur Sommerzeit, wird Weinberge, Muſik und ländliche Fröhlichkeit finden, und manche zerfallene Burg, ſchöner in ihren Trümmern als im Neubau. Schwaben iſt das Land der alten Minneſänger. Es iſt das Land des alten Eberhard im Bart, den ſeine Landsleute verehren, gleichwie die Amerikaner ihren Waſhington. Es iſt das Land Kepler's, des großen Aſtronomen. Es iſt das Land von Tübingen und ſeiner alten Univerſität. Es iſt das Land von Schubart und Friſchlin und anderen Helden freier Rede. Es iſt das Land Danneckers, des Bildhauers. Und vor allen iſt es das Land Schillers, Wielands und Uhlands — drei Namen, zu deren bleibender Ehre die ganze Erde ein Denkmal iſt. Darum ſteht es feſt, daß Schwaben, wenn auch von der Erde verſchwunden, fortleben wird für immer in der Geſchichte, Sage und Dichtkunſt."

Wer dieſe Vorrede geleſen hat, lieſt auch ſicherlich die derſelben folgenden Gedichte, die den einfachen Ton der Volksballade glücklich getroffen haben. Tilton behandelt darin auch ächt volksthümliche Themen.

Es ſind leibhaftige Schwabengeſchichten in ſchönem, kernigem Engliſch. Da ſind: „Das Silberglöcklein von Stuttgart", „Der Eſel von Hohen Neuffen", „Die Mädchen und Weiber von Weinsberg", „Fritz Ottokars Jagdgeſellen", „Eberhard im Bart", „Der Gemsjäger", „Prinz Heinrichs Vorſchneidemeſſer" und eine Anzahl anderer Gedichte, im Weſen ſchwäbiſch, in der Erſcheinung engliſch. Horcht, wie das fließt, z. B. im letzten Verſe von „The Fate of Frischlin":

„What nobler soul on earth can be,
Or in the heaven above,
Than one who lives for liberty
And one who dies for love!
And since this nobleness was thine
Accept, O Bard, this lay of mine."

Anaſtaſius Grün ſagt in ſeinem bekannten Liede vom letzten Dichter, daß ſo lange der Sonnenwagen im Azurgleiſe ziehe, der Mond leuchte und ein Auge noch weinen und ein Herz noch brechen könne, die Göttin Poeſie auf Erden walle und ihre begeiſterten Anhänger habe. So fahren denn die Muſenſöhne beſtändig fort, trotz der ſcheinbar wachſenden Abneigung des Leſepublikums für gereimte Lektüre, ihre Lieder friſch und frei in die Luft zu hauchen. Das in unſerem Induſtrieleben herrſchende Geſetz von der Nachfrage und dem Angebote hat auf die poetiſche Produktion keine Anwendung und deshalb hören

wir auch nie, so sehr es vielleicht erwünscht sein dürfte, von einem Strike der Dichter.

Trotzdem nur gar Wenigen die Poesie zu einer melkenden Kuh, die sie mit Brod und Butter versieht, geworden ist, so gibt es doch selbst in dem sonst so praktisch angelegten Amerika gar viele — und ihre Zahl wächst von Tag zu Tag — die kein Opfer an Zeit und Geld scheuen, um ihr Herz in Liedern ausströmen zu lassen und die in dem Tone, der aus der Seele dringt, einen befriedigenden Schatz finden.

Zu den amerikanischen Dichtern der Gegenwart, die sich einer ausgedehnten Popularität erfreuen und deren Werke beständig Käufer finden, gehört auch Will Carleton, der Verfasser der „Farm-Balladen, welcher zuerst durch sein Gedicht „Betsey and I are out", das die Runde durch die gesammte amerikanische Presse machte, die Aufmerksamkeit des Publikums erregte. Er hatte dieses Gedicht anfangs der 70er Jahre im „Toledo Blade" erscheinen lassen und da man unter seinem Namen einen Pseudonym vermuthete, so meldeten sich dann bald gar Viele als die eigentlichen Verfasser. Aber der bis dahin der Welt unbekannte Will Carleton war kein Pseudonymus, sondern ein fünfundzwanzigjähriger Mann, der 1845 bei Hudson im Staate Michigan auf einer Farm geboren war und der sich mit großen Schwierigkeiten durch das Hillsdale College hindurchgearbeitet und sich dann der Journalistik gewidmet hatte. Zwar hatte derselbe schon vorher mehrere Gedichte größtentheils für festliche Gelegenheiten geschrieben und unter anderen auch ein vielfach rezitirtes Gedicht für den jährlichen Gräberschmückungstag verfaßt; populär im eigentlichen Sinne aber wurde er erst durch

genannte Farmballade, wozu er ſpäterhin unter dem tel „How Betsey and I made up“ eine gelungene Fort- ung ſchrieb. In ſeinem „Young Folks' Centennial ymes“ lieferte er ſeinen und zwar äußerſt matten Bei- ag zur amerikaniſchen Centennial-Literatur. Doch bald hrte er wieder zu ſeinen Schilderungen der Freuden d Leiden der weſtlichen Pioniere zurück und ſo iſt denn lmälig ſeine „Farmserie“ zu drei ſtattlichen Bänden an- ſchwollen, welche die Titel „Farm Ballads“, „Farm egends“ und „Farm Pastorals“ führen und mit guten luſtrationen geſchmückt im Harper'ſchen Verlage er- hienen ſind. Drei ſeiner in dieſer Serie enthaltenen auptgedichte ſind, beiläufig bemerkt, von Caspar Butz hr gut in das Deutſche übertragen worden und be- den ſich in deſſen „Gedichte eines Deutſch-Amerikaners“ hicago 1870).

„Betsey and I are out“ iſt ein von einem biederen jemann erzählter Beitrag zur Geſchichte der kleinen uslichen Wirren, die aber hier beinahe zu einer Schei- ng führten. Der Betreffende beklagte ſich beim Advo- ten bitter, daß er und ſeine Gattin ſeit geraumer Zeit ht mehr ſo recht harmonirten und je mehr ſie mit- ander über die Beweggründe ihrer häufigen Zerwürf- ſie argumentirten, deſto weniger kämen ſie ſchließlich zu ier friedlichen Uebereinſtimmung. Da ihn ſeine Frau och während ſeines Krankſeins treu gepflegt und über- upt eine brave Haushälterin geweſen iſt, ſo vermachte ihr die Hälfte ſeines Vermögens und dann auch ſein us, da ja ein Mann leicht in der Fremde ein Obdach den könne. Doch wünſcht er, daß er unter dem von n gepflanzten Ahornbaum vor ſeinem Hauſe dereinſt

begraben werde und knüpft daran den Wunsch, seiner Frau, von der er sich nun scheiden lassen will, möge dort auch ruhen, denn in der Stille des Grabes würden sie sicherlich friedlich miteinander auskommen. Doch die Versöhnung findet glücklicherweise schon früher statt, denn im Grunde genommen waren sich Beide jedoch nie recht gram gewesen. Carleton behandelt in jenem auf das Farmleben bezüglichen Gedichte überhaupt nur der Wirklichkeit entnommene Themata und versteht es, auch die Sprache jener einfachen Helden, trotzdem dieselbe oft an Slang erinnert, naturgetreu wiederzugeben. In allen seinen Gedichten herrscht eine optimistische Gesinnung und ein mit derselben eng zusammenhängender religiöser Ton, wie man ihn in idyllischen Gemälden einmal gewöhnt ist.

Carleton hat sich vor einigen Jahren in Brooklyn häuslich niedergelassen. Sein neuestes Werk „City Ballads" (1885) ist jedoch ein schwaches Produkt.

Im Jahre 1861 erschienen in einigen New-Yorker Zeitungen längere, schöngeistige Causerien über Wälder, Vögel, Fallenstellen, Fischen und Jagen, die „John Burroughs" unterzeichnet waren und die späterhin unter dem Titel „From the Back Country" in Buchform veröffentlicht wurden. Dieses Werkchen, das uns in anziehender Sprache mit den Geheimnissen und stillen Freuden des Heumachens nnd des Aepfelsammelns, kurzum mit allen landwirthschaftlichen Arbeiten bekannt machte, fand eine sehr günstige Aufnahme; denn Amerika hatte nun seinen Björnson gefunden, der das Farmleben mit dem Auge des Dichters ansah und der zugleich infolge seiner gemüthreichen Naturbetrachtungen als Schüler Thoreau's *gelten* konnte. Den Namen des Verfassers hielt man

anfangs für einen nom de plume; das Interesse an seinen Schriften jedoch dehnte sich natürlich auch bald auf seine Person aus und so berichteten dann bald die Zeitungen, daß jener Schriftsteller wirklich John Burroughs heiße und daß er im Jahre 1837 in Roxbury, Delaware County, Staat New-York geboren und auf einer Farm aufgewachsen sei. Er hatte die seinem elterlichen Hause zunächst gelegene Dorfschule besucht und sich in seinem 17. Jahre der Schulmeisterei gewidmet.

Im Jahre 1864 erhielt er eine gut zahlende Anstellung im Schatzdepartement zu Washington und ersparte sich in wenig Jahren so viel, daß er sich zu Esopus am Hudson ein paar Acker Land kaufen und darauf ein Haus bauen konnte. Dort lebt er nun ruhig seinen Liebhabereien. Das erste Buch, womit er vor die Oeffentlichkeit trat und das nun längst vergriffen ist, war „Notes on Walt Whitman as Poet and Person" (New-York 1867, 2. Auflage 1871), worin er sich zum Vertheidiger des Dichters der „Grashalme" aufwarf und das Verständnis derselben anzubahnen suchte. Seine übrigen, alle in Boston erschienenen Werke, wie „Winter-Sunshine", „Wake-Robin", „Locust and Wild Honey", „Pepacton" und „Birds and Poets", bestehen größtentheils aus frischen, anmuthigen und erquickenden Naturgemälden. In allen seinen Schilderungen weht ein stärkender Wald- und Wiesenduft und der Gesang der Vögel ist fast in jeder Zeile hörbar. Burroughs ist ein passionirter Fußgänger, der sich im heißesten Sommer wie im kältesten Winter in der freien Natur herumtreibt. Seine Schriften sind daher auch das Evangelium der Spaziergänger. In dem Werke „Winter-Sunshine" plaudert er allerliebst über Sonnenschein, Regen,

Blumen, Vögel und ähnliche bekannte Dinge des täglichen Lebens, denen ſchwer eine neue Seite abzugewinnen iſt. Man ſieht, er ſteht mit der geſammten Natur auf ſehr intimem Fuße; ſeine Fußtouren beſchreibt er ſo anſchaulich, daß man zuletzt glaubt, man nähme ſelber daran Theil. Seine große Vorliebe für die Neger hat auch nur in dem Umſtande ihren Grund, weil dieſelben beſſere Fußgänger als die Yankees ſind. Auf die Seebäder, d. h. auf unſere faſhionablen Badeorte, iſt er ſchlecht zu ſprechen und auf die Leute, welche dieſelben beſuchen, noch viel ſchlechter. Dort, ſagt er, bewegt ſich Niemand in der freien Luft; man ſieht Niemanden mit ſtaubigen Schuhen oder ſonnverbranntem Geſichte; daſelbſt ißt und trinkt man nur, kleidet ſich ſorgfältig nach der neueſten Mode und ſitzt dann und wann eine Stunde gähnend oder Zeitung leſend auf der Veranda eines Hotels. Das Ausgehen iſt plebejiſch; ſelbſt die unbedeutendſte Entfernung muß zu Wagen zurückgelegt werden. Burroughs hingegen beneidet aufrichtig den deutſchen Handwerksburſchen, der am Wanderſtabe die Welt durchmißt und dem Wind und Wetter alte, liebe Bekannte ſind. Auf der Landſtraße ſieht man noch die Menſchen wie ſie wirklich ſind und lernt ſie daher auch beſſer kennen.

Burroughs iſt mit den Spuren aller Thiere genau bekannt und weiß, wo ſie ein und ausgehen. Mit den Schlichen des Fuchſes iſt er beſonders vertraut und weiß über den ſchlauen Reinecke gar intereſſant zu plaudern. Jeder Naturlaut fordert ſeine Aufmerkſamkeit heraus. Wenn er nachts den Sturm heulen hört oder die Stimme eines Thieres vernimmt, ſo erhebt er ſich von ſeinem *Lager und* lauſcht ſo andächtig wie der frömmſte Methodiſt

in seiner Kirche, denn ihm sind diese Laute Sphärenmusik, die er als Dichter zu deuten versteht. Jedes seiner Bücher enthält mindestens zwei oder drei Kapitel über Vögel und wenn man die Beschreibung seiner Reise nach England liest, so kommt man unwillkürlich auf den Gedanken, er habe nur zu dem Zwecke den Ozean durchkreuzt, um die Bekanntschaft der europäischen Vogelwelt zu machen.

„Wake-Robin" ist ein Buch, welches das Studium der Ornithologie verallgemeinern soll. Darin zeigt er sich als ein unermüdlicher Beobachter der befiederten Sänger der Lüfte, der so „vogelsprachekund" wie Salomo ist. Etwas aber befürchten wir: der amerikanische Junge kann so wie so schon keinen Vogel sehen, ohne entweder nach einem Steine oder der Flinte zu greifen; liest er nun noch dieses treffliche Buch, so wird erst recht kein Vogel mehr vor ihm sicher sein.

In „Locust and Wild Honey" plaudert Burroughs in seiner bekannten, anziehenden Manier über Wetter, Erdbeeren, Bienen, Fische und selbstverständlich auch über seine Lieblinge, die Vögel. In jedes Nest, das er auf einem Baume entdeckt, blickt er hinein und erzählt uns dann, was er darin gesehen hat; mit den gefährlichsten wilden Bienen steht er auf vertrautem Fuße und keine derselben wagt es, ihn zu stechen. In dem Buche „Pepacton", das so nach dem Namen des Flüßchens in der Heimat des Verfassers getauft ist, haben wir frische Beschreibungen von Ausflügen zu Land und zu Wasser und treffliche Bemerkungen über die wahren und falschen Naturansichten berühmter Dichter. Nach haarsträubenden Abenteuern sucht man überall bei Burroughs vergebens; bei ihm ist alles friedlich und ruhig und man geräth

beim Lesen seiner Werke leicht in die sonntägliche Schäferstimmung, wie sie Uhland in einem seiner Lieder so wirksam geschildert hat.

In „Birds and Poets“ berührt er seine alten Themen aufs Neue und es scheint uns beinahe, als läse er die Werke der Dichter nur, um ihre Aussprüche über die Vögel zu sammeln. Die diesem Bande beigegebenen lesbaren Essays literarhistorischen Inhalts behandeln Emerson und seinen Lieblingsdichter Walt Whitman, dessen Vogelidylle „Out of the cradle endlessly rocking“ er ebenfalls als das erhabenste Gedicht seiner speziellen Gattung bezeichnet.

Der alte Napoleon sagte einst: „Man kratze einen Russen, und man findet einen Tartaren.“ Man wende nun diesen Ausspruch auf die meisten Schriftsteller Amerikas an, und er heißt: „Wer einen amerikanischen Schöngeist kratzt, wird einen Juristen finden.“ Ob dieselben zur gewünschten Zeit nicht die zum Lebensunterhalt erforderlichen Klienten fanden, oder ob ihnen die Juristerei in tiefster Seele verhaßt war, — einerlei, es blieb Allen wenigstens das Bedürfnis, sich der Menge zu zeigen und sich Gehör zu verschaffen. Auch Charles Dudley Warner (geboren 12. September 1829 zu Plainfield in Massachusetts) hatte sich ursprünglich der Jurisprudenz gewidmet und auch eine Zeit lang in Chicago als Advokat praktizirt. Als er jedoch seinen Wohnsitz nach Hartford in Connecticut (1860) verlegte, schüttelte er den Aktenstaub für immer ab und widmete sich der Schriftstellerei, die er seit jener Zeit mit wachsendem Erfolg kultivirt hat. Warner sieht das Leben stets von der Sonnenseite an und berücksichtigt die Widerwärtigkeiten des Lebens nur dann, wenn

ie ihm Stoff zu ſarkaſtiſchen Bemerkungen liefern. In einen anregenden und gemüthreichen Naturbetrachtungen ſt er allerdings weniger philoſophiſch, als der Sonder- ing und Einſiedler Thoreau; dafür aber iſt er heiterer und ſympathiſcher. Auch beeinträchtigt er den poetiſchen Genuß ſeiner Schriften nicht durch überflüſſige und werth- loſe Bemerkungen, die auf einer peinlich-minutiöſen Be- obachtung des alltäglichen Naturlebens beruhen, wie es z. B. John Burroughs thut, und in Folge deſſen ſind auch ſeine Werke viel populärer, als die jener beiden daſſelbe Genre kultivirenden Schriftſteller geworden.

In ſeinem reizenden Buche „Being a Boy“ ſagt er, daß es gerade kein Verdienſt ſei, ein Knabe zu ſein, doch gehöre immerhin ſchon Uebung dazu, um ein guter zu ſein; es frage ſich nun, ob ſich dieſe Anſtrengung lohne, da die Knabenzeit ja doch bekanntlich von ſehr kurzer Dauer ſei. Von dieſer Anſicht ausgehend, ſchildert er dann die Freuden und Leiden eines urwüchſigen Farmers- ungen zur Sommer- und Winterzeit; er zeigt uns den- elben in ſeinem Umgang mit Kühen und Ochſen, und ißt uns Zeuge ſeines Sehnens und Hoffens in der goldnen eit ſeiner erſten Liebe ſein. In ſeinen zahlreichen ſar- aſtiſchen Ausfällen auf die politiſchen und ſozialen Um- nd Uebelſtände der Gegenwart, deren er ſich ſo wenig wie ie Katze des Mauſens enthalten kann, trifft er meiſtens- heils den Nagel auf den Kopf, und hat daher auch ſtets ie Lacher auf ſeiner Seite.

In den „Backlog Studies“ macht er eingangs die Bemerkung, daß das jetzige Farmerleben von dem aus der Zeit, da die Vorväter noch ihre Raſirmeſſer auf dem Lederrücken der alten Familienbibel ſchärften, ſehr ver-

ſchieden ſei, womit er aber unter keiner Bedingu
deuten will, daß jetzt jede öffentliche wie private
verſchwunden ſei. Warner's Plaudereien am He
über Literatur, Architektur, Sonntagsſchulen, Religi
Schauſpielkunſt zeigen wenigſtens, daß das alte, t
Puritanerthum einem geſunden Humor und einer lib
Weltanſchauung Platz gemacht hat, und daß alſ
Grund vorliegt, der alten Zeit die ſprichwörtlich
zeichnung „gut" zu vindiziren.

In dem köſtlichen Buche „My Summer in a G
erzählt er die Erlebniſſe eines Städters, der ſich „
negotiis" während der Sommerzeit auf die Gärtner
legt und dadurch allerlei unvorhergeſehene Abente
beſtehen hat. Schon als Kind, ſagt der Verfaſſer,
wir den Schmutz und beſchäftigen uns auf allerlei
damit; ſo lange wir ſchmutzig ſind, ſind wir rein.
wir dann ſpäterhin in der Welt herumgefahren ſi
allerlei Heil und Unheil angerichtet haben, erwa
uns wieder, wie Cicero in ſeinem Buche über das
ſagt, die Luſt zum Landbau, und wir kehren, wer
können, wieder zur Beſchäftigung mit der frie
Scholle zurück und glauben ſteif und feſt, daß Antä
paſſionirter Landmann geweſen ſei. So liebt auch
die landwirthſchaftliche Beſchäftigung und ſegnet ſie,
er nicht zu viel davon hat.

Wenn irgend etwas auf Erden dazu angeth
den Menſchen in die Geheimniſſe der Tugend und
ſophie einzuweihen, dann iſt es die Privatgärtnere
Garten iſt ein Moralprediger, der Geduld und Aus
lehrt und ſtets auf die Zukunft verweiſt. Warner'
„My Summer in a Garden" bildet ein humori

itenſtück zu Greeley's ernſtgemeinten Werk „What I ow about Farming"; doch kommen die praktiſchen Reſulte, die dieſe beiden Schriftſteller als Schollenbauer erlten, ſo ziemlich auf Eins heraus.

In den Reiſeplaudereien „Baddeck" und „In the ilderness" erzählt uns Warner ſeine harmloſen Abenuer, die er während der Sommermonate in den Neuglland-Staaten und in Kanada erlebte und in dem Werke Saunterings" gibt er uns ſeine Reiſeeindrücke aus Europa. ein längerer Aufenthalt in Deutſchland veranlaßte ihn der Bemerkung, daß Jeder, der die Deutſchen genau nne, ſie unbedingt lieben müſſe.

Ein längerer Aufenthalt im Orient gab ihm Stoff den beiden Werken „In the Levant" und „My Winter the Nile", die, da Reiſeſchriften, welche das heilige nd behandeln, in Amerika ſtets gern geleſen werden, ungemein zahlreichen Exemplaren verbreitet wurden.

Außerdem veröffentlichte Warner eine Lebensgeſchichte pt. Smith's, des alten, bekannten, amerikaniſchen Pioers. Sein verdienſtvollſtes Unternehmen aber iſt die rausgabe der „American Men of Letters", einer Serie graphiſch-kritiſcher Werke, für die er die beſten literaſchen Kräfte Amerika's gewonnen hat. Er ſelber ſchrieb für eine äußerſt anziehende und lehrreiche Biographie aſhington Irvings, des Lieblingsſchriftſtellers der ameriniſchen Nation.

Historiker.

Wenn der Durchschnitts-Amerikaner vor dem Auftreten des Historikers Motley den Namen „Holländer" hörte, so dachte er dabei gewöhnlich an die von Washington Irving gezeichnete Figur des sonderbaren Dietrich Knickerbocker und ein mitleidiges Lächeln stahl sich unwillkürlich auf seine Wangen; Motley aber hat das Unheil, das jener gutmüthige Satiriker angerichtet hat, dadurch glänzend beseitigt, daß er dem Volke, das dem Meere seine Heimath abtrotzte und das dieselbe späterhin von einem noch gefährlicheren Tyrannen als dem nassen Elemente heldenmüthig befreite, seine historische Würde wiedergab und dem von Irving so hochkomisch ausgestatteten Stuyvesant die treu gezeichneten Helden Wilhelm der Stille und Johann von Barneveld gegenüber stellte.

John Lothrop Motley wurde am 15. April 1814 zu Dorchester in Massachusetts geboren. Da seine Eltern sehr wohlhabend waren, konnten sie ihm eine ausgezeichnete Schulbildung angedeihen lassen und dieselbe erhielt er *dann unter* Anderem auch an der von Cogswell und dem

äterhin so berühmt gewordenen Historiker Bancroft zu
bund Hill geleiteten Anstalt. Motley lernte, was ihm
erade gefiel; er besaß ein leicht erregbares Temperament
nd sein Fleiß war gerade nicht lobenswerth. Doch er
egriff sehr leicht, besonders fremde Sprachen und nahm
auptsächlich Interesse am deutschen Unterrichte, den Ban-
:oft, der damals einer der wenigen Amerikaner war,
elche Deutsch verstanden, selber leitete.

1827 bezog Motley das Harvard College, strengte
ch aber auch dort nicht sonderlich mit dem Studiren
n. Er las gern historische Novellen, übersetzte einige
edichte Goethe's in das Englische und hielt auch einst
ei einer Klassenfeierlichkeit eine begeisterte Rede über
en deutschen Altmeister. Die Jahre 1832 und 1833
rachte er auf den Universitäten Göttingen und Berlin zu.
n erstgenannter Stadt machte er auch die Bekanntschaft
Bismarck's und letzterer lieferte über ihn in einem an
Dr. Holmes in Boston gerichteten Briefe folgende Mit-
heilungen:

„Motley studirte im Allgemeinen fleißiger als die
eisten Corpsmitglieder. Er sprach nicht besonders gut
eutsch, glänzte aber trotzdem doch durch eine geistreiche
nterhaltung. Im Herbste 1833 zogen wir zur Fort-
tzung unserer Studien nach Berlin und wohnten daselbst
sammen in einem Hause in der Friedrichstraße. Motley
ollte damals Goethe's „Faust" übersetzen und versuchte
s auch, deutsche Original-Gedichte zu schreiben."

Motley lag in Deutschland hauptsächlich dem Studium
:r Jurisprudenz ob, doch beeilte er sich nach seiner 1834
:folgten Rückkehr nach Amerika nicht im Mindesten,
lienten zu gewinnen, denn seine Mittel erlaubten es

ihm, auch ohne eine Berufsthätigkeit sorgenfrei leben zu können. 1837 verheiratete er sich mit einer Tochter von Park Benjamin und 1839 ließ er den zweibändigen Roman „Morton's Hope" erscheinen, der ungelesen blieb und von den Kritikern, die sich die Mühe nahmen, überhaupt ein paar Zeilen darüber zu schreiben, einstimmig verurtheilt wurde. Dieser Roman hat jedoch insofern eine Bedeutung, als der Held desselben, Morton nämlich, nichts anderes als das getreue Konterfei Motley's in seiner Sturm- und Drangperiode ist. Morton, der sich als Kind ein Puppentheater einrichtet, der als Knabe ein unersättlicher Leser alter Balladen und Historien ist und der als ehrgeiziger, ruhmsüchtiger Jüngling eine neue Welt erobern, organisiren und regieren und ihr Dichter und Geschichtsschreiber werden will, Morton, der stets mit der Feder hinter dem Ohre frühstückt und in Gesellschaft eines tischgroßen Folianten dinirt — das ist der junge Motley selber, mit seinem Wissensdurst und seiner Sucht nach Auszeichnung und Ruhm.

1841 wurde Motley zum Sekretär der amerikanischen Gesandtschaft in Petersburg ernannt, und reiste nach dem Orte seiner Bestimmung ab. In Rußland gefiel es ihm jedoch nicht im Geringsten und da seine Ausgaben mit den Einnahmen in sehr ungünstigem Verhältnisse standen und sich auch das Heimweh bei ihm einstellte, so kehrte er schon nach wenigen Monaten nach Amerika zurück. Nun widmete er sich vorzugsweise historischen Studien und schrieb einige Aufsätze für die „North American Review", die bereits alle seine hervorragenden Eigenschaften als Historiker, nämlich einen fließenden, poetischen Stil und *lebensgetreue* Zeichnungen seiner Helden, im hellsten

ichte zeigen. Auch war Motley einer der Ersten, der uf die wahre Bedeutung des französischen Romanciers alzac, der so lange vergeblich nach Anerkennung gestrebt atte, hinwies.

Motley's zweite Novelle, nämlich „Merry Mount", nd schon günstigere Aufnahme; die Kritiker beschäftigten ch eingehend mit ihr und prophezeiten, daß der junge utor doch noch als Romanschriftsteller sein Glück machen ürde.

Motley hatte bereits 1846 angefangen, Material zu u einer umfangreichen Geschichte Hollands zu sammeln; a ihm dasselbe aber nicht für die Ausarbeitung seines rojektirten Werkes genügte, so begab er sich 1851 mit einer Familie nach Europa und durchstöberte besonders die Bibliotheken und Archive von London, Berlin, Dresden, Brüssel u. s. w. nach weiteren Dokumenten. Er entfaltete einen wahren Riesenfleiß, so daß schon 1856 sein „Rise of the Dutch Republic" in drei großen Octavbänden druckfertig war.

Da Murray, der bekannte Londoner Verleger, die Publikation dieses Werkes nicht übernehmen wollte, so ließ es Motley auf seine eigenen Kosten drucken und übergab den Vertrieb John Chapman, einem anderen Verlagsbuchhändler in London. Das Werk fand die günstigste Aufnahme und Murray gestand dem Verfasser später ein, eine nicht zu entschuldigende Unterlassungssünde begangen u haben und bat ihn dringend, ihm doch jedes zukünftige Werk zur Veröffentlichung zu überlassen.

Die Harper'sche Verlagshandlung in New-York veranstaltete augenblicklich eine amerikanische Ausgabe dieses Werkes; Guizot beaufsichtigte eine französische Uebersetzung

desselben und schrieb eine geistreiche Einleitung dazu; außerdem wurde es ins Deutsche, Holländische und Russische übertragen.

Innerhalb eines Jahres wurden von diesem Werke in England, woselbst ihm der Historiker Froude in der „Westminster Review“ eine eingehende und liebevolle Besprechung gewidmet hatte, gegen 15,000 Exemplare verkauft und auf den bisher unbekannten Verfasser regnete es nun förmlich ehrenvolle Auszeichnungen aller Art. Alle Kritiker stimmten darin überein, daß Motley die Physiognomie der von ihm behandelten Epoche gründlich studirt und daß er vollendete Porträts der betreffenden historischen Persönlichkeiten geliefert habe. An Kraft der dramatischen Darstellung kommt ihm wohl Carlysle gleich, übertrifft ihn aber nicht, und was bei Motley so außerordentlich wohlthuend wirkt, ist seine aufrichtige Freiheitsliebe und sein bitterer Haß gegen alle geistliche und weltliche Tyrannei.

Ermuthigt durch diesen außerordentlichen Erfolg, machte sich Motley nun an die Ausarbeitung der „History of the United Netherlands“, von der bereits schon 1860 die beiden ersten Bände erschienen. Das ganze Werk besteht aus vier Bänden, welche die Zeit von Wilhelm dem Stillen bis zum zwölfjährigen Waffenstillstand (1609) behandeln.

Als der amerikanische Bürgerkrieg ausbrach, veröffentlichte Motley in der Londoner „Times“ mehrere zeitgemäße Abhandlungen, die nicht wenig dazu beitrugen, die Vorurtheile der Engländer gegen Amerika zu beseitigen und die Lincoln bewogen, den Verfasser zum *amerikanischen* Gesandten in Oesterreich zu ernennen.

In Wien verlebte nun Motley sechs volle Jahre, eine Zeit, die er zu der glücklichsten seines Lebens rechnete. Mit dem Kaiser von Oesterreich stand er auf vertrautem Fuße; dem Bruder desselben, dem unglücklichen Maximilian aber war er nicht im Mindesten gewogen und entwarf auch einst eine Schilderung von ihm, die nichts weniger als schmeichelhaft war.

Daß Motley auch in den Künsten der Diplomatie bewandert war, zeigte er durch seine geschickte Beseitigung der betreffs Maximilian's entstandenen Differenzen zwischen Oesterreich und Amerika.

Wie so viele verdienstvolle Männer, so wurde auch Motley unter der Präsidentschaft des Renegaten Andrew Johnson gezwungen, seine Resignation einzureichen. Ein gewisser George W. McCracken — ob derselbe eine wirkliche oder fingirte Persönlichkeit war, ist nie genügend festgestellt worden — hatte nämlich von Paris aus an ein New-Yorker Blatt einen Artikel gesandt, in welchem die amerikanischen Vertreter an den europäischen Höfen, besonders aber Motley, in der gehässigsten Weise angegriffen wurden. Wer Hawthorne's Erlebnisse als Consul in Liverpool gelesen hat, weiß, welchem abscheulichen Spioniersystem die amerikanischen Beamten im Auslande ausgesetzt sind und wie sehr sie gezwungen sind, selbst im vertrauten Kreise ein jedes Wort auf die Goldwage zu legen.

Motley aber hatte die Gewohnheit, sich über jede Frage rückhaltslos auszusprechen und da er außerdem den professionellen Politikern stets mit einer gewissen aristokratischen Würde gegenüber trat, so hatte er sich allmählich, ohne daß er es ahnte, zahlreiche Feinde

geschaffen, die im Geheimen auf seine Beseitigung wirkten. Motley reichte also seine Resignation ein, die natürlich augenblicklich acceptirt wurde.

1867—68 erschienen die beiden letzten Bände seiner Geschichte der Vereinigten Niederlande. Wenn er darin auf diplomatische Intriguen zu sprechen kommt, führt er eine derbe, beißende Sprache; stets aber zeigt er sich als aufrichtiger Freund der Freiheit und des Fortschrittes, der in jedem Kämpfer für diese Ideale einen treuen Kameraden sieht.

Als General Grant zum Präsident der Vereinigten Staaten gewählt wurde, erhielt Motley die Gesandtschaftsstelle am englischen Hofe. Dieser Ehre erfreute er sich jedoch nur kurze Zeit. Motley war ein intimer Freund Charles Sumner's und da dieser Staatsmann die Pläne Grant's zu oft durchkreuzte, ohne daß man ihm etwas anhaben konnte, so wollte man wenigstens seinen Freund den Zorn des Gewaltigen fühlen lassen und zwar dadurch, daß man ihn auffallend schnell von seinem Posten entfernte.

Motley blieb in London und veröffentlichte sein zweibändiges Werk „Life and Death of John of Barneveld", welches gleichsam als Einleitung zu seiner projektirten Geschichte des dreißigjährigen Krieges dienen sollte. Die Vollendung dieses Werkes, welches seine historischen Studien zum Abschluß bringen sollte, erlebte er jedoch nicht. Als Motley im Jahre 1875 zum letzten Male zu einem kurzen Besuche nach Amerika kam, sah er gar kränklich und schwächlich aus; er litt an der Bright'schen Nierenkrankheit und starb am 29. Mai 1876 zu Doretshire in England im Hause seiner verheirateten Tochter, der Frau

eridan. Er ward auf dem Kensal Green Cemetery in
: Nähe Londons an der Seite seiner Gattin, die zwei
hre vor ihm gestorben war, beerdigt.

Motley war ein Mann von ausgeprägter Individualität; als Politiker konnte er wohl unter Lincoln, ht aber unter Johnson und Grant Carriere machen. ie wissenschaftlichen Institute des In- und Auslandes rten sich dadurch, daß sie seinen Namen auf die Liste r Ehrenmitglieder setzten und ihm die höchsten Ehrenel verliehen. *)

Außer Motley hat sich auch der amerikanische Poliker Henry Cruse Murphy (geb. 10. Juli 1810 in rooklyn, gest. am 1. Dezember 1882 daselbst) um die eschichtsschreibung der Holländer große Verdienste erorben; letzterer jedoch beschäftigt sich hauptsächlich mit r früheren Geschichte der Holländer, soweit sie die Beblung Amerika's betraf.

Nachdem Murphy das Columbia College in Nework absolvirt hatte, widmete er sich dem Studium der echtswissenschaft und ward 1833 zur Ausübung derselben gelassen. 1834 wurde er städtischer Anwalt von Brooklyn d nachdem er in den darauffolgenden Jahren mehrere renämter bekleidet hatte, ward er 1842 zum Mayor ser Stadt und in demselben Jahre auch als Mitglied s Kongresses erwählt. Als im Jahre 1852 die Demoten den General Pierce zu ihrem Präsidentschaftsndidaten ernannten, fehlte Murphy nur eine Stimme

*) Motley's Leben ist von O. W. Holmes (Boston 1881) einend beschrieben worden. Seine Korrespondenz wurde 1889 in w-York von G. W. Curtis in zwei Bänden herausgegeben; von selben erschien auch eine deutsche Uebersetzung in Berlin.

und er hätte die Nomination erhalten. 1857 wurde er vom Präsidenten Buchanan als Gesandter nach den Niederlanden geschickt und blieb in dieser Stellung, bis ihn Lincoln abrief. Nach seiner Rückkehr wurde er auf sechs aufeinander folgende Termine in die Staatslegislatur gewählt, und während dieser Zeit agitirte er mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln für den Bau einer Brücke über den Eastriver, wodurch die beiden Städte Brooklyn und New-York enger verbunden werden sollten.

Während seines Aufenthaltes in den Niederlanden durchstöberte Murphy alle holländischen Archive, um historisches Material zu finden, das über die Besiedlung Long Islands durch die Holländer neue Aufschlüsse gewähre. Einen Theil seiner Forschungen legte er in Abhandlungen nieder, die in „The North American Review", „The Democratic Review" und im „Historical Magazine" erschienen; auch übersetzte er damals De Vries' „Reise von Holland nach Amerika 1632—1644" in das Englische und der New-Yorker Bücherfreund James Lenox ließ dieses Werk 1853 in prachtvoller Ausstattung auf eigene Kosten drucken. Vom Original dieses Werkes befand sich damals nur ein Exemplar in Amerika und dieses gehörte den oben erwähnten Lenox.

1854 übersetzte und veröffentlichte Murphy zwei ältere holländische Flugschriften, die sich auf die Kolonien in Amerika bezogen. Auch schrieb er für Privatcirculation Abhandlungen über Hendrik Hudson und dessen Reisen, sowie über Jakob Strenham, den ersten Dichter der neuen Niederlande. 1864 veröffentlichte er „Poetry of Nieuw-Nederlandt: comprising Translations of Early Dutch Poems *relating* to New-York, with Memoirs", ein Werk, das

der 1875 vom Bradford-Club veröffentlichten „Antho-
y of New-Netherland“ eine werthvolle Ergänzung fand.
e in diesen beiden Werken enthaltenen Uebersetzungen
d durchgängig gelungen und ist auch auf die sie be-
itenden historischen Notizen große Sorgfalt verwendet
rden.

In den letzten Jahren seines Lebens war Murphy
it der Ausarbeitung einer „History of Early Maritime
iscovery in America“ beschäftigt; doch ist dieses Werk
ber unvollendet geblieben. Nur ein größeres Kapitel
sselben erschien in Buchform, nämlich „The Voyage of
errazzano“ (1875).

John Foster Kirk, ein leider in Amerika wenig
kannter, dafür aber in Europa desto höher geschätzter
istoriker, hat sich durch sein monumentales Werk über
rl den Kühnen von Burgund als Geschichtsforscher
sten Ranges dokumentirt.*)

Kirk wurde im Jahre 1824 zu Fredericktown in
w-Brunswick geboren und erhielt eine gediegene klassische
sbildung. 1842 ging er nach Boston und war elf Jahre
g der zuverlässigste Mitarbeiter Prescott's, von dessen
erken er auch vor einigen Jahren eine neue Ausgabe
anstaltete. Prescott hielt mit Recht große Stücke auf
r und unterstützte ihn auch reichlich mit Rath und That
i der Ausarbeitung des genannten Geschichtswerkes.

Kirk machte zwei Reisen nach Europa und durch-
schte besonders die Archive der Schweiz und Frank-
chs fleißig; er setzte sich in den Besitz werthvollen, bis

*) History of Charles the Bold, Duke of Burgundy. 3 Bde.
iladelphia 1864.

jetzt unbenutzten Materials, wodurch er also seinem Werke dauernden Werth verlieh. Dasselbe erschien 1864 in drei starken Oktavbänden zu Philadelphia. Kirk hatte sich unstreitig ein schwieriges Thema gewählt; auch kann man es kein dankbares nennen, denn das Interesse für die betreffende Episode scheint so ziemlich eingeschlummert zu sein. Mit kräftigen Strichen zeichnet er seinen kriegsmuthigen, aber unbesonnenen, hartnäckigen und von wilder Herrscherbegierde besessenen Helden, der in seinem kühnen Bestreben, das Herzogthum von Burgund zu einem gallisch-belgischen Königreiche zu erweitern, elendiglich sein Leben einbüßte. Die Zustände Frankreichs ausgangs des 14. und anfangs des 15. Jahrhunderts werden anschaulich geschildert und das Bild des arglistigen und verschmitzten Ludwig des XI. ist vielleicht niemals getreuer gezeichnet worden.

Die Schlacht von Nancy, in welcher Karl der Kühne sein Leben verlor, wird mit dramatischer Lebendigkeit geschildert, so daß der Leser glaubt, er sei selber Zeuge jenes blutigen Gemetzels. Auch den mitwirkenden geschichtlichen Personen untergeordneter Bedeutung läßt Kirk volle Gerechtigkeit widerfahren, so daß wir also in seinem Werke eine Arbeit lobenswerthen Fleißes und gründlicher und gewissenhafter Forschung vor uns haben. Schade, daß wir von ihm nur dies eine Werk zu registriren haben!

Seit längeren Jahren ist Kirk Redakteur von Lippincott's „Monthly".

Henry Coppée, Präsident der Lehigh Universität von Pennsylvanien, zählt auch zu den Historikern der Neuzeit, denn er hat eine zweibändige „History of the

Conquest of Spain by the Arab-Moors (Boston 1881) erscheinen lassen. Er hatte sich während der Jahre 1846 bis 1848 in Mexiko aufgehalten und die dortigen Spuren der alten, muthigen Conquistadoren hatten ihm solches Interesse eingeflößt, daß er sich in seinen Mußestunden dem Studium jener interessanten Epoche widmete und sich in den Besitz werthvoller literarischer Hilfsmittel setzte. Die Eroberung Mexiko's hatte jedoch bereits in Prescott einen klassischen Darsteller gefunden, dafür aber war das spanische Mutterland reich an romantischen Perioden und so beschloß denn Coppée schließlich, sich die Eroberung Spaniens durch die Mauren zum Thema einer geschichtlichen Behandlung zu wählen. Hier brauchte er wenigstens nicht den Einfluß eines andern Amerikaner's, Washington Irving's nämlich, zu befürchten.

Coppée liefert in seinem Werke ein anschauliches, lebendiges Bild der Völker und Zustände Spaniens während der Glanzperiode der Mauren; seine Sprache ist anziehend und erfrischend und die Darstellung einzelner Episoden ist oft von dramatischer Wirkung. Leider aber ist dieses Werk durch ungemein zahlreiche Druckfehler entstellt und historische Treue kann man schon deshalb nicht darin erwarten, weil sich der Verfasser zu viel auf J. A. Condé's „Historia de la dominacion de los Arabes en España" verlassen hat. Dieses Quellenwerk wimmelt von Irrthümern; Condé arbeitete nach arabischen Dokumenten, ohne jene Sprache gründlich zu verstehen. Er fälschte die Data hundertweis und erfand historische „Thatsachen" tausendweis; aus einem Individuum machte er zuweilen zwei oder sogar drei verschiedene Personen. Hätte Coppée

sich mit den Ansichten der Orientalisten Renan, Fleischer und Drozy betreffs dieses Quellenwerkes rechtzeitig vertraut gemacht, so würde er es sicherlich nicht zu seinem hauptsächlichsten Führer gewählt haben. Außerdem hat er noch einige andere Werke von zweifelhafter Zuverlässigkeit benutzt; einige wirklich gediegene Werke hingegen, wie z. B. Lembke's und Schäfer's „Geschichte Spanien's", die fünfte und sechste Abtheilung von Felix Dahn's „Könige der Germanen" und R. St. Hilaire's spanische Geschichte, die Frucht fünfzigjähriger Studien, scheinen ihm ganz unbekannt geblieben zu sein.

Recht interessant und prächtig geschrieben sind die Kapitel über die arabische Civilisation in Spanien, aber auch hier hätte Coppée viel Gründlicheres liefern können, wenn ihm Schack's „Poesie und Kunst der Araber" und Contreros' „Monumentos Arabes" (Madrid 1878) bekannt gewesen wären.

Coppée hat außerdem die begleitenden Texte zu zwei, in Philadelphia erschienenen Prachtwerken, nämlich „Gallery of Famous English and American Poets" und „Gallery of English and American Women famous in Song" geschrieben. Auch ist er Verfasser einer englischen Literaturgeschichte (Philadelphia 1877), die insofern von den herkömmlichen, für den Schulgebrauch bestimmten Lehrbüchern abweicht, als er sein Thema mehr vom kulturhistorischen Standpunkte aus behandelt.

Henry Coppée wurde am 15. Oktober 1821 zu Savannah in Georgia geboren; er studirte auf dem Yale College und der Militärakademie zu Westpoint und diente während des mexikanischen Krieges im amerikanischen Heere. Nachdem er alsdann mehrere Jahre Lehrer der

ranzöſiſchen Sprache in Weſtpoint geweſen war, übernahm er die Profeſſur der ſchönen Wiſſenſchaften an der Univerſität von Pennſylvanien. Gegenwärtig iſt er, wie bemerkt, Präſident der Lehigh-Univerſität.

Auf dem Gebiete der Kirchengeſchichte hat der Verleger mediziniſcher Werke, Henry C. Lea zu Philadelphia, wirklich Ueberraſchendes geleiſtet, beſonders, wenn man dabei in Anbetracht zieht, daß demſelben als Vorſteher einer der bedeutendſten Verlagsbuchhandlungen Amerika's ſicherlich die Zeit für tiefe und umfaſſende Lieblingsſtudien ſehr knapp zugemeſſen war. Und doch hat er ſeine an älteren kirchengeſchichtlichen Werken ſo überaus reiche Privatbibliothek, über die ſich in Nr. 9, 10 und 11, Vol. II von Robinſon's „Epitome of Literature" (1878) ein bibliographiſcher Bericht befindet, mit einem Fleiße benützt, der einem ſtubenhockenden Profeſſor Deutſchlands zur Ehre gereicht hätte. Lea's „An Historical Sketch of Sacerdotal Celibacy in the Christian Church", ein umfaſſendes auf dem gründlichſten Studium der Originalquellen beruhendes Werk, iſt bis jetzt das einzige Buch, das ſeinen Gegenſtand vom ausſchließlichen Standpunkte des objektiven Kirchenhiſtorikers behandelt. Die bisherigen die Eheloſigkeit der chriſtlichen Geiſtlichen behandelnden Schriften, ſind größtentheils polemiſchen Karakters. Lea aber gibt als vorurtheilsfreier Forſcher ausſchließlich hiſtoriſche Thatſachen.

Da ſich das Chriſtenthum hauptſächlich mit dem Himmel beſchäftigt und das irdiſche Leben nur als eine Vorſchule für denſelben betrachtet, ſo hat es auch der bibliſche Spruch: „Habt nicht lieb die Welt" zu einer ſeiner Hauptlehren gemacht. Das Fleiſch muß gegeißelt

werden, damit die Seele keinen Schaden nehme. Diese Weltverachtung war dem Judenthum und Heidenthum fremd und sah besonders gerade das erstere, in dem Besitze weltlicher Güter ein Zeichen der speziellen Gnade Jehovas. Die aus dem eben angeführten Bibelspruche resultirende christliche Askese trug bekanntlich gar sonderbare Früchte, besonders aber als Zeno, ein Bischof von Verona, im vierten Jahrhundert lehrte, daß es der größte Ruhm der christlichen Tugend sei, die Natur mit Füßen zu treten. Was also der himmlischen Aufgabe des Menschen hinderlich sei, müßte unterdrückt werden. In dieser Ansicht wurzelt nun auch die geistliche Eheloſigkeit, die bekanntlich auch im Apostel Paulus einen Vertheidiger fand, wohingegen das alte Testament jenem Stand bekanntlich abhold ist. Die Spartaner hielten die Hagestolzen unwürdig, der Republik zu dienen und ließen sie daher manchmal von Frauen öffentlich auspeitschen; Lycurgus schloß sie von allen Militär- und Civilämtern aus.

Lea stellte übrigens nur die Eheloſigkeit der christlichen Kirche und die der Einführung derselben vorhergehenden Streitigkeiten objektiv dar und seine Beleſenheit in den älteren lateiniſchen, spaniſchen und franzöſiſchen Historikern ist wahrlich erstaunlich. Seine zahlreichen Hilfsquellen hat er mit kritiſcher Schärfe benützt und wohl konnte daher der Engländer Lecky in seiner „History of European Morals“ sagen, daß ihm kein zweites Werk bekannt sei, das ein solch getreues Bild der moraliſchen Zustände des Mittelalters liefere. Gern hätten wir gesehen, wenn Lea auch dem phyſiſchen Einfluſſe, welcher mit der Befolgung der Ansicht des Apostels Paulus verknüpft ist, einige Worte gewidmet, was an der Hand

ſtatiſtiſcher Thatſachen ſein Werk ſicherlich zu keiner Parteiſchrift gemacht hätte. Schon vor 2000 Jahren machte Hypokrates auf die Gefahren der Eheloſigkeit aufmerkſam und Hufeland berichtet in ſeiner „Lebensverlängerungskunſt", daß alle Männer wie Weiber, die ein wirklich hohes Alter erreichen, mehr als einmal verheiratet waren. Die auf ſtatiſtiſchen Angaben beruhenden Angaben des Dr. Stark, des Generalregiſtrators von Schottland, die ſo großes Aufſehen in der wiſſenſchaftlichen Welt machten, hätten da leicht benutzt werden können, wenn Lea überhaupt anders als eine Geſchichte des Cölibates der Geiſtlichen hätte liefern wollen.

1878 ließ Lea die dritte, verbeſſerte Auflage ſeines im Selbſtverlage erſchienen Werkes „Superstition and Force" erſcheinen. Daſſelbe enthält die Aufſätze „Der Rechtsbeweis durch den Schwur", „Der Rechtsbeweis durch Zweikampf", „Das Ordeal" und „Die Tortur". Auch dieſes Werk iſt eine wahre Schatzkammer hiſtoriſcher Nachrichten aus dem Mittelalter.

Auch das dritte Werk des Verfaſſers, „Studies in Church History" (Philadelphia 1869), welches Aufſätze über die Entwicklung der päbſtlichen Herrſchaft, die Privilegien der Geiſtlichen und die Exkommunikation enthält, iſt die Frucht jahrelangen Fleißes und geduldigen Quellenſtudiums. Hier wie überall ſteht der Verfaſſer auf unparteiiſchem Standpunkte, der in der Darſtellung der geſchichtlichen Wahrheit ſeine Hauptaufgabe erblickt. Lea's „History of the Inquisition of the Middle Ages" (3 Bde., New-York 1888) muß zu den beſſern Werken gerechnet werden, die über jenes Thema exiſtiren.

Frederick Douglas, der Demoſthenes der ſchwarzen

Raſſe Amerika's, legte einſt in einer Rede den Negern dringend an's Herz, ſich doch ja etwas mehr mit Politik zu befaſſen und ſich durch gemeinſames Auftreten ſolche Bedeutung zu erringen, die ſie infolge ihrer Verdienſte um die Union und ihrer numeriſchen Stärke wohl beanſpruchen könnten. Es gab eine Zeit, da wetteiferten republikaniſche Staatsmänner mit einander, um dem Neger einflußreiche politiſche Aemter zu verſchaffen; ſei es nun infolge der traurigen Erfahrungen, die man mit einigen machte, oder ſei es infolge der ſtets wachſenden Zahl der anſpruchsvollen weißen Aemterjäger — kurzum, die Stimmung gegen die Neger iſt in der Neuzeit in das Gegentheil umgeſchlagen und man gibt ſich nicht einmal mehr die Mühe, ſie mit billigen Verſprechungen und Vertröſtungen auf die Zukunft abzuſpeiſen. Der blutige Bürgerkrieg hat ihnen gegen den inneren Wunſch ſo mancher, vielleicht der meiſten weißen Bürger die politiſche Gleichberechtigung gebracht; ſie haben das paſſive und aktive Wahlrecht erhalten, was aber die Vertheilung der Aemter anbelangt, da läßt man ſie gerne leer ausgehen und noch viel weniger will man von einer ſozialen Gleichberechtigung etwas wiſſen. Die Irländer ſtimmen Mann für Mann das demokratiſche Ticket; ſie gehen als eine kompakte Maſſe in den politiſchen Wahlkampf und ſorgen dadurch dafür, daß ſie bei der Austheilung der Beute nicht zu kurz kommen; der Neger hingegen bildet das zuverläſſige Anhängſel der republikaniſchen Partei, kann aber gehen, nachdem er am Stimmkaſten ſeine Schuldigkeit gethan hat. Wie einſt ſein Stammverwandter Simon von Cyrene, der Jeſum das Kreuz nach Golgatha ſchleppte, ſo muß er *ſich jetzt* wieder mit der untergeordneten Rolle des Dieners

einer Befreier begnügen; im Rathe der politischen Herrscher aber darf er nicht sitzen und nicht an Onkel Sam's wohlbesetzter Tafel als Auserkorener theilnehmen. Daß er historisch berechtigt und auch geistig befähigt ist, seine Stimme im hohen Rathe unserer Republik erschallen zu lassen, ist ihm von seinen Bannerträgern oft genug plausibel gemacht worden; auch das große zweibändige Werk von George W. Williams „History of the Negro-Race in America" (New-York 1883), hat im Grunde doch nur den Zweck, den Neger von seiner politischen Bedeutung auf's Neue zu überzeugen und ihn zu energischem und harmonischem Vorgehen zu begeistern. Der Verfasser, ein Advokat, führt sich auf dem Titelblatte als das erste Neger-Mitglied der Legislatur von Ohio ein. Daß es ihm mit der Ausführung seiner selbstgestellten Aufgabe, eine Geschichte der Neger-Rasse in Amerika zu liefern, die zugleich eine Ergänzung zu Henry Wilson's großartigem Werke „Rise and Fall of the Slave-Power" bilden sollte, Ernst war und daß er dazu bereit war, jede öffentliche Thätigkeit einzustellen und seine ungetheilte Kraft diesem Unternehmen zu widmen, hat er bewiesen; denn er gab seine nicht unbedeutende juristische Praxis auf und reiste Jahre lang von Ort zu Ort, um in jeder öffentlichen Bibliothek ausgedehnte Quellenstudien anzustellen und dankte Gott bei jeder Gelegenheit, daß er ihm wenigstens so viele irdische Güter geschenkt hatte, um seine ganze Aufmerksamkeit der Ausführung seines Planes ungestört widmen zu können. Williams konsultirte über 12,000 Bände und unzählige Pamphlete und sein Fleiß muß unbedingt lobend anerkannt werden, wenn auch seine historischen Forschungen, besonders soweit sie die ursprüngliche

Heimat der Neger betreffen, nicht immer auf sicherer Basis beruhen. Trotz seiner bei jeder Gelegenheit ostentativ zur Schau getragenen Frömmigkeit und Bibelgläubigkeit erlaubt er sich doch an einer Stelle den ketzerischen Ausspruch, daß die Bibel gerade nicht das zuverlässigste Lehrbuch der Ethnologie sei und versucht es auch, so gut er es nur vermag, die sklaverei-freundlichen Bibelstellen, welche so lange den stereotypen Text für die sonntäglichen Predigten der südlichen Pastoren bildeten, zu entkräften.

In dieser Hinsicht kann man seiner Behandlung, der im neunten Kapitel des ersten Buches Mose enthaltenen Stelle, in welcher Noah seinen Fluch über Ham in Canaan ergoß, eine gewisse Originalität nicht abstreiten. Die südlichen Prediger argumentirten, zuerst habe Ham in Canaan das Gebot der elterlichen Ehrfurcht verletzt und seine Nachkommen seien infolge dessen zur gerechten, ewigen Sklaverei durch den von Gott inspirirten Noah verdammt worden; späterhin hätten dieselben dem Götzendienst und Aberglauben gefröhnt und dadurch auf's Neue bewiesen, daß die Neger von Gott zur Sklaverei bestimmt gewesen seien. Williams ist nun entgegengesetzter Ansicht und beruft sich dabei natürlich ebenfalls auf die Bibel. Noah, sagt er, war früher ein gottesfürchtiger Mann, weshalb er auch einer der wenigen war, die Gott aus der Sintfluth errettete. Kaum aber war diese schreckliche Katastrophe vorüber, da gab er sein Predigeramt auf und ward ein Landmann, der Weinberge pflanzte und sogar von den Früchten derselben trank. Nachdem er nun eines Tages sich zur Ausschlafung eines Rausches niedergelegt und dabei vergessen hatte, seine Blöße zu bedecken, fand der bekannte Auftritt statt, als dessen Folge Ham von

t verflucht wurde. Noah hatte, als er seinen schrecken Fluch ausstieß, seine klare Besinnung noch nicht dererlangt; der Wein umnebelte immer noch seinen rstand, und an eine Inspiration Gottes war in diesem lle nicht zu denken.

Williams glaubt an die Einheit der menschlichen sse, sowie an eine gemeinschaftliche Ursprache und sucht s durch Citate aus den Werken wissenschaftlicher Autoren seinen Lesern klar zu machen; denn diese Thatsache rechtigt ja nach seiner Ansicht zu der Hoffnung, daß n bald in den Vereinigten Staaten nicht mehr von hwarzen und Weißen, sondern nur noch von amerinischen Bürgern sprechen wird.

In der Einleitung seines Werkes zeigt er den Neger er Aethiopier in seiner ursprünglichen Heimat und kommt nn allmälig auf die Entstehung des schmachvollen Sklavenndels zu sprechen. Dann begleitet er seine Stammesnossen nach Amerika und zeigt uns unter beständiger inweisung auf seine historischen Quellen, welches Schicksal nselben im Lande der Freien beschieden war. Wir sehen, ie der Neger im Unabhängigkeitskriege gegen England cht und von Whigs wie Tories gleich schlecht behandelt urde. Ueberall und stets stand er für die Sache der reiheit ein und zeigte sich als treuer, zuverlässiger Patriot; auch im schrecklichen Bürgerkriege, der ihm endlich die heiß ersehnte Freiheit brachte. Williams' Darstellung r Leiden der Sklaven in jener unheilvollen Zeit, beders aber seine auf zuverlässigen Dokumenten behende Beschreibung des entsetzlichen Blutbades von Fort llow sind von wahrhaft erschütternder Wirkung.

Auf die vielen Neger, denen ein politisches Amt von

den Bürgern oder der Regierung der Vereinigten Staaten übertragen wurde und die dasselbe zur Ehre ihrer selbst und ihres Landes bekleideten, weist er mit Stolz hin und läßt es auch an der Aufzählung zahlreicher Beispiele, die beweisen sollen, daß der Neger auch in intellektueller Beziehung den Kaukasiern ebenbürtig ist, nicht fehlen. Dadurch ist sein Buch für den Kulturhistoriker zu einem werthvollen und interessanten Quellenwerke geworden.

Wenn man den Titel des gegen 800 Seiten starken Oktavbandes „Underground Railroad-Records“ (2. Auflage, Philadelphia 1883) flüchtig ansieht, so ist man leicht geneigt zu glauben, man habe hier ein Buch vor sich, das von dem Bau irgend einer unterirdischen Eisenbahn handle; dem Titel gegenüber befindet sich jedoch das Bild des Verfassers William Still, eines kohlrabenschwarzen Negers nämlich, wodurch wir augenblicklich wieder an die, wie es scheint, ziemlich vergessene eigentliche Bedeutung des genannten Titels erinnert werden. Wenn in den Zeiten des Sklavenfanggesetzes ein Neger aus den Südstaaten entfloh und trotz aller Verfolgungen doch glücklich nach Canada kam, so hieß es gewöhnlich, er sei dahin auf der „unterirdischen Eisenbahn“ gereist. Darunter verstand man nämlich eine weitverzweigte, geheime Verbindung amerikanischer Abolitionisten, die es sich zur moralischen Aufgabe gemacht hatten, flüchtigen Sklaven ein sicheres Versteck anzuweisen und dann von einer Stadt zur andern zu senden, bis sie auf dem freien Boden Canada's waren.

Still's Vater hatte sich die Freiheit mit ehrlicher Arbeit erkauft; seine Mutter hingegen hatte sie sich durch einen gelungenen Fluchtversuch erkämpft und beide ernähr-

ten sich in der Wildnis des südlichen New-Jersey mit Holzfällen und Ackerbau. Von ihren 18 Kindern war William das jüngste; er wurde 1821 geboren und kam 1844 mit einem Kapital von drei Dollars nach Philadelphia, um sein Glück zu probiren. Er war willens, irgend eine Beschäftigung zu ergreifen und ergriff auch mehrere, doch stellte sich keine einzige so recht lohnend heraus; hatte er doch außer gegen die Ungunst der Zeiten auch noch gegen das ihn als Neger beherrschende Vorurtheil anzukämpfen. Da er des Lesens und Schreibens ziemlich kundig war, so meldete er sich für die von der Anti-Sklaverei-Gesellschaft ausgeschriebene Schreiberstelle; er war auch in seiner Bewerbung erfolgreich und bekleidete dieses Amt über 14 Jahre. Dort hatte er nun die schönste Gelegenheit, interessantes Material für sein zum ersten Male im Jahre 1872 erscheinendes Werk zu sammeln. Dasselbe hätte er übrigens doch nicht geschrieben, wenn das Kohlengeschäft, das er seit 1860 betrieb, eines Jahres nicht so schlecht gegangen wäre und ihm mehr freie Zeit, als er wünschte, übrig gelassen hätte.

Still war ein geborener Kaufmann; er betheiligte sich an zahlreichen Spekulationen und hatte auch meistens Glück mit denselben. Sein Buch bildet eine wahre Fundgrube für den Kulturhistoriker, denn es enthält eine dokumentarische Darstellung des segensreichen Wirkens einer humanen Organisation, deren Existenz jetzt, wie gesagt, so ziemlich in Vergessenheit gerathen ist.

Dr. William Wells Brown, ein zu Boston lebender Arzt, ist unstreitig der fleißigste und vielleicht auch der populärste Schriftsteller, dessen sich die Negerbevölkerung Nordamerika's rühmen kann. Er wurde im Jahre 1816

zu Lexington in Kentucky geboren; seine Mutter war eine Sklavin, sein Vater hingegen ein Sklavenhalter. Seine Kindheit brachte er meistentheils in Saint Louis zu, wo er als Laufbursche eines Journalisten beschäftigt wurde, bis er sich durch einen gelungenen Fluchtversuch nach dem Norden aus den Banden der Sklaverei befreite. Als Kellner auf einem den Eriesee befahrenden Dampfer hatte er Gelegenheit, anderen flüchtigen Sklaven zur Freiheit zu verhelfen und sie sicher über die amerikanische Grenze nach Kanada zu bringen, und als er sich späterhin in Buffalo niederließ, war sein erstes Werk die Gründung eines Vigilanz-Komités, das entlaufene Sklaven mit Kleidung, Nahrung und den Mitteln zur Weiterreise versah.

Brown nahm jede Gelegenheit zu seiner Ausbildung wahr, denn er wollte unter jeder Bedingung den Beweis liefern, daß die afrikanische Rasse der kaukasischen ebenbürtig sei, sobald man der ersteren nur die Mittel und Gelegenheit zur ungehinderten Ausbildung gewähre. So kam es denn, daß er die Aufmerksamkeit der Abolutionisten Neuengland's auf sich zog und den Auftrag erhielt, einige Vorlesungen über die Sklaverei und die verderbliche Wirksamkeit derselben zu halten. Dieses Auftrags entledigte er sich nun mit bewunderungswürdigem Geschicke, sodaß er in gesinnungstüchtigen Kreisen ein gern gesehener Gast und gern gehörter Redner war. Als Anti-Sklaverei-Agitator wurde er dann nach England gesandt, woselbst er ebenfalls Vorträge, die ein gewaltiges Aufsehen hervorriefen, hielt. Dann studirte er Medizin und verfaßte eine Anzahl Schriften. Er hielt sich sechs Jahre lang in England auf und veröffentlichte unter Anderem ein Werk *über* seine Erfahrungen in der europäischen Gesellschaft

) eine Erzählung aus dem amerikaniſchen Sklavenleben,
lche den Titel: „Clotelle, or the President's Daughter“
)rt und die zahlreiche Leſer fand.

Als Brown 1854 nach Amerika zurückkehrte, wurde
m zu Philadelphia und Boſton die Ehre eines öffent-
hen Empfanges zu Theil. Er ließ ſich in der letzt-
:nannten Stadt permanent nieder und widmete die freie
eit, die ihm ſeine ärztliche Praxis gewährte, der Agi-
tion für die Befreiung der Sklaven im Süden und für
ie Ausbildung der Neger im Norden. Auch intereſſirte
r ſich, wie die meiſten gebildeten Neger, für das Prinzip
r Temperenz und brach, wo es galt, eine gewaltige
nze dafür. Seine beiden Dramen: „The Dough Face“
d „The Escape, or, Leap for Freedom“ hatten, wie
ch ſeine zweite Reiſeſchrift „Sketches of Places and
ople Abroad“ (1854) nur ſchnell vorübergehenden Erfolg.
The Black Man“ (1863) hingegen erlebte zahlreiche Auf-
gen, iſt aber jetzt längſt aus dem Buchhandel ver-
wunden.

Als Dr. Brown 1871 ſeinen Geburtsſtaat Kentucky
ſuchte, hatte er das Unglück, den Kuklux in die Hände
1 fallen, und er wäre ſicherlich aufgehängt worden, wenn
n nicht ein günſtiger Zwiſchenfall gerettet hätte. Der
auptmann jener Geheimbündler lag nämlich am Delirium
remens leidend in ſeiner Wohnung und als ſie Dr. Brown
1 dieſelbe führten, damit das gegen ihn ausgeſprochene
odesurtheil beſtätigt würde, tobte und wüthete jener
uklux dermaßen, daß er gar nicht merkte, was um ihn
rging. Dr. Brown erbot ſich nun, ihm Linderung zu
rſchaffen, doch müſſe man ihm zur vollſtändigen Rettung
s Kranken einige Stunden Zeit laſſen. Die Verſchwörer

gingen auch darauf ein und ließen einen der ihrigen als Wache zurück. Dieser sprach jedoch während der Zeit der Whiskeyflasche so tapfer zu, daß er bald in einen tiefen Schlaf fiel und sich der Arzt durch die Flucht seinen vorzeitigen Tode entziehen konnte.

Von Dr. Brown's Werken haben namentlich drei nämlich „My Southern Home" (Boston 1880), „The Negro in the American Rebellion" (1868) und „The Rising Son" (1874), einen ausgedehnten Leserkreis gefunden und sind vom Standpunkt des Kulturhistorikers aus betrachtet, literarische Leistungen, denen man ihre Anerkennung nicht versagen darf. Der Inhalt des hier zuerst genannten, höchst anziehend geschriebenen Buches besteht hauptsächlich aus den Erinnerungen des Verfassers an sein früheres Sklavenleben; was er darin erzählt, theilt er als Augen- und Ohrenzeuge mit. Er entrollt uns höchst komische, aber auch höchst traurige Bilder aus dem Sklavenleben; sein Buch ist reich an sonderbaren Abenteuern, Eulenspiegeliaden und Bubenstreichen. Ueber den Aberglauben der Neger und der weißen Südländer gibt er uns einige merkwürdige Aufschlüsse und die zahlreich eingestreuten Lieder im Negerdialekt verleihen diesem Werke noch einen besonderen, und zwar keinen geringen Reiz. Auch von der Organisation der sogenannten „Underground Railroad"*) entwirft er eine kurze Schilderung.

„The Negro in the American Rebellion" hat den Zweck, der Welt zu zeigen, wie sich der Neger seine Frei-

*) Ueber jene Episode siehe ferner: „The Reminiscenses of Levi Coffin, the reputed President of the Underground Railway". Cincinnati, Verlag von Robert Clarke & Co.

eit mit der Büchse in der Hand verdiente. Den jenem riege vorhergehenden Aufständen der Neger widmet der Verfasser mehrere Kapitel und zeigt sich dabei als solch nthusiastischer Bewunderer des Heroismus seiner Stammesenossen, daß er häufig vergißt, der geschichtlichen Wahrheit die Ehre zu geben; denn gar oft färbt er die Thatsachen so, wie er sie gern haben möchte. Sein „Rising Son", ein Werk, dem einige werthvolle biographische Notizen von hervorragenden schwarzen Künstlern, Journalisten, Politikern, Theologen und Medizinern beigegeben sind, soll eine Kulturgeschichte der Neger in Afrika und Amerika sein. Auch hier ergeht sich der Verfasser in unhaltbaren historischen Spekulationen und zeigt besonders, daß es ihm an den nöthigen, ethnologischen Vorkenntnissen zur Abfassung eines derartigen Werkes gebricht. Wenn er die Matrosen des Schiffes, das zuerst mit Sklaven in den Jamesfluß fuhr, auf Sauerkrautfässern sitzend vom „Farderland" sprechen läßt und sie also zu Deutschen macht, so zeigt er, daß er über die Bedeutung des Wortes „Dutch" dieselbe Ansicht wie der ungebildetste weiße Eckensteher Amerika's hat.

Ohne Geld keine Civilisation, wenigstens so lange nicht, bis die Sozialisten alle bestehenden Verhältnisse von Grund aus umgewandelt haben. Arme Leute bauen weder Eisenbahnen, noch gründen sie Lehranstalten, noch legen sie werthvolle Bibliotheken an. Geld heißt die Parole der Jetztzeit. Was die Amerikaner Astor, Girard, Peabody und Johns Hopkins erarbeitet und erspart haben, ist der gesammten Nation zu Gute gekommen. Dem Amerikaner also die Dollarjagd vorzuwerfen ist unverzeihlich, denn dies beruht auf Nichtbeachtung der gegebenen Zu-

ſtände. Erſt das Geld und dann das Vergnügen. So dachte auch der 1830 in Ohio geborene George Hubert Bancroft, als er im Jahre 1856 nach San Franzisko überſiedelte, ſich daſelbſt dem Buchhandel widmete und damit bald ſolche pekuniäre Erfolge erzielte, daß er ſchon vier Jahre darnach den Anfang zu ſeiner nun aus 40,000 Bänden beſtehenden Bibliothek, die mindeſtens einen Werth von 275,000 Dollars repräſentirt, machen konnte. Dieſe Bibliothek, welche hauptſächlich Schriften über die Aboriginer der Pacific-Staaten enthält, ſteht, ſeitdem die des New-Yorker Thomas W. Field*) unter den Hammer gekommen iſt, einzig in ihrer Art da. Bancroft ließ keine wichtige Bücherauktion des In- und Auslandes unbeachtet; er hatte ſeine Agenten in Wien, London, Paris, Leipzig, Madrid und Mexiko, die weder Mühe noch Geld ſcheuten, ihm ſeltene Werke zu verſchaffen.

Die ſtürmiſchen Jahre in Mexiko zur Zeit des Präſidenten Juarez waren Bancroft inſofern günſtig, als ſie eine Maſſe werthvoller Schriften und ſeltener Manuſkripte, die bisher in Kloſterbibliotheken vergraben lagen, auf den Markt brachten; aus der reichhaltigen Bücherei des unglücklichen Maximilian kaufte Bancroft allein gegen 3000 Bände.**)

Der Zweck dieſes Sammelns war vorläufig, eine erſchöpfende Geſchichte der Eingeborenen, die weſtlich von den

*) Siehe darüber: „An Essay towards an Indian Bibliography. Being a Catalogue of Books, relating to the History, Antiquities, Languages, Customs, Religion, Wars, Literature, and Origin of the American Indians, in the Library of Thomas W. Field.“ New-York 1873.

**) Eine ausführliche Beſchreibung der Bancroft'ſchen Bibliothek befindet ſich im „Sacramento Daily Record“ vom 1. Januar 1873.

engebirgen von Panama bis Alaska, einschließlich Mexiko
den Staaten Centralamerika's, zu liefern. Es war
es sicherlich eine Aufgabe, die ebenso dankbar, wie
hevoll und die außerdem mit ganz außerordentlichen
kosten verknüpft war.

Bancroft, der selbst jahrelang täglich 10 bis
unden an seinem Schreibpult stand, hatte beständig eine
oße Anzahl tüchtiger Mitarbeiter in seinem Solde und
ier derselben klassifizirte auch die reiche Bibliothek so
aktisch, daß das nöthige Material ohne besonderen Zeit-
rlust gleich aufzufinden war.

Kein Opfer schien Bancroft überhaupt von der Aus-
jrung seiner Lieblingsidee abzuschrecken. Es ging ihm
e dem schwärmerischen Lord Kingsborough, der, nach-
m er das erste mexikanische Manuskript in der Bodleian
brary erblickt hatte, über 30,000 Pfund Sterling für
s Studium der Eingeborenen Mexiko's opferte. Die
mal gerufenen Geister ward er nicht mehr los. So
ngs auch fernerhin dem Amerikaner Prescott und dem
exikaner Joaquin Garcia Icazbalcata.

Das Bancroft'sche Werk, „The Native Races of the
cific States", umfaßt fünf Bände, von denen jeder
0 Seiten stark ist. Unter den Pacific-Staaten versteht
, wie bereits angedeutet, die Landstrecke westlich von
n Felsengebirgen, die vom Aequator bis beinahe zum
rdpol reicht, also ein Territorium, das ziemlich den
jnten Theil des gesammten Festlandes der Erde in sich
ließt. Er gibt darin nur die eigentlichen Aboriginal-
schichte, also eine Schilderung der primitiven Zustände,
e sie vor dem Eindringen der weißen Pioniere existirten.
ne Länderstrecke beherbergte früher Millionen Menschen,

die hunderte von Nationen repräsentirten und die alle Stufen der Barbarei und Civilisation vertraten.

In der Einleitung zum ersten Bande beschäftigt sich Bancroft mit der Entstehung des Menschengeschlechtes, also mit einem Thema, das noch lange nicht zu einem befriedigenden Abschluß gekommen ist. Auch in Bezug auf die Abstammung der amerikanischen Eingeborenen haben die verschiedenartigsten Anschauungen ihre gelehrten Vertreter gefunden. Einer sieht in ihnen die Nachkommen phönizischer Kaufleute; einem Anderen sind sie die verlorenen Stämme Israel's; ein Dritter verlegt ihre ursprüngliche Heimat nach Skandinavien — kurzum, es gibt weder ein europäisches noch ein asiatisches Land, in dem die Wiege der Indianer nicht gestanden haben soll. Acosta, der sich neun Jahre lange in Peru mit ethnologischen Studien beschäftigt hatte, kam zu der Ueberzeugung, daß Amerika das salomonische Ophir sei, was auch neuerdings wieder von dem österreichischen Geologen Falb behauptet wurde. Dann soll Amerika die Atlantis der Griechen sein und die Indianer müßten daher die natürlich etwas veränderte Sprache Homer's reden. Daß übrigens einige griechische Vokabeln mit amerikanischen übereinstimmen, kann man, beiläufig gesagt, in Julius Platzmann's philologischer Spielerei „Amerikanisch-asiatische Etymologie" (Leipzig 1871) der Kuriosität wegen nachlesen. Bancroft betrachtet jedoch alle diese Theorien als Phantasiegebilde, die nur zu oft die Satire herausfordern.

Bancroft's Werk ist nicht im trocknen und abschreckenden Gelehrtenstil der Waitz-Gerland'schen „Anthropologie

Naturvölker" geschrieben, sondern seine Schreibweise elegant, klar und anziehend.

Der zweite Band behandelt die civilisirten Nationen, o die Nahuas und Majas, deren Regierungsform, Er-hung, Besteuerungssystem, Handel, Architektur, Künste, iegsführung und sozialen Gebräuchen er herrliche Kapitel bmet. Der dritte Band beschäftigt sich mit den My-en und Sprachen der betreffenden Völker; er gibt die chöpfungs-, Thier- und Naturmythen ziemlich ausführlich ıd vertritt dabei im Ganzen die Anschauung, die Dr. Brin-n in seinem gehaltreichen Werke, „The Myths of the ew World", so klar entwickelt hat. Die Abtheilung über e Aboriginalsprachen läßt jedoch noch Vieles zu wünschen ırig. Dies ist überhaupt ein Gebiet, das noch zu wenig forscht worden ist. Der vierte reich illustrirte Band handelt die Alterthümer und der letzte die Urgeschichte ıer Nationen.

Das ganze Werk ist schon vielfach bitter angegriffen orden; denn wer darin nach schwachen Stellen sucht, nn sie leicht auffinden. Trotzdem aber hat es seinen oßen Werth als gut geordnetes Sammelwerk von Nach-chten, die sonst nur höchst selten den Geschichtsforschern ıgänglich sind.*) Diese fünf Bände bilden übrigens nur ne Abtheilung des umfangreichen Werkes „The Pacific ates"; dasselbe ist auf 39 Bände berechnet, von denen reits die meisten erschienen sind. Auf jeden einzelnen her einzugehen, würde natürlich hier viel zu weit führen.

*) Siehe die Broschüren: „A Brief Account of the Literary dertakings of H. H. Bancroft". San Francisco 1882 und „The ly American Chroniclers." By H. H. Bancroft. Libid. 1883.

Wie Gibbon unter den Ruinen Rom's zuerst von der Idee beseelt wurde, die Geschichte des römischen Reichs zu schreiben, so faßte auch der verstorbene J. W. Foster an einem schönen Sommermorgen beim Anblick der merkwürdigen, sich über mehrere Meilen erstreckenden Erdwerke bei Newark, Ohio, den lobenswerthen Plan, die Fragen, welche diese stummen Denkmäler einer entschwundenen Rasse jedem denkenden Menschen aufdrängen, zum Gegenstande eingehenden Studiums zu machen. Foster war damals noch ein junger Mann; aber der einmal empfangene Eindruck wirkte so mächtig auf ihn, daß er fast sein ganzes Leben der Aufklärung jenes historischen Mysteriums widmete und daß er das Studium desselben als den Centralpunkt aller seiner wissenschaftlichen Bestrebungen ansah, wie sein großes Werk „The Mississippi Valley" und zahlreiche kleinere Arbeiten zur Genüge beweisen. Das Gesammtresultat seiner Aboriginalforschungen liegt uns nun in dem Werke „Prehistoric Races of the United States" *), einem von der Verlagshandlung schön ausgestatteten, 415 Seiten starken und mit 72 gut gearbeiteten Illustrationen geschmückten Oktavbande vor. Foster hat darin mit großem Fleiße alle bezüglichen Quellen sondirt und alle für sein Thema wichtigen Funde genau beschrieben und die Ergebnisse übersichtlich zusammengestellt, so daß sein Werk als das einzige vollständige Compendium auf diesem Gebiete gelten kann.

Die Spuren der Hügelerbauer (Moundbuilders) lassen sich von den großen Seeen des Nordens bis nach Mexiko und Central-Amerika verfolgen; ihre Tumuli füllen haupt-

*) Chicago: S. C. Griggs & Co.

sächlich die fruchtbaren Thäler des Mississippi und Ohio, aber zu welchen Zwecken dieselben ursprünglich dienten, ist schwer zu sagen. Einige scheinen als Begräbnisplätze, andere als Festungen und noch andere als Versammlungsplätze für religiöse Feierlichkeiten bestimmt gewesen zu sein. Die in den Mounds gefundenen Töpferwaaren lassen auf größere Kunstfertigkeit als die der jetzigen Indianer schließen; ebenso auch die zahlreichen aus Kupfer verfertigten Instrumente. Ueber den Ursprung jener merkwürdigen Mounds wissen die heutigen Indianer gar nichts zu sagen und daß dieselben von einem ganz anderen Volksstamme herrühren, ist eine längst ausgemachte Sache. Da man nun ähnliche Erdwerke in Yukatan beobachtet hat, so sind viele Alterthumsforscher der Ansicht, daß die Hügelerbauer von dort nach Norden gewandert seien, welche Ansicht auch dadurch bestärkt wird, daß, wie Dr. Brinton philologisch nachgewiesen hat, die im Anfange des 18. Jahrhunderts ausgerotteten Natchez in Louisiana Nachkommen der Mayas in Yukatan waren.

Foster widmet den Künsten, dem Bergbau, den Sitten und der muthmaßlichen Religion der Moundbuilders lange und interessante Kapitel; und nachdem er die Ansicht ausgesprochen hat, daß ihr Ursprung wahrscheinlich in Brasilien zu suchen sei, kommt er zu folgenden Schlüssen:

1) der Ursprung dieser Rasse datirt sich bis zu einem unerforschlichen Zeitabschnitt zurück, und alle Versuche, sie auf einen gemeinschaftlichen Ursprung zurückzuführen, können nur als Konjekturen betrachtet werden;

2) in Bezug auf Schädelform scheinen die Hügelerbauer mit dem Volke, von dem die Civilisation Mexiko's und Central-Amerika's herrührt, zusammen zu gehören;

3) die Uebereinstimmung der Sitten und Gebräuche der amerikanischen Ureinwohner mit denen einiger Rassen der alten Welt muß als das Resultat ihres Verhältnisses zur Umgebung und nicht als überliefertes Erbe betrachtet werden; dieser Punkt ist in ethnischer Beziehung also nur von geringer Bedeutung;

4) während sie das Mississippithal bewohnten, zeigten sie, daß ihr Familien- und Staatsleben gänzlich verschieden war von dem der Indianer, in deren Besitz sich Amerika bei der Entdeckung durch die Europäer befand. Ihre Baudenkmäler beweisen, daß sie einen gewissen Grad von Civilisation besaßen; sie lebten an bestimmten Plätzen in Gemeinschaft, bebauten das Feld und betrachteten den Ackerbau als eine hauptsächliche Nahrungsquelle. Sie trugen regelmäßig gewebte und gesponnene Kleider; sie modellirten Thon und schnitten in die härtesten Steine ziemlich naturgetreue Bilder von Thieren und Menschen ein. Sie machten aus Kupfer eine Menge nützlicher Instrumente, gruben Asbest, Quarz und Schiefer, woraus sie Schmucksachen, Haushaltungsgegenstände und Jagdgeräthe verfertigten. Ihnen war, nicht wie den Indianern der Werth des Salzes als Heilmittel unbekannt; sie sammelten das Salzwasser der Salinen in irdene tragbare Gefäße. Sie errichteten eine sich über mehrere hundert Meilen erstreckende Vertheidigungslinie gegen die Angriffe ihrer Feinde. Sie hatten eine nationale Religion, welche in der Verehrung der Elemente bestand. Auf der Platform ihrer Erdwerke standen Tempel und auf den höchsten Punkten derselben brannten Wachtfeuer. Allem Anschein nach haben sie auch Menschen auf ihren Altären geopfert. Der *Umfang* ihrer Bauten, welcher auf langjährige Arbeit

ſchließen läßt, kann nur durch die Billigkeit der Lebensmittel, ausgedehnte Handelsverbindungen und durch eine ſtrenge Regierung, welche auf der unbedingten Subordination der Maſſen beruhte, erklärt werden;

5) die auf vielfachen Schädelunterſuchungen beruhende Behauptung von Morton, daß alle Stämme Amerika's vom nördlichen Eismeer bis zum Cap Horn, einerlei ob ausgeſtorben oder nicht, keine phyſiſchen Unterſchiede zeigten und daß alle zu ein und derſelben Raſſe gehören, iſt entſchieden falſch; denn ebenſo deutlich wie in der alten Welt ſind hier die beiden Abtheilungen der Dolicocephalen und Brachycephalen zu unterſcheiden, wovon man füglich die erſteren als die Autochthonen betrachten kann, von denen die Civiliſation ausging.

John Wells Foſter wurde im Jahre 1815 zu Brimfield, Maſſ., geboren; er ſtudirte auf der Wesleyan Univerſität zu Middleſey, Conn., und widmete ſich ſpäterhin der Advokatur, die er jedoch bald mit dem Studium der Naturwiſſenſchaften, beſonders dem der Geologie, vertauſchte. Im Jahre 1837 wählte ihn Profeſſor Mathea, der zum Staatsgeologen von Ohio ernannt worden war, zu ſeinem Gehilfen, und wies ihm Mittel-Ohio zu ſeinem Wirkungskreiſe an. 1845 beſuchte er im Auftrage mehrerer Bergbaugeſellſchaften den Lake Superior und 1847 wurde er und Profeſſor J. D. Whitney, der jetzige Staatsgeologe von Californien, unter der Leitung des Dr. Jackſon von der Regierung beauftragt, jene an Mineralien ſo reiche Gegend genau zu erforſchen. Die Ergebniſſe der vereinigten Forſchungen beider erſchienen unter dem Titel „Foster and Whithney's Report on the Lake Superior Region“, ein von Agaſſiz ſo ſehr gerühmtes Buch, das

auf Beschluß des Congresses gedruckt wurde. Späterhin betheiligte sich Foster lebhaft an der Politik, machte jedoch solche bittere Erfahrungen, daß er ihr bald für immer den Rücken kehrte und seine Lieblingsstudien wieder mit erneutem Eifer aufnahm.

Mit 1858 hatte er Chicago zu seiner Heimat gemacht, wo er an der Universität die Stelle als Professor der Naturgeschichte bekleidete. Er starb am 28. Juni 1873.

Lewis H. Morgan, einer der tüchtigsten amerikanischen Ethnologen, ist im Jahre 1818 zu Aurora im Staate New-York geboren. Nachdem er das Union-College zu Schenectady absolvirt hatte, widmete er sich zu Rochester dem Studium der Jurisprudenz und fing nach Beendigung desselben an, als Advokat zu praktiziren. Zugleich war er ein glücklicher Spekulant und gewann durch den Bau einer Eisenbahn von Marquette in Michigan bis zur eisenreichen Gegend am südlichen Ufer des Obernsee's und durch verschiedene Minenspekulationen so viel Geld, daß er sich bald von allen Geschäften zurückziehen und sich seinem Lieblingsstudium, der Ethnologie, widmen konnte.

Er schrieb mehrere Aufsätze über die Organisation der Irokesen, und veröffentlichte dieselben 1851 unter dem Gesammttitel „The League of the Ho-de-no-sau-nee, or Iroquois". Dieser gegen 500 Seiten starke, reich illustrirte Oktavband, der Ely S. Parker, einem gebildeten Seneca-Indianer, gewidmet ist, verschaffte ihm den Ruf, einer der gründlichsten Kenner der amerikanischen Aboriginer zu sein. Dieses Werk beruhte auf langjährigen Originalforschungen; wir finden darin interessante Berichte über die Religion, die Sitten und die Organisation der *Irokesen* und kann dieses nun sehr selten gewordene Buch

als das erste wissenschaftliche Werk seiner Gattung, das in Amerika erschien, bezeichnet werden.

Morgan besuchte jahrelang den Lake Superior jeden Sommer und machte sich bei dieser Gelegenheit auch mit den dort wohnenden Tschippewä-Indianern bekannt. Dort fand er zu seinem größten Erstaunen, daß, obgleich jene Rothhäute in sprachlicher Hinsicht durchaus keine Verwandtschaft mit den Irokesen verriethen, ihre Regierungsform jedoch ganz genau dieselbe sei und dies führte ihn zu der Ansicht, daß die politische Organisation aller Indianerstämme und überhaupt aller Naturvölker der ganzen Erde die nämliche sei. Er sandte Zirkulare nach allen Richtungen der Windrose, um sich Material zur Bekräftigung seiner Theorie zu verschaffen und so entstand dann sein großes Werk „Systems of Consanguinity and Affinity of the Human Family", welches den 17. Band der vom Smithsonian-Institut zu Washington herausgegebenen „Contributions to Knowledge" bildet.*) Dieses Werk ist ein Monument unermüdlichen Fleißes; ob aber die darin niedergelegten Ansichten sich vor dem Forum fernerer Forschungen siegreich behaupten werden, ist eine andere Frage; das genannte Institut wenigstens scheint, einer kurzen einleitenden Bemerkung zufolge, denselben gerade keinen großen Glauben beizumessen.

Am Lake Superior interessirte sich Morgan auch noch für einen Vierfüßler, den Biber nämlich, und ging demselben auf Weg und Steg nach. Aus diesen Beobachtungen entstand das große Werk „The American

*) Siehe: Friedrich Engels, „Der Ursprung der Familie, des Privateigenthums und des Staats", Zürich 1884.

Beaver and his Works", das 1868 in Philadelphia erſchien, und von den Zoologen ſehr günſtig aufgenommen wurde.

1877 publizirte er „Ancient Society; or, Researches on the Lines of Human Progress from Savagery, through Barbarism to Civilization", ein aus vier Abſchnitten beſtehendes Werk, das erſtens von dem Wachsthum der Intelligenz durch Erfindungen und Entdeckungen, zweitens von der Entwicklung der Regierungsformen, drittens von der Entwicklung der Familie und viertens von dem Eigenthumsbegriffe handelt. Darin zeigt er ſich als Anhänger der Darwin'ſchen Evolutionstheorie und verficht die Anſicht einer einheitlichen Abſtammung des Menſchengeſchlechtes. Seine Abhandlung über die älteſten Inſtitutionen der Römer und Griechen verdient beſondere Beachtung; im Allgemeinen aber hat dieſes Werk zahlreiche Gegner gefunden. Ferner ſchrieb er das ebenfalls vom Smithſonian-Inſtitut veröffentlichte Werk „Houses and House-Life of the American Aborigines" (1881), welches ſeine neueſten, durch ausgedehnte Reiſen unterſtützte Forſchungen enthält.

Morgan ſtarb am 17. Dezember 1881 zu Rocheſter. Seine Theorien, ſoweit ſie auf die Nahuas, Mayas und Azteken Bezug haben, ſind von Hubert H. Bancroft in der Broſchüre „The Early American Chroniclers" (San Francisco 1883) bekämpft worden.

John Gilmany Shea (geb. 1824), ein aus New-York ſtammender katholiſcher Geſchichtsforſcher, iſt Verfaſſer von „A History of the Catholic Missions among the Tribes of the United States", „The Legendary History of Ireland" und anderer hiſtoriſcher Werke; auch edirte

: eine für Philologen höchſt wichtige Serie amerikaniſcher Vocabularien und Grammatiken.

Francis Parkman, geb. 1823 in Boſton, hat die Rolle, welche die Franzoſen während der Kolonialzeit in Amerika ſpielten, zum Gegenſtand gründlicher Forſchungen gemacht und darüber die fein ſtyliſirten Werke „Pioniers of France in the New World", "The Jesuits in North America", „The old Regime in Canada", „La Salle and the Discovery of the Great West", „Count Frontenac and New France" u. ſ. w. veröffentlicht. Außerdem ſchrieb er „The Oregon Trail" and „The Conspiracy of Pontiac". Alle dieſe Werke ſind im Verlage von Little, Brown & Co. in Boſton erſchienen.*)

Als Hiſtoriker ſind noch rühmlich zu erwähnen B. T. Da Coſta („The Northmen in Maine", „The Columbian Discovery of America by the Northmen"), Samuel Drake („Indian Biography", „Annals of Witchcraft in the United States", „History of Five Years' French and Indian War"), und J. Loſſing („Pictorial Field Book of the Revolution" u. ſ. w.).

Als der tüchtigſte Kenner der Sprachen und Mythologie der amerikaniſchen Aboriginer iſt Dr. Daniel G. Brinton in Philadelphia zu betrachten; ſeine Werke „The Myths of the New World" (New-York 1868) und „American Hero Myths" (Philadelphia 1882) ſind höchſt wichtige Beiträge zur vergleichenden Mythenforſchung. Von der von ihm edirten „Library of Aboriginal American Literature", für welche Horatio Hale und der aus

*) Die drei zuerſt genannten Werke ſind in deutſcher Ueberſetzung im Verlag von H. Lüſtenöder in Berlin erſchienen.

der Schweiz stammende Ethnologe A. S. Gatschet Beiträge geliefert haben, sind bis jetzt acht Bände erschienen.

Als Dr. Karl Hermann Berendt, ein um die Ethnologie der Mayas hochverdienter deutscher Forscher, starb, beeilte sich Dr. Brinton, Berendt's Manuskripte und sonstigen wissenschaftlichen Sammlungen so schnell wie möglich käuflich an sich zu bringen und sie seiner an amerikanischen Sprachwerken ohnehin reichen Bibliothek einzuverleiben. Daß er sich aber dieser seltenen Schätze nicht allein freuen, sondern sie dem großen Publikum zugänglich machen wollte, war bei einem Manne, wie Dr. Brinton, eine selbstverständliche Sache. Zur Herausgabe derselben associirte er sich also mit den bewährten Ethnologen Horatio Hale, A. F. Bandelier, A. S. Gatschet und Andern und der erste Band der so entstandenen „Library of Aboriginal American Literature" verließ Ausgangs 1882 die Presse.

Dr. Brinton geht von der unbestreitbar richtigen Ansicht aus, daß wenn das Studium der amerikanischen Ethnologie auf einer haltbareren Basis ruhen soll, wir vor allen Dingen die geistigen Erzeugnisse der Ureinwohner, welcher Art dieselben auch sein mögen, zu sammeln und sie in ihrer ursprünglichen Fassung wieder zu geben haben. Seine Absicht ist daher, in der genannten Bibliothek nur solche literarische Denkmäler zu reproduziren, die Eingeborene zum Verfasser haben, und welche die zuverlässigste Auskunft über die religiösen, ästhetischen und geschichtlichen Zustände des betreffenden Urvolkes bieten. Derartige literarische Erzeugnisse sind bekanntlich sehr selten und befinden sich nur in den Händen weniger *Forscher*; wurde bisher ein derartiges Dokument durch

Druck veröffentlicht, so war es entweder für Privat-
ulation bestimmt, oder es erschien in den Publikationen
nd einer gelehrten Gesellschaft, wodurch die Erlangung
elben für viele Forscher immer mit Umständlichkeiten
knüpft war.*)

Seitdem Dr. Brinton sein ausgezeichnetes Werk:
ıe Myths of the New World" veröffentlichte und damit
:n äußerst werthvollen Beitrag zur vergleichenden
ıthologie lieferte, haben die Amerikaner auf diesem
biete insofern fleißig weiter gearbeitet, als es sich be-
ders die Beamten des Smithsonian-Institutes eifrig
ıelegen sein ließen, Sammlungen der Sagen einzelner
dianerstämme veranstalten zu lassen und sie zu ver-
:ntlichen. Da jedoch die betreffenden Publikationen
: für Fachgelehrte bestimmt sind und sich auch das
inton'sche Werk nur an dieselben wendet, so war eine
puläre Darstellung der indianischen Mythologie, welche
karakteristischen Sagen nicht nur andeutete, sondern
lständig mittheilte, ganz an der Tagesordnung. Eine
che hat nun Ellen Russell Emerson in dem illustrirten
:rke „Indian Myths" geliefert (Boston 1884). Dieses
fangreiche Werk beschäftigt sich mit den Sternmythen,
n sagenhaften Ursprunge der Menschen, der Seelen-
nderung und ähnlichen mythologischen Dingen der
thhäute und da, wo es geht, werden diese Märchen
: verwandten, oder vielmehr ähnlichen und auf den-
ıen natürlichen Ursprung zurückzuführenden Erzählungen

*) Seine kleineren ethnologischen und philologischen Arbeiten
Brinton 1890 unter dem Titel „Essays of an Americanist" in
ladelphia erscheinen lassen.

der Hindus, Egypter, Chineſen u. ſ. w. in vergleichende Verbindung gebracht. Die Verfaſſerin hat ihrem Lieblingsthema unſtreitig eingehende Studien gewidmet und überhaupt ein intereſſantes und verdienſtvolles Werk geliefert; ihre darin vertretenen Anſichten und kühnen Schlüſſe werden nicht immer den Beifall der Fachgelehrten erringen.

George Bancroft, geboren am 3. October 1800 zu Worceſter in Maſſachuſetts, iſt eine allgemein anerkannte Autorität für die Geſchichte der Vereinigten Staaten. Allerdings enthält ſein monumentales Werk nur die Geſchichte der Kolonien und des Unabhängigkeitskrieges, aber die von ihm berührten Epochen ſind mit einer Sachkenntniß, Gründlichkeit und Ausführlichkeit behandelt, daß den ſpäteren Hiſtorikern in dieſer Hinſicht wohl ſchwerlich noch etwas zu thun übrig bleiben dürfte.

Nachdem Bancroft 1817 vom Harvard College graduirt worden war, ging er auf mehrere Jahre nach Europa, ſtudirte in Göttingen, Berlin und Paris und bereiſte England, die Schweiz und Italien. Wieder nach ſeinem Vaterland zurückgekehrt, bekleidete er ein Jahr lang die Stelle als Lehrer des Griechiſchen an genanntem College und leitete auch mit ſeinem Freunde Dr. G. G. Cogswell die „Round Hill Classical Academy“ zu Northampton. Der erſte Band ſeiner groß angelegten Geſchichte der Vereinigten Staaten erſchien 1834. Im Jahre 1838 wurde Bancroft zum Hafenkollektor von Boſton ernannt, aber weder ſeine Thätigkeit als Politiker, noch als Beamter hinderten ihn an ſeinen hiſtoriſchen Studien und der Fortſetzung ſeines Werkes, deſſen Vollendung er *als ſeine* Lebensaufgabe betrachtete.

1844 war Bancroft erfolgloser Candidat für die Gouverneursstelle seines Staates; doch wurde er im folgenden Jahre vom Präsidenten Polk zum Marineminister ernannt, in welcher Eigenschaft er seinen Einfluß zur Gründung der Seemannsschule zu Annapolis geltend machte. 1846 ging er als amerikanischer Gesandte nach England, woselbst er drei Jahre verblieb. Von 1867 bis 1871 war er Gesandter am preußischen Hofe. 1853 veröffentlichte er ein Bändchen nun längst vergessener Gedichte und 1855 stellte er seine in Zeitschriften erschienenen Aufsätze, sowie die Uebersetzungen einiger Gedichte Schiller's und Goethe's zusammen und gab sie unter dem Titel „Literary and Historical Miscellanies" heraus. Außerdem übersetzte er Heerens, des Göttinger Professors Werk über die Politik Griechenland's.

Vor dem Erscheinen seiner amerikanischen Geschichte existirten in Amerika über dasselbe Thema die Werke von Marshall und Graham, die einigermaßen Bedeutung hatten, so daß es also Bancroft im Grunde nicht sehr schwer ward, das Feld für sich allein zu erobern. Leicht aber machte er sich diese Arbeit nicht im Mindesten; denn unermüdlich war er beständig auf der Jagd nach werthvollen, seltenen historischen Dokumenten und wenn er dieselben nicht in seinen Besitz bekommen konnte, so ließ er sich Abschriften davon machen; überhaupt scheute er vor keiner Mühe, Ausgabe und Arbeit zurück, sein Werk mit jeder neuen Auflage zu bereichern und zu verbessern. Die letzte Ausgabe in sechs Bänden wurde 1885 vollendet und erschien in dem Appleton'schen Verlage zu New-York.

Bancroft's Geschichtswerk ist das Werk eines Mannes von gründlicher philosophischer Bildung; sein Stil, den

man oft getadelt hat, ist klar und schwungvoll; die Schilderung der vorgeführten Karaktere und die Zeichnung der Landschaften sind anschaulich und packend. Der Patriotismus und die Freiheitsliebe des Verfassers, sowie dessen Verehrung demokratischer Institutionen wirken wohlthuend und begeistern den Leser zu idealen Bestrebungen, vorausgesetzt, daß er den Glauben an die Menschheit noch nicht ganz und gar verloren hat. Bancroft ist ein Vorkämpfer der politischen wie der individuellen Freiheit und Selbstständigkeit und feiert daher auch in seinem Werke den Sieg des angeborenen Naturrechts über die tyrannischen Auswüchse der menschlichen Gesellschaft.

Richard Hildreth (1807—1865), der Verfasser des sechsbändigen Werkes „History of the United States from the Discovery of the Continent to the Close of the sixteenth Congress", ist ein ernster und gründlicher Historiker, der sich auch nie scheut, seiner Gesinnung unverhohlen Ausdruck zu geben. Winthrop Sargent (1825—), ein aus Philadelphia stammender Jurist, hat durch seine Werke „History of Braddock's Expedition", „The Loyalist Poetry of the Revolution", and „The Life of Major André", sich um die amerikanische Geschichtsforschung verdient gemacht.

James Parton (1822) ist ein fleißiger, aber nicht immer zuverlässiger Historiker; doch muß man ihm einräumen, daß er stets redlich bemüht ist, seine Helden, wie Benjamin Franklin, Thomas Jefferson, Aaron Burr, Andrew Jackson, Horace Greeley und General Butler von ihrer wahren Karakterseite zu zeigen und weder das Schlechte zu besänftigen noch das Gute zu stark hervortreten zu lassen. Sein zweibändiges „Life of Voltaire"

der werthvollste Beitrag, den Amerika zur Kenntnis französischen Literatur geliefert hat. Außerdem edirte die Anthologien „French Parnassus“ und „Humorous try of the English Language“. Seine unter dem Namen anny Fern“ schreibende Gattin war eine Zeitlang durch e würzigen, Tagesfragen behandelnden Artikel, von ien sie mehrere Bände zusammengestellt, eine der popu-sten Schriftstellerinnen Amerika's.

McMasters groß angelegtes, Amerika behandelndes schichtswerk ist noch unvollendet.

Eduard A. Pollard machte sich als fleißiger, aber seitiger Historiker der südlichen Konföderation („The st Cause“, „Life of Jefferson Davis“) u. s. w. bekannt.

A. J. Weisse's „The Discoveries of America to e Year 1525“ (New-York 1884) ist ein auf gründlichen rschungen beruhender Beitrag zur Entwickelungsgeschichte merika's.

Eugene Schuyler, geboren 1840 zu Ithaca im taate New-York, und von 1867—84 als amerikanischer onsul und Gesandter abwechselnd in Moskau, St. Peters-rg, Konstantinopel, Rom, Bucharest und Athen wirkend, Verfasser eines Werkes über Turkestan (2. Auflage, ew-York 1885) und eines über „Peter the Great“ Bände, New-York 1884), welch letzteres irgend einem ssischen Spezialhistoriker zur Ehre gereichen würde.

Prof. Draper's „The Intellectual Development of rope“, sowie das Werk „Conflict between Religion and ience“ sind in freisinnigem Tone verfaßt und haben in nerika eine große Vertretung gefunden.

Prof. S. Wells Williams' „The Middle Kingdom“ Bände, New-York 1883), in welchem China ausführlich

behandelt wird, hat nicht den erwarteten Beifall der Fachmänner gefunden.*)

Gen. James Grant Wilson, geboren 1831 zu Poughkeepsie, machte den amerikanischen Bürgerkrieg mit und veröffentlichte die Werke: „Biographical Sketches of Illinois Officers"; „Life and Campaigns of Gen. Grant" und „Sketches of Illustrious Soldiers". Außerdem gab er das zweibändige Sammelwerk „The Poetry of Scotland" heraus und schrieb das im anziehenden Plaudertone gehaltene, für die Geschichte der amerikanischen Literatur wichtige Werk: „Bryant and his Friends: from Reminiscences of the Knickerbocker Writers" (New-York 1886).

Charles Kendall Adams, früher Professor der Geschichte an der Michigan Universität und seit 1885 Rektor der Cornell Universität, hat außer einigen bedeutungsvollen und fortschrittliche Gesinnungen offenbarenden Flugschriften über das höhere Unterrichtswesen einen vortrefflichen bibliographisch-kritischen „Manual of Historical Literature" (New-York 1882), sowie das interessante politische Werk „Democracy and Monarchy in France" (Deutsch, Stuttgart 1875) geschrieben. In letzterem kurz nach dem deutsch-französischen Kriege verfaßten Werke vertritt er die Ansicht, daß die neuere Politik sowie der Karakter der Franzosen auf gewisse Doktrinen und Anschauungen zurückzuführen sei, die während der letzten hundert Jahre in Frankreich Wurzel gefaßt haben. In der Vorrede, die er speziell für seine deutschen Leser schrieb, erklärt er, daß, da die Laufbahn Napoleon's den

*) Siehe darüber Trübner's „American, European and Oriental Record" Nr. 191—192.

ikanern imponirte, ſie nichts mehr überraſcht habe, der Siegesmarſch der Deutſchen und die beiſpielloſen erlagen der franzöſiſchen Armee. Ihn aber, den rtheilsfreien Geſchichtskenner, überraſchten dieſe Erſſe durchaus nicht, kannte er doch beide Länder und Bewohner aus eigener Anſchauung. Dieſes in klarer, lnder Sprache verfaßte Werk hat unſtreitig viel dazu etragen, die Amerikaner ihrer Franzoſenfreundſchaft benehmen und ihren eingefleiſchten Deutſchenhaß etwas nildern. Für dieſen Liebesdienſt gebührt Prof. Adams Dank aller Deutſchen, beſonders aber derjenigen, die erika zu ihrer zweiten Heimat gemacht haben.

Nachdruck — Angelsächsisch — Schiller — Lessing — Dante.

Der Nachdruck europäischer Werke in Amerika, sei es nun in der Sprache des Originals oder in englischer Uebersetzung, hat die legitimen Verleger und Schriftsteller stets derart erbittert, daß sie nie von den Veranstaltern unautorisirter Ausgaben sprechen konnten, ohne Schimpfworte, wie „Räuber", „Pirat" u. s. w. zu gebrauchen. Solche Bezeichnungen sind nun am wenigsten dazu angethan, das von den professionellen Schriftstellern, also hauptsächlich von Novellisten, so heiß ersehnte internationale Verlagsrecht zu stande zu bringen, womit man sich hier übrigens so wie so nicht eilt; denn in gesetzlichem Sinne ist der amerikanische Nachdrucker eben so wenig ein Dieb, wie derjenige hier ein Jagdfrevler ist, der ohne einen europäischen Jagdschein dem Waidwerk huldigt. Für Amerika gelten eben einfach amerikanische Gesetze und da dieselben keine Bestimmung gegen Nachdruck europäischer Werke enthalten, so ist die Reproduktion ausländischer Schriften gesetzlich erlaubt.

Anders gestaltet sich diese Frage natürlich, wenn wir sie vom Standpunkte der Billigkeit und der Moral betrachten; denn es gibt, was man auch dagegen einwenden möge, ein literarisches Eigenthum, dessen Beeinträchtigung in civilisirten Ländern nicht geduldet werden sollte. Dahin zielende Verträge haben bereits mehrere europäische Staaten unter sich abgeschlossen; Amerika aber hat sich stets geweigert, derartige Verpflichtungen einzugehen, trotzdem es dadurch seinen eigenen Schriftstellern, denen doch sicherlich ebenfalls durch den europäischen Nachdruck ein empfindlicher Schaden erwächst, einen bedeutenden Vortheil gewährt hätte.

Der Nachdruck dahier wird durch den hohen, auf Büchern lastenden Eingangszoll begünstigt. Kein Wunder, daß Geo. Munro in New-York die Herausgabe einer „deutschen Library (!)" unternahm, in der nur belletristische Arbeiten Aufnahme fanden, die er für den zehnten Theil des Preises der importirten Ausgaben liefert. Mit solchen Thatsachen vor Augen, läßt sich dem großen Publikum gegenüber schwer gegen den Nachdruck ankämpfen.

Außerdem hat derselbe auch seine kulturhistorische Bedeutung; denn es wird dadurch gesorgt, daß gute Bücher — schlechte leider auch — der großen Masse der amerikanischen Bevölkerung, die früher außer der Bibel und ihrem Gesangbuch selten ein anderes Buch zu Gesicht bekam, zugänglich gemacht werden. So ist durch die thätigen, alle Himmelsgegenden durchstreifenden Kolporteure mancher Hinterwaldfarmer im Handumdrehen in den Besitz einer Bibliothek gekommen, die vielleicht gediegenere Werke enthält, als die Bücher seines Pfarrers in seiner Heimat. Man sehe sich Deutschland an, wo die Klassiker so lange

durch ein Privilegium gegen den Nachdruck geschützt waren, hat dasselbe wohl der deutschen Nation Vortheile gebracht? Niemand wird dies ernstlich bejahen wollen, denn erst als die Veranstaltung von Konkurrenzausgaben erlaubt war, fanden Goethe's und Schiller's Werke überall Eingang.

Daß der Nachdruck deutscher Werke in Amerika entschieden zur Erhaltung des Deutschthums der Eingewanderten beigetragen hat, ist außer allem Zweifel und deshalb wird man auch in ganz Amerika schwerlich viele Deutsche finden, die für einen internationalen Verlagsschutz zu agitiren geneigt sind. Den Einwanderern der dreißiger Jahre waren Schiller und Goethe ebenso unbekannt wie Firdusi oder Hafis und als damals (1834) Radde in New-York das „Museum deutscher Klassiker" in 24 Lieferungen herausgab, fand er bald heraus, daß er sich in eine verfehlte Spekulation eingelassen und den Bildungsstand seines Publikums ganz bedeutend überschätzt hatte. Er druckte also den „Schinderhannes", den „bayrischen Hiesel", „die vier Haimondskinder" und ähnliche „Klassiker" nach und siehe da, selten wurde ein Kolporteur mit dieser Waare abgewiesen; jene sogenannten Volksbücher fanden reißenden Absatz und bewirkten wenigstens das Gute, daß die Lust zum Lesen erweckt und besseren Schriften dadurch der Weg gebahnt wurde.

In den fünfziger Jahren druckte der thätige Verleger Thomas in Philadelphia den Goethe, Schiller, Hauf, Zschokke, Körner, Börne, Heine und Humboldt's „Kosmos" in billigen Ausgaben nach und fand durch umsichtige Geschäftsführung auch einen lohnenden Markt dafür, so daß sich sogar Herr von Cotta veranlaßt fühlte, von einigen

ſſikern billige, nur für Amerika beſtimmte Ausgaben veranſtalten, um mit Thomas zu konkurriren. Hätte in herer Zeit ſchon ein internationales Verlagsrecht exiſtirt, wäre es weder deutſchen Verlegern noch Schriftſtellern ı Nutzen geweſen, denn die theuren Original-Ausgaben ıren einfach ungekauft geblieben, da überhaupt das Feld : den deutſchen Buchhandel dahier erſt geſchaffen werden ıßte.

Die Verleger Englands, welche durch die Nichtiſtenz eines internationalen Verlagsſchutzes ſicherlich in ıgleich höherem Maße als Deutſchland zu leiden haben, ıben ſich ruhig in die einmal beſtehenden und vorläufig cht zu ändernden Verhältniſſe gefunden und ſuchen ſich ıdurch gegen Nachtheile zu ſchützen, daß ſie entweder in ew-York eine Kommandite errichten und durch dieſelbe re Novitäten ſo ſchnell wie möglich auf den amerikaſchen Markt bringen, oder daß ſie amerikaniſchen Verjern die Aushängebogen gegen eine gewiſſe Entſchädigung ſenden, wodurch der hieſige Nachdrucker einen Vorſprung gen ſeine Kollegen erlangt.

Der Nachdruck hat, dies wiederholen wir nochmals, ne poſitiven Verdienſte, denn er ſchuf ein vorher gänzlich bekanntes Bedürfnis nach literariſcher Nahrung. Von ine's Werken, die mit einer gediegenen literar-hiſtoriſchen nleitung verſehen zu Philadelphia nachgedruckt wurden, ırden innerhalb zweier Jahre 18,000 Exemplare abjetzt; dieſelben wurden von Leuten gekauft, von denen ter Tauſenden noch nicht einmal zehn die importirte ısgabe gekauft hätten.

Ein internationales Verlagsrecht kann nur durch en Beſchluß des Bundeskongreſſes geſchaffen werden,

doch die Mitglieder desselben sind stets Politiker, welche die Wünsche des Volkes gut verstehen. Das Volk aber sagt: „Jetzt erhalten wir z. B. Tennyson's sämmtliche Werke für fünfzig Cents; im Falle eines derartigen Vertrages müßten wir mindestens das Sechsfache dafür bezahlen und das wäre gegen unser Interesse, das wir dem eines fremden Dichters nicht unterordnen. England mag sich dafür an einer billigeren Ausgabe Longfellow's erfreuen als wir".

Es ist gewiß ein erfreuliches Zeichen, daß die Hauptlehranstalten Amerika's dem Studium der germanischen Philologie von Jahr zu Jahr mehr Aufmerksamkeit widmen und daß besonders in Uebereinstimmung mit dem von der ersten Versammlung (1869) amerikanischer Sprachforscher ausgedrückten Wunsche, die angelsächsische Sprache mit ihrer interessanten, für den Kulturhistoriker höchst wichtigen Literatur mit großer Vorliebe kultivirt wird. Man wollte, da man sich bisher hauptsächlich mit der Etymologie der Wörter lateinischen und griechischen Ursprungs beschäftigt hatte, auch die germanischen Elemente der englischen Sprache kennen lernen. Als Zeichen der akademischen Bildung oder der Bildung überhaupt sollte nicht allein gelten, wenn man angeben konnte, daß z. B. das englische Zeitwort to proceed vom lateinischen procedere, fruit von fructus u. s. w. abgeleitet sei, sondern man sollte auch wissen, daß z. B. bride mit dem angelsächsischen Verbum bredan (brüten) und king mit cinnan (können) in etymologischer Verwandtschaft stehe.

Die römischen Eroberer England's hatten den Urbewohnern der britischen Insel keine literarischen Schätze hinterlassen, wenigstens ist von denselben nichts bekannt

geworden; die germanischen, aus Jütland, Schleswig, Holstein (Angeln) und Friesland (Sachsen) stammenden Völker besiegten jedoch die Britonen nicht nur, sondern nöthigten ihnen auch ihre mitgebrachte Sprache auf und machten die Provinz Wessex mit der Hauptstadt Wincheſter zum dauernden Sitze ihrer Kultur. Die von ihnen geschaffene Literatur ist im Vergleiche mit den Leistungen ihrer germanischen Zeitgenossen immerhin eine reiche zu nennen; sie besteht aus Epen, Uebersetzungen und Paraphrasen profaner und religiöser Werke und aus einer Anzahl Gesetzsammlungen, die uns ein unverfälschtes Bild der ethischen Anschauungen jenes abgehärteten, rauhen, kriegerischen Volkes liefern.

An dem Ausdruck „Angelsächsisch“ haben nun manche Philologen und Literarhistoriker, wie z. B. Sweet, Freeman, Morris und Ten Brink Anstoß genommen; sie sagen, von Cädmon bis auf Tennyson sei in England nur eine Sprache, nämlich die englische, gesprochen worden und motiviren diese Ansicht damit, daß König Alfred, in dessen Regierungszeit die augusteische Periode der angelsächsischen Literatur fällt, den Ausdruck „angelsächsisch“ niemals gebraucht habe. Dies ist jedoch nichts anderes als eine müßige Haarspalterei, denn wenn wir heute von einer angelsächsischen Literatur sprechen, so weiß Jeder, welche damit gemeint ist und auch, daß sich dieselbe durch karakteristische Merkmale von der sogenannten altenglischen Literatur unterscheidet.

Das Hauptwerk der angelsächsischen Poesie ist das in Stabreimen abgefaßte Epos „Beowulf“, von dem sich nur eine, anscheinend aus dem zehnten Jahrhundert stammende Handschrift, welche leider durch eine Feuersbrunst

im vorigen Jahrhundert etwas beſchädigt und d
den Textkritikern eine große Arbeit aufgebürdet n
im britiſchen Muſeum vorfindet. Dieſes Epos,
Schauplatz däniſches Gebiet iſt, gibt uns ein m
wenigen Stellen durch einen chriſtlichen Interpolat
trübtes Bild des Heldenlebens der ingväoniſchen
ingäwoniſchen (wie Müllenhoff geſchrieben haben
Völker; wir erblicken darin unſere Vorfahren im K
auf dem Meere, im Familienrathe und bei Feſtge
ohne daß auch nur eine einzige Scene durch die S
verherrlicht iſt.

Die Exiſtenz des betreffenden von zwei verſchie
Händen herrührenden Manuſkriptes wurde erſt im
1705 bekannt, doch dauerte es noch über ein Jahrhu
ehe die erſte von dem Dänen G. J. Thorlekin
Ausgabe erſchien. Dann folgten in England die
gaben von Kemble, B. Thorpe und Thomas Arnold
in Deutſchland die von C. W. M. Grein, M. Heyn
L. Ettmüller. Letzterer, der auch eine ſtabreimende
ſetzung des „Beowulf“ lieferte, verſuchte hier au
früher auf den Homer und das Nibelungenlied angen
Liedertheorie zu verwerthen und das Gedicht mit
barer Willkür mehreren Verfaſſern zuzuſchreiben;
Müllenhoff huldigt im 14. Band von Haupt's Zeit
derſelben Anſicht und erſt 1877 fand ſich Dr. Hor
zu Metz bemüßigt, dieſe Theorie in einer gediegene
handlung auf Grund neuerer Forſchungen zurückzu
und dem „Beowulf“ das Prädikat eines einheitlichen
zu vindiciren.

Den alliterirenden Ueberſetzungen des „Bec
durch die Deutſchen Simrock, Grein, Ettmüller un

Vollzogen hat England keine einzige gegenüber zu ſtellen, denn die von Kemble, Thorpe, Arnold, Wackerbarth und Lumsden verfaßten Uebertragungen ignoriren alle den Stabreim, ſowie überhaupt das Metrum des Originals. Nach der Abfaſſung der „Vision of Piers Ploughman“ ſcheint überhaupt die Alliteration in England in Mißkredit gerathen zu ſein, denn Chaucer und nach ihm Shakeſpeare drücken ſich mehrfach über dieſelbe ſehr wegwerfend aus und der Anwendung derſelben in ſprichwörtlichen Redensarten, wie wir ſie im Deutſchen noch ſo zahlreich antreffen, begegnen wir in der engliſchen Umgangsſprache nur ſelten. Daß ſich das Engliſche derſelben aber immer noch gut fügt, haben z. B. James Ruſſel Lowell in einem Theile ſeines Gedichtes „The Voyage to Vinland“ und Thomas und Martha Holcomb in ihrer gemeinſchaftlichen Uebertragung der Frithjofſage (Chicago 1877) bewieſen, in welcher ſie nämlich „Ring's Drapa“ gemäß dem Original ſtabreimend wiedergegeben haben. Demnach hätte man alſo erwarten ſollen, daß das, was die Engländer nicht fertig brachten, oder was ſie nicht verſucht hatten, nämlich eine alliterirende Uebertragung des „Beowulf“ zu liefern, einem Amerikaner gelungen wäre; allein das Studium der angelſächſiſchen Sprache und Literatur iſt in Amerika erſt neueren Datums und die einzige hier erſchienene Uebertragung jenes Heldengedichtes ignorirte das Originalversmaß ebenfalls. Dieſelbe ſtammt aus der Feder des Profeſſors James M. Garnett und erſchien 1882 zu Boſton. Garnett, der ſeiner Bearbeitung Grein's Textausgabe zu Grunde legte, machte es ſich zur Aufgabe, Zeile für Zeile zu überſetzen, denn die größtmögliche Treue war ihm die Hauptſache; da miſcht er

denn nun Jamben, Trochäen, Daktylen und Anapäste ruhig durcheinander und bediente sich der Alliteration nur da, wo sie sich von selber ergibt. Doch befleißigt er sich, jeder Halbzeile zwei accentuirte Wörter zuzuertheilen und auch die Cäsur zu beobachten; allein mit dem Silbentone nimmt er es durchaus nicht genau und entschuldigt sich für diese Willkür damit, daß man in altenglischen Gedichten sich ähnliche Freiheiten erlaubt habe. Jedenfalls wird den amerikanischen Studenten, die sich mit dem Angelsächsischen beschäftigen, diese Uebertragung bei der immerhin schwierigen Lektüre des „Beowulf" eine sehr willkommene Eselsbrücke sein.

Unseres Wissens bediente man sich bis vor Kurzem an den amerikanischen Hochschulen beim Studium der angelsächsischen Poesie meistentheils der Heine'schen Ausgabe des „Beowulf"; um nun aber nicht beständig auf das Ausland angewiesen zu sein, veranstalteten die Professoren James A. Harrison und Robert Sharp eine auf der vierten Auflage der Heyne'schen Bearbeitung beruhende Ausgabe, welche sie 1883 zu Boston als den ersten Band einer „Library of Anglo-Saxon Poetry" erscheinen ließen. Beide Herren schmücken sich natürlich mit fremden Federn, was sie auch bereitwillig zugeben; daß sie aber durch die Publikation dieser Ausgabe dem Studium des Angelsächsischen zahlreiche Freunde gewonnen haben, muß, da darin ihr Hauptverdienst besteht, dankend anerkannt werden. Der zweite Band der genannten Bibliothek enthält Cädmon's „Exodus" und „Daniel", edirt mit einer orientirenden Einleitung und ausführlichem Glossar von Professor Theodore W. Hunt auf Grundlage der Grein'schen Ausgabe.

Die Grammatiken der angelsächsischen Sprache importirte man früher aus England; durch die Publikation der Sprachwerke von Shute, Carpenter, Corson und March ist man auch in dieser Hinsicht vom Auslande unabhängig geworden. Samuel M. Shute, Professor am Columbian College zu Washington, ließ seine Grammatik der betreffenden Sprache 1867 in New-York erscheinen und da sie damals die erste in Amerika publicirte war, so erlebte sie im Laufe weniger Jahre mehrere Auflagen. Sie beruht auf Heyne und Klipstein, läßt aber trotzdem gar Manches zu wünschen übrig und ist besonders die Auswahl der Lesestücke, nach welcher ein „Beowulf" überhaupt nicht zu existiren scheint, höchst mangelhaft. Dasselbe gilt auch von Hiram Corson's sonst verdienstvollem Werke „Handbook of Anglo-Saxon and Early English" (New-York 1871).

Auch des verstorbenen Carpenter's Werk „Introduction to the Study of the Anglo-Saxon Language" (Boston 1875) enthält keine Zeile aus dem „Beowulf", was sich vielleicht dadurch entschuldigen läßt, daß der Verfasser mit der Idee umging, von jenem Epos eine Separatausgabe zu veranstalten, wobei ihn jedoch ein frühzeitiger Tod überraschte.

Das wichtigste Lehrmittel der angelsächsischen Sprache gab 1870 Francis March, Professor am Lafayette College zu Easton in Pennsylvanien, heraus und da dieses verdienstvolle Werk durch seinen Titel hinlänglich karakterisirt wird, so lassen wir ihn hier unverkürzt folgen. Er heißt: „A Grammar of the Anglo-Saxon Language; in which its Forms are illustrated by those of Sanscrit, Greek, Latin, Gothic, Old Friesic, Old Norse, and Old

High German.“ Es ist dies Buch das Resultat langjähriger, mit Ausdauer und Vorliebe betriebener Studien und bildet das würdige Seitenstück zu den Sprachwerken eines Grimm, Bopp, Pott und Kuhn. Natürlich verwerthet auch March vorzugsweise die Resultate deutscher Forschungen und daß er seinen eigenen Rath, nach welchem derjenige, der aus dem Angelsächsischen ein Specialstudium mache, Tag und Nacht bei Grein in die Schule gehen müsse, gründlich befolgt hat, ersieht man aus einer jeden Seite seines Buches. Da er nicht erwarten konnte, daß man sein Werk für den allgemeinen Gebrauch an den höheren Lehranstalten verwenden würde, so ließ er in demselben Jahre einen „Anglo-Saxon Reader“ erscheinen, dem er eine kurze, aber für die meisten Schüler genügende Grammatik nebst einem Vocabularium beigab. Durch dieses Werk hat er nun die Grammatiken eines Shute und Carpenter überflüssig gemacht; denn es enthält nach des Verfassers eigener Angabe so ziemlich Alles, was man in dem genannten Fache heutigen Tages mit Recht von einem akademisch gebildeten Manne verlangen darf. Seine große vergleichende Grammatik ist natürlich nur für den Fachphilologen bestimmt.

Auf den Reichthum und die Bedeutung der angelsächsischen Literatur scheint in Amerika zuerst der Dichter Longfellow in einem 1838 veröffentlichten Essay hingewiesen zu haben. Denselben ließ er späterhin mit einigen Abänderungen in seinem Sammelwerke „The Poets and Poetry of Europe“ als Einleitung zu den darin veröffentlichten zahlreichen Uebersetzungen angelsächsischer Dichtungen reproduciren; auch nahm er ihn in seine gesammelten prosaischen Schriften auf.

Prof. Henry Shepherd fertigt die angelsächsische teraturperiode in seiner „History of the English Language" ew-York 1874) mit einem kurzen, keine Originalstudien rrathenden Kapitel ab; dasselbe gilt auch von Prof. ilmore's Werkchen „The English Language and its Early terature" (New-York 1880); doch sind die Mittheilungen er die angelsächsische Literatur darin in knapper Fassung praktisch und übersichtlich zusammengestellt, daß man mehr raus lernen kann, als aus manchem dickleibigen Werke.

Von fleißigem und gründlichem Studium zeugt das erk „Development of English Literature" von „Brother arias" (New-York 1879). Der Verfasser ist ein be-isterter Literaturkenner, leider aber steht er hier, wie ch in seiner früher erschienenen Schrift „The Philosophy Literature" (Philadelphia 1874) auf dem beschränkten tandpunkt des engherzigen Katholicismus. Professor rt's „Syllabus of Anglo-Saxon Literature" (Cincinnati 81) ist eine auf Ten Brink's „Geschichte der englischen teratur" beruhende Kompilation.

Wenn wir ferner noch einiger gediegenen, aus der der Garnett's und March's stammenden und in den iden philologischen Zeitschriften Amerika's erschienenen says sowie des „Anglo-Saxon Dictionary" von Harrison d Baskerville (New-York 1885) rühmend gedenken, so ben wir unseres Wissens alles Nennenswerthe berührt, as dahier für die Verbreitung der angelsächsischen Sprache d Literatur geleistet worden ist.

Der für die deutschen Waffen so außerordentlich er-lgreiche Krieg mit den Franzosen hat insofern für die rbreitung der deutschen Literatur im Auslande gewirkt, s sich Nationen, denen Deutschland bisher nur von einer

unvortheilhaften Seite bekannt war und die alle
oder minder von einem unverzeihlichen Vorurtheile
daſſelbe eingenommen waren, ſich veranlaßt fühlte
die geiſtigen Schätze eines Volkes, welches das
ſchlagen ſo gründlich verſtand, näher kennen zu
Dies gilt beſonders von Amerika, wo der Pöbel,
ob derſelbe in der Hütte oder in einem Palaſte
ſtets die Franzoſen als die leuchtenden Sterne
betrachtete, von denen man ſich in Literatur, Kun
feiner Lebensart leiten laſſen müſſe, wenn man übe
Anſpruch auf Bildung machen wolle. Dazu kam
hin der Umſtand, daß ſich die Amerikaner daran g
hatten, Frankreich als dasjenige Land anzuſehen
Amerika ſeine Unabhängigkeit verdankte, wohi
Deutſchland damals zahlreiche Söldlinge herüber
um die junge Freiheit im Keime zu erſticken. Die A
Deutſchlands auf allen Gebieten der Wiſſenſchaft
vor dem Jahre 1870 allerdings in Amerika den
gelehrten bekannt und wurden von denſelben auc
gründlich ausgebeutet; das größere Publikum aber
kopfſchüttelnd: „Was kann aus Deutſchland Gutes kom
Jener Krieg belehrte ſie alſo eines beſſern und jede
herige Verſuch, ſie mit den Schätzen der deutſchen Lit
bekannt zu machen, fand ein neugieriges und zahl
Publikum. Das Blut iſt alſo immer noch ein ga
ſonderer Saft.

Da ſich nach dem deutſch-franzöſiſchen Kriege d
bildete Deutſchland mehr als je mit ſeinen alten
ſagen beſchäftigte, was auch nach pſychologiſchen
leicht verſtändlich iſt, und die Wiederbelebung de

in allerlei Gestalten zu Tage trat, war es ebenfalls leicht erklärlich, daß diese Richtung auch ihre Wirkung auf andere Länder äußerte, und sich dieselben nun hauptsächlich mit der Siegfriedsage, wozu auch noch die erfolgreiche Aufführung der Wagner'schen Nibelungen-Tetralogie das ihrige beitrug, eingehend beschäftigten. Dem genialen Rhapsoden Jordan lauschten damals in Amerika nicht allein Deutsche, sondern auch die gebildeten Amerikaner drängten sich zu seinen Vorträgen und wagten mit ihm „verlassene Wege zu wandern." Die Namen Siegfried, Brunhilde, Krimhilde und Hagen übten einen unbeschreiblichen Reiz auf sie aus und trotzdem sie in der neuen Welt wohnten, in der sie so vieles Alte willig abgeworfen hatte, schien es, als entsännen sie sich doch, daß sie der mächtigen germanischen Nation angehörten und also auch theil hatten an den poetischen Erzeugnissen derselben.

Jeder Versuch nun, den Amerikanern das Verständnis der deutschen Literatur zu erleichtern, muß aus mehr als einem Grunde dankbar anerkannt werden, besonders aber, wenn derselbe von den Amerikanern selbst ausgeht. Einen solchen begrüßen wir in dem Werke „The Great Epics of Mediaeval Germany" (Boston 1882) von George Theodore Dippold, einem Professor an der Bostoner Universität, der sich vorher schon durch eine gelungene Uebersetzung des Geibel'schen Trauerspiels „Brunhilde" bekannt gemacht hatte.

Uhland sagt, daß die tausendjährige Nacht des Mittelalters von einigen hellglänzenden Sternen erleuchtet sei, und auf diese Sterne richtet unser Verfasser den Blick und macht seinen Landsleuten die Bedeutung derselben

klar. Den Epen des deutſchen Mittelalters, wie das Nibelungenlied, Gudrun, Parzival, Triſtan und Iſolde läßt er eine ausführlichere und erſchöpfendere Behandlung widerfahren, als dies vorher in irgend einem außerdeutſchen Lande geſchehen iſt; daß dies Buch, welches ein würdiges Seitenſtück zu den „Minnesingers of Germany“ von Kröger bildet, auf mit beſonderer Vorliebe getriebenen, gründlichen Studien beruht, davon gibt jede Seite hinreichend Zeugnis. Etwas haben wir nur zu beklagen, nämlich daß ſich der Verfaſſer viel zu viel nach den Urtheilen des geiſtreichen, aber höchſt einſeitigen Vilmar richtet.

Dippold gibt in dieſem anziehend geſchriebenen Werke eine überſichtliche Darſtellung des mythologiſchen und hiſtoriſchen Inhaltes des Nibelungenliedes mit zahlreichen eingeſtreuten Ueberſetzungen und bedient ſich dabei ſtets der neueſten Forſchungen, ſo daß alſo, trotz der bänderreichen Nibelungenliteratur Deutſchlands, eine Ueberſetzung dieſes äußerſt praktiſchen Buches durchaus nicht überflüſſig wäre; denn was ſich ſonſt der Deutſche aus zahlreichen Werken, Programmabhandlungen und Zeitſchriften mühſam zuſammenſuchen muß, findet er hier in nuce faßlich zuſammengeſtellt. Neuerdings hat auch Dippold ein leſenswerthes Buch über Wagners „Nibelungenring“ veröffentlicht.

Schiller, deſſen ſich in England Bulwer, Browning, Mangan, Carlyle und einige andere Schriftſteller angenommen und die Verbreitung ſeiner Werke durch Ueberſetzung und Eſſays gefördert haben, ſcheint in Amerika nie ſo recht populär werden zu wollen, wenigſtens nicht

in dem Grade, wie es Goethe geworden ist.*) Es haben sich hier allerdings mit ihm Bancroft, Brooks, Cranch, Dwight, Hedge, Furneß und Boyesen beschäftigt, einen besonders bemerkenswerthen Eindruck und Einfluß haben sie aber mit ihren uneigennützigen Bestrebungen gerade nicht ausgeübt. Das Hauptverdienst in dieser Hinsicht hat sich unstreitig der deutsch-amerikanische Verleger J. Kohler in Philadelphia zuzuschreiben; derselbe veranstaltete nämlich außer zwei verschiedenen deutschen Ausgaben der Werke Schiller's auch noch eine von dem in Michigan verstorbenen Homöopathen Dr. Charles Hempel besorgte englische Ausgabe der „Complete Works" in zwei stattlichen Oktavbänden; außer dem druckte er Johannes Scherr's bekanntes Werk über Schiller nach und ließ auch dasselbe durch Eliza Mc Clellan in's Englische übersetzen; dann ließ er auch von dem deutsch-amerikanischen Advokaten Wireman in Philadelphia eine Parallel-Ausgabe in deutscher und englischer Sprache von Schiller's Gedichten besorgen und alle diese mit großen Geldausgaben verknüpften Publikationen unternahm Herr Kohler hauptsächlich nur in Folge seiner Schwärmerei für den Dichter der „Glocke" und nicht, wie man vielleicht glauben könnte, aus Spekulation.

Der Amerikaner John S. Dwight bemerkt in der Vorrede seines kleinen Bandes, welcher eine Anzahl Uebersetzungen Schiller'scher Gedichte enthält („Select Minor Poems", Boston 1839), daß Schiller, wenn er den Amerikanern näher gebracht würde, die literarischen Bestrebungen

*) Siehe „Goethe und die Wertherzeit. Mit dem Anhange: Goethe in Amerika." Von Karl Knortz. Zürich 1885.

dahier neu beleben und denſelben andere und zwar höhere Ideale vorhalten und ſie dafür begeiſtern würde.

In der „Literary World“ vom 12. Juli 1884 wird Schiller den Amerikanern hauptſächlich als Dichter der Freiheit empfohlen und die in der betreffenden Nummer enthaltene Bibliographie zeigt zwar, daß ſich mehrere amerikaniſche Schriftſteller mit Schiller vorübergehend beſchäftigt haben, daß ſie ſich aber keines nennenswerthen Erfolges rühmen konnten.

Von den in Amerika erſchienenen, Schiller betreffenden Werken wollen wir hier nur die hauptſächlichſten anführen. „Wilhelm Tell“ (Providence 1838), und „die Huldigung der Künſte“ (New-York 1846) wurde von dem um die deutſche Literatur in Amerika hochverdienten Charles F. Brooks überſetzt. William Peter übertrug „Wilhelm Tell“ (Philadelphia 1840) und „die Jungfrau von Orleans“ (Cambridge 1843); eine Auswahl der proſaiſchen Abhandlungen Schiller's überſetzte John Weiß (Boſton 1845); A. J. W. Morriſon übertrug den „dreißigjährigen Krieg“ und den „Abfall der Niederlande“ und gab beide Werke im Harper'ſchen Verlage zu New-York heraus. G. H. Calvert veröffentlichte 1845 zu Boſton eine engliſche Uebertragung der Korreſpondenz zwiſchen Schiller und Goethe; am meiſten aber befaßten ſich die Amerikaner mit der „Glocke“, von der drei engliſche Ueberſetzungen, nämlich von S. A. Eliot, Dwight und Furneß exiſtiren. Eine verbeſſerte bisher nie gedruckte Verſion aus der Feder des letztgenannten Verfaſſers befindet ſich in Knortz' Anthologie „The Representative Poetry of Germany“ (New-York 1885). Werke über Schiller und Goethe ſchrieben Thomas Chaſe (Philadelphia 1859) und Prof.

Boyesen (New-York 1879). Von Frau Elizabeth F. Ellet existirt ein Werk „Characters of Schiller“ (Boston 1837).

Wenn wir schließlich noch erwähnen, daß die Verleger Schäfer und Koradi zur hundertjährigen Geburtstagsfeier Schiller's ein theilweise aus Originalbeiträgen bestehendes Album herausgaben, daß sich Prof. Flagg von der Cornell-University durch eine Abhandlung über die „Braut von Messina“ in Göttingen den Doktorhut erwarb, und der von S. E. Casino in Boston veranstalteten vierbändigen Ausgabe von den „Works of Schiller“ gedenken, so haben wir alles Bemerkenswerthe angeführt, was über unsern Dichter in Amerika erschienen ist.

Währenddem sich in England, wie Prof. Buchheim in seiner Schulausgabe von „Minna von Barnhelm“ (London, Clarendon Preß) bibliographisch nachweist, die Uebersetzungen von „Nathan der Weise“ von Jahr zu Jahr mehren und man dem Dichter dieses didaktischen Drama's bereits zwei größere Werke gewidmet hat, nämlich eins von James Sime und das andere von der Deutsch-Engländerin Helen Zimmern, hat man sich im Allgemeinen in Amerika sehr wenig mit Lessing und seinen Schriften beschäftigt. Emerson hat in seinem mit großen Erwartungen herausgegebenen „Parnassus“ auch keine einzige Zeile von Lessing aufgenommen; Longfellow gibt in seinem Sammelwerke „The Poets and Poetry of Europe“ Menzel's überschwängliches Urtheil über den „Luther der deutschen Literatur“ und reproducirt nur die Ringfabel nach der Uebersetzung des Engländers W. Taylor; James Parton hingegen theilt in seiner Anthologie „The Humorous Poetry of the English Language“ eine große Anzahl Lessing'scher Epigramme mit und fügt die Bemerkung

(p. 675) hinzu, Leſſing's Sinngedichte ſeien ſo oft von zahlreichen engliſchen Schriftſtellern geſtohlen worden, daß man ſie ſchließlich zur engliſchen Literatur rechnen dürfe.

Schon die „Wolfenbüttel'ſchen Fragmente" hatten zur Zeit ihres Erſcheinens in England das Intereſſe für deren Herausgeber wachgerufen, und als ſich dann derſelbe in Folge ſeines Streites mit dem Hamburger Paſtor Goetze, der ſo gerne eine Lanze für chriſtliche Orthodoxie brach, in die Lage verſetzt ſah, zur Sicherſtellung gegen unangenehme Folgen, ſich einige Nothpfennige bei Seite zu legen, arbeitete er ſein früher nur flüchtig ſkizzirtes Toleranz-Drama aus und nur wenige Jahre nach der Veröffentlichung deſſelben erſchien auch ſchon (1781) eine engliſche Ueberſetzung des „Nathan", die jedoch keinen dauernden Eindruck gemacht zu haben ſcheint. Erſt durch das Aufſehen, das Goethe's „Werther" erregte, fühlte man ſich in England veranlaßt, dem literariſchen Streben der Deutſchen größere Aufmerkſamkeit zu ſchenken und damit auch die Bedeutung Leſſing's allmählig zu würdigen.

Von allen Schöpfungen Leſſing's iſt keine in England ſo populär geworden, wie „Nathan der Weiſe", die in der ſo gründlich kommentirten Ausgabe Buchheim's nun in allen höheren Lehranſtalten, an welchen man deutſche Literatur pflegt, geleſen wird.

Amerika hat den Leiſtungen der Engländer betreffs Leſſing's gar wenig gegenüber zu ſtellen; in Journalen, welche dann und wann etwas Platz für europäiſche Literatur haben, begegnen wir ſeinem Namen nur höchſt ſelten. Und doch iſt ſein „Nathan" dahier nicht ſo ganz unbekannt, und als Ellen Frothingham 1867 zu New-York ihre engliſche Uebertragung deſſelben erſcheinen ließ,

und dieſelbe eine ſolche liebevolle Aufnahme, daß ſchon nach vier Jahren eine dritte verbeſſerte Auflage gedruckt werden mußte. Durch Frl. Frothingham's höchſt verdienſtvolle Uebertragung des „Nathan", der auch eine kurze biographiſche Einleitung beigegeben iſt, drang nun Leſſings Name auch in Kreiſe, in denen man ihn früher nie gehört hatte. Dieſes Werk enthält auch Kuno Fiſchers Eſſay über den „Nathan", leider jedoch nur in ſehr kondenſirter Form, indem von den 130 Seiten des Originals nur ungefähr der vierte Theil wiedergegeben iſt.

Auch eine Ueberſetzung des „Nathan" in engliſcher Proſa beſitzt Amerika; dieſelbe erſchien 1869 in New-York und ſtammt aus der Feder von Dr. Iſidor Kaliſch. Frl. Frothingham veranſtaltete auch eine Uebertragung des „Laokoon".

Ein beſonderes Werk über Leſſing hat die amerikaniſche Literatur nicht aufzuweiſen; doch verfaßte E. P. Evans von A. Stahr's „Leben und Werke Leſſing's" eine im Ganzen gelungene Ueberſetzung und ließ ſie 1866 zu Boſton in zwei Bänden erſcheinen. James Ruſſel Lowell widmete dieſer Arbeit in der „North American Review" (April 1867) einen längeren Eſſay (wiederabgedruckt in deſſen Werk „Among my Books"), in welchem er Leſſing eine begeiſterte Lobrede hält. Mit Stahr's Werk iſt er übrigens höchſt unzufrieden und ſagt, daſſelbe ſei eine Panegyrik, aber keine Biographie.

Bayard Taylor's matte Vorleſung über Leſſing iſt in ſeinen von George H. Boker herausgegebenen „Studies in German Literature" (New-York 1879) enthalten.

Die in Henry Holt's Verlag zu New-York erſcheinende und von Profeſſor W. D. Whitney für den Schulgebrauch

edirten „German Texts“ enthalten auch einige Stücke von Leſſing, nämlich „Nathan der Weiſe“, „Minna von Barnhelm“ und „Emilie Galotti“. Die Herausgabe des erſtgenannten Werkes beſorgte der Deutſch-Amerikaner H. C. C. Brandt, aber in durchaus unbefriedigender Weiſe; die Einleitung iſt kurz und trocken, und laſſen die Anmerkungen ſehr viel zu wünſchen übrig, ſodaß alſo dieſe Ausgabe weit, ja ſehr weit hinter der Buchheim'ſchen zurückſteht. Noch ungenügender iſt die von einem Ungenannten beſorgte Ausgabe der „Emilie Galotti“, die ohne jede Einleitung iſt und der überhaupt nur vier Seiten Anmerkungen beigegeben ſind. „Minna von Barnhelm“ hat Whitney ſelber edirt und ſich darin der möglichſten Kürze befleißigt, ſodaß alſo der Verleger eher in ſeinem Intereſſe gehandelt haben würde, wenn er Buchheim's mit der größten Sorgfalt verfaßte Ausgabe der beiden Hauptdramen Leſſing's einfach in Amerika nachgedruckt hätte. Die von W. C. Wrankmore in dem oben genannten Verlage veröffentlichte Ueberſetzung von „Minna von Barnhelm“ muß als gelungen bezeichnet werden; da derſelben Anmerkungen in deutſcher Sprache beigegeben ſind, um die Schwierigkeiten des Originals zu illuſtriren, ſo wird dieſe Ausgabe ſicherlich manchem amerikaniſchen Studenten des Deutſchen als ſogenannte Eſelsbrücke willkommen ſein.

Seitdem unſerem Altmeiſter Goethe ein ſo überaus glücklicher Wurf mit ſeinem „Fauſt“ gelungen iſt, hat die große Leſerwelt ganz und gar vergeſſen, daß ſich noch zahlreiche andere Dichter an jener dankbaren Sage die Anwartſchaft auf Unſterblichkeit verdienen wollten. Erſchienen doch ſchon zu Lebzeiten Goethe's über zwanzig

verschiedene poetische Behandlungen jenes Themas; doch wer bekümmert sich um dieselben heute noch? Höchstens der Literaturforscher, dessen unerquickliche Aufgabe es ist, Alles zu lesen, das zur Zeit der Abfassung eine flüchtige Beachtung hervorrief. Auch nach Goethe ist es von mehreren Dichtern, wie Ferdinand Stolte, Hermann D'Artis von Bequignolles, dem hessischen Förster Adolf Müller, dem Deutsch-Amerikaner Karl Edwin Mölling u. s. w. versucht worden, dem deutschen Sagenstoffe neue poetische Seiten abzugewinnen; aber dieselben stellten sich eine höchst undankbare Aufgabe, denn obgleich ihren Werken eine begrenzte literarische Bedeutung nicht abgesprochen werden darf, so halten dieselben doch den in diesem Falle sehr nahe liegenden Vergleich mit dem Goethe'schen Meisterwerke nicht aus.

Auch die Engländer haben sich schon früher für jene deutsche Sage begeistert. Christopher Marlowe, der Vorläufer Shakespeare's, schrieb eine Fausttragödie, die, trotzdem der Held derselben ein jeder edleren Regung unfähiger Sensualist ist, der nur deshalb der Zauberei oblag, damit er mittelst derselben seine thierischen Lüste befriedigen konnte, doch heute noch mit Genuß gelesen werden kann, denn sie ist unstreitig das Werk eines talentvollen Dichters.*) Das alte Faustwerk von Spieß wurde schon früh in's Englische übersetzt. Von Goethe's „Faust" hat Amerika zwei vortreffliche Uebersetzungen aufzuweisen und auch das Faustwerk von A. v. Reichlin-Meldegg ist durch Richard J. Chittenden im Auszuge in das Englische übertragen worden.

*) Siehe: „Hamlet und Faust". Von Karl Knortz. Zürich 1888.

Daß auch Adalbert von Chamisso einen „Faust“ schrieb, daran wurden wir erst wieder erinnert, als Henry Phillips jr. aus Philadelphia, ein Mann, der sich in engeren Kreisen durch einige numismatographische Arbeiten und ein Bändchen Uebersetzungen aus deutschen und spanischen Dichtern bekannt gemacht hat, eine englische Uebersetzung desselben lieferte. Chamisso's „Faust“ quält sich mit der Lösung des ewigen Welträthsels ab und verlegt sich schließlich auf die Zauberei, als das letzte Hülfsmittel zur Erlangung seines Zweckes. Er beschwört einen guten und bösen Geist und hält Wechselgespräche mit denselben. Da die Antwort des ersteren, daß es den Menschen verwehrt sei, vom Baume der Erkenntnis zu kosten, ihn nicht befriedigt, verschreibt er letzterem seine Seele gegen das Versprechen, seinen Durst nach Wahrheit zu stillen. Doch nur der Tod lüftet den Schleier, der auf dem Welträthsel liegt und Faust, der nun einmal in die Macht des bösen Geistes gerathen ist, begeht schließlich Selbstmord.

Chamisso's „Faust“ erschien 1803 und wie wenig Werth man ihm beilegt, geht daraus hervor, daß selbst die bedeutendsten literar-historischen Kompendien desselben mit keinem Worte gedenken, wofür wir die Verfasser derselben auch nicht im Mindesten tadeln wollen.

Chamisso war bisher in Amerika ausschließlich als Verfasser des „Peter Schlehmil“ bekannt; ihn als Faustdichter in weiteren Kreisen einzuführen, scheint Phillips' Aufgabe nicht zu sein, denn er hat seine Uebersetzung nur in 200 Exemplaren für Privatcirculation drucken lassen. Die Uebersetzung ist treu und hält sich streng an die Versmaße des Originals. Wir müssen gestehen, daß uns *einige* dunkle Stellen des Originals erst beim Durchlesen

ieſer Ueberſetzung klar geworden ſind; es ging uns ſomit die einem namhaften Kritiker, der daſſelbe im Hinblick auf die Taylor'ſche Ueberſetzung des zweiten Theiles von Goethe's „Fauſt" konſtatirte.*) — Henry Phillips hat ſich außerdem durch ſein Bändchen „Poems translated from the Spanish and German" (Philadelphia 1878) als gewandter Ueberſetzer bewieſen.

Im Jahre 1881 wurde zu Cambridge eine amerikaniſche Dante-Geſellſchaft mit dem Dichter Longfellow als Präſidenten in's Leben gerufen, und nach dem Jahresbericht von 1888 zählt dieſelbe bereits hundert Mitglieder, wovon natürlich nicht Alle aus dem Studium Dante's eine Lebensaufgabe gemacht haben. Amerika hat im Grunde nur ſechs Männer, die auf das Prädikat „Dante-Kenner" Anſpruch haben, aufzuweiſen; und zwar erſtens George Ticknor, welcher ſchon im Jahre 1831 den Studenten des Harvard-College (niemals gedruckte) Vorleſungen über den großen Florentiner hielt; dann Dr. Parſons, einen ehemaligen Boſtoner Zahnarzt, der 1867 eine verdienſtvolle, in Terzinen verfaßte Ueberſetzung des „Inferno" herausgab; drittens Profeſſor James Ruſſell Lowell; viertens Profeſſor Charles Eliot Norton, den Ueberſetzer der „Vita Nuova"; fünftens den anfangs 1882 verſtorbenen Dichter Longfellow, deſſen reimloſe Uebertragung der „Göttlichen Komödie" einen großen Leſerkreis gefunden, das Intereſſe an dem Italiener aber nicht merk-

*) Die deutſch-amerikaniſche Literatur, über die der Leſer in dieſem Kapitel wohl einige Notizen erwartet, hat der Verfaſſer in einem längeren Aufſatz im „Evangel. hiſtor. Jahrbuch", Pittsburgh 1878, geſchildert.

lich verallgemeinert hat, da dieſe Ueberſetzung meh
Amerikaners, als Dante's wegen gekauft wurde;
ſechſtens, Profeſſor Fay, deſſen „Concordance to the I
Commedia" eines der beſſeren Hilfsmittel zum Stı
Dante's bildet.

Die amerikaniſche Dante-Geſellſchaft nun hat ſi
Aufgabe geſtellt, durch die Gründung einer Bibli
welche die wichtigſten Kommentare und Ausgabei
„Göttlichen Komödie" enthalten ſoll, einen Zentral
für die Verehrer des großen Italieners zu ſchaffen,
hat dadurch bereits den Anfang gemacht, daß ein
glied ſeine werthvolle Sammlung zur allgemeinen
nutzung im Bibliotheksgebäude des Harvard-College
nirt hat. Durch Longfellow's Bemühungen ging
auch mit der Abſicht um, den von Benvenuto da S
verfaßten Kommentar, deſſen Manuſkript ſich in der Lil
Laurenziana zu Florenz befindet, abſchreiben und dı
zu laſſen. Dieſes wichtige Werk ſtammt nämlich aus
Ende des 14. Jahrhunderts, und der Verfaſſer, ein F
Boccaccio's, und ein gründlicher Kenner der Welt
Literatur ſeiner Zeit, hatte Gelegenheit gehabt, m
intereſſante Nachrichten betreffs der von Dante erwä
Perſonen zu ſammeln. Dieſer Kommentar iſt in
niſcher Sprache verfaßt. Einen Auszug aus dem
veröffentlichte 1730 Muratori im erſten Band
„Antiquitates Italicae Medii Aevi"; er hat zwar jei
„Göttliche Komödie" betreffenden Stellen nicht ign
ſondern nur Das gegeben, was mehr für den pro
nellen Hiſtoriker von Intereſſe war. Auch die 185
zu Imola erſchienene italieniſche Ueberſetzung iſt ſo f
haft, daß eine getreue Wiedergabe des Originals

en Dante-Forſchern dringend gewünſcht wurde. Den mmentar zum „Inferno“ hatte Longfellow nun auf ne Koſten abſchreiben laſſen, auch war betreffs der ublikation deſſelben ſchon mit einem Boſtoner Verleger n Abkommen getroffen worden, als die Nachricht kam, ß der als Dante-Kenner allgemein geſchätzte Lord Vernon reits die Vorbereitungen zur Veröffentlichung des be-ffenden Werkes getroffen habe, worauf alſo die Ameri-ner ihr Vorhaben aufgaben. Lord Vernon ſtarb jedoch r der Ausführung ſeines lang gehegten Planes, und r die Nachricht, daß ſein Sohn dazu die Mittel her-ben wolle, beruhigte die amerikaniſche Dante-Gemeinde.

Die amerikaniſche Dante-Geſellſchaft hat auch Dante's ɔdtenmaske, welche dem berühmten Portrait von Giotto ſehr ähnelt, nachbilden und unter ihre Mitglieder ver-eilen laſſen. Profeſſor Norton ſchrieb über dieſe Maske nen längeren Eſſay, den Longfellow im erſten Bande iner Dante-Ueberſetzung im Auszug mittheilt.

Longfellow fing ſchon 1827 an, wie aus ſeinem Werke Outre Mer“ hervorgeht, ſich mit Dante zu beſchäftigen, ıb in ſeinen 1839 erſchienen „Voices of the Night“ ver-ſentlichte er mehrere Auszüge aus einzelnen Geſängen r „Göttlichen Komödie“. Er adoptirte ſchon damals s Prinzip der reimloſen, möglichſt wörtlichen Ueber-ɜung, das er bekanntlich ſpäterhin auch konſequent bei-hielt. Vergleicht man dieſe erſten Ueberſetzungsverſuche t den betreffenden Stellen ſeiner ſpäteren vollſtändigen bertragung, ſo ſieht man, daß er fleißig daran gefeilt t, um dem Wortlaute des Originals noch gerechter werden.

1843 ſchrieb er in einem Privatbriefe, daß er jeden

Morgen vor dem Frühstück einige Verse Dante's übertrage; dieses sei sein Morgengebet, das der Arbeit des Tages ihre Weihe verleihe. 1859 beabsichtigte er, eine Einleitung in das Studium Dante's zu schreiben, unterließ es jedoch. 1863 aber, als er sich mehr als je nach einer beschaulichen Ruhe sehnte, griff er ernstlich zum Dante und übersetzte den „Inferno". Lowell und Norton mußten alsdann jeden Mittwochabend bei ihm zubringen; er las ihnen die Gesänge der Reihe nach vor, und dann ging es an ein lebhaftes Kritisiren und Kommentiren, dessen Resultate natürlich der Longfellow'schen Bearbeitung zu Gute kamen. 1865 wurde der „Inferno" gedruckt, und fünf Exemplare gingen gleich nach Florenz als amerikanischer Gruß zur 600jährigen Gedenkfeier Dante's ab. 1867 war die Uebersetzung der „Göttlichen Komödie" vollständig. In demselben Jahre gab auch Norton seine Uebersetzung der „Vita Nuova", und Dr. Parsons seine bereits erwähnte Uebersetzung des „Inferno" heraus. Letzteres Werk ist unstreitig viel poetischer, als das Longfellow'sche, das, was auch immerhin die unbedingten Bewunderer dieses Dichters sagen mögen, äußerst trocken und pedantisch ist; das Feuer des Originals ist hier zu oft zu einem wärmelosen Dämmerschein geworden. Ungenießbar wird diese Uebersetzung fernerhin noch dadurch, daß darin zu viele Wörter gebraucht werden, die von den Lexikographen längst als veraltet bezeichnet worden sind. Man nehme z. B. die Stelle:

„Per me si va nella cita dolente,
Per me si va nell' eterno dolore,
Per me si va tra la perduta gente";

Diese lautet bei Longfellow:

„Through me the way is to the city dolent;
Through me the way is to eternal dole;
Through me the way among the people lost."

Abgesehen von der fürchterlich prosaischen Wiedergabe, wie fremdartig wirken die Wörter „dole" und „dolent" auf uns! „Dole" wurde allerdings von Chaucer und Spenser im Sinne von „geistigen Leiden" gebraucht; aber schon zur Zeit Shakespeare's war dieses Wort eine große Seltenheit geworden. „Dolent" kommt in dem Schauspiele „Perkin Warbeck" von Ford mehrfach vor; seit Jahrhunderten aber schlummert es in den Rumpelkammern vergessener Wörter, und zwar mit Recht. Longfellow hätte gefielen einmal derartige Wörter, besonders wenn sie mit dem Ausdruck des Originals etymologisch verwandt waren.

Der zweite Jahresbericht der amerikanischen Dante-Gesellschaft (1883) hat dadurch bleibenden Werth erhalten, daß ihm ein Abdruck des, zuerst 1671 erschienenen, wichtigen Werkes „Le vite di Dante e del Petrarca, scritte da Leonardo Aretino" beigegeben ist.

Der um die Verbreitung der deutschen Philosophie in Amerika thätige Dr. W. T. Harris ließ 1889 in New-York die verdienstvolle Schrift „The Spiritual Sense of Dante's Divina Commedia" erscheinen.

Dichter und Dichterinnen der Gegenwart.

I.

Wenn man den Bürger der nordamerikaniſche Freiſtaaten fragt, was man eigentlich unter dem „Süden verſteht, ſo wird er uns gewöhnlich die Staaten nenne die ſich einſt durch einen hartnäckigen, blutigen Krie von der Union trennen wollten. Dem Südländer genüg jedoch dieſe Antwort nicht; ſein Vaterland muß größe ſein und ſo rechnet er dann Alabama, Arkanſas, de Diſtrikt Columbia, Georgia, Florida, Kentucky, Louiſiana Maryland, Miſſiſſippi, Miſſouri, Nord- und Südcarolina Tenneſſee, Texas, Virginien und Weſtvirginien dazu Wenn wir aber in dieſem Kapitel von einer Literatu des Südens ſprechen, ſo verſtehen wir hauptſächlich di Schriften ſolcher Autoren darunter, in denen die ſpecifiſc ſüdlichen Geſinnungen, die den nördlichen diametral zu wider laufen, einen mehr oder weniger beredten Ausdruc gefunden haben. Und jene ſüdlichen Geſinnungen beſtehe in einem beſtändigen Klagen über die vom Norden an gebahnte Centraliſation, welche die Inſtitutionen der er

ıchten Vorfahren gefährdet; sie bestehen fernerhin in ıer Befürwortung des Freihandels, also eines Principes, ssen Verwirklichung unter den obwaltenden Verhältnissen ganz kurzer Zeit die Industrie des Nordens zerstören ırde; dann aber auch vertritt der südliche Schriftsteller s Recht der Secession und vergöttert den General Lee, n er über alle Helden der Weltgeschichte stellt.

Da wir die berühmtesten Dichter des Südens wie :nry Timrod, Abram J. Ryan, P. H. Hayne, Sidney ımier und E. A. Poe bereits ausführlich besprochen :ben, so bleibt uns hier nur noch eine kleine Nachlese ırig.

Theodore O'Hara, ein Südländer von irischer bkunft, ist nur durch die beiden Gedichte „The Bivouac the Dead" und „The Old Pioneer" bekannt; ersteres ird sehr hoch geschätzt und die dafür schwärmenden nthusiasten gehen sogar so weit, es über Gray's bemnte Elegie zu stellen.

Col. George W. Ranck, der Verfasser einer Geschichte :r Stadt Lexington in Kentucky, gab 1875 zu Baltiıore ein kleines Schriftchen über O'Hara heraus, dem ir folgende biographische Notizen entnehmen.

O'Hara wurde am 11. Februar 1820 zu Danville Kentucky geboren; sein Vater hatte wegen politischer ntriebe Irland verlassen müssen und suchte sich in der :uen Heimat so gut zurecht zu finden, wie es eben ging. r war ein sehr strenger Katholik, zugleich aber auch ein ıssisch gebildeter Mann, der die Heranbildung seines ohnes für die oberste Classe der Sankt Josephs Academie ı Bardstown selber übernehmen konnte. Theodore erelt besonders in der griechischen Sprache eine solche

gründliche Ausbildung, daß man ihm die Stelle als Lehrer des Griechischen an jenem Institute anbot; doch zog er es vor, sich dem Studium der Jurisprudenz zu widmen. Nach Beendigung seiner Studien nahm er an einigen kriegerischen Unternehmungen Theil, redigirte mehrere politische Journale und als der große Bürgerkrieg ausbrach, zog er sein Schwert zur Vertheidigung der Rechte des Südens. Er war eine Zeitlang Oberst im zwölften Alabama-Regimente und gehörte auch auf kurze Zeit zum Stabe des Gen. A. S. Johnston. Der Schluß jenes Krieges fand ihn wie viele seiner Kameraden, gänzlich mittellos; O'Hara wußte sich jedoch Kredit genug zu verschaffen, um sich mit einem Freunde gemeinschaftlich dem Baumwollenhandel widmen zu können. Aber das Unglück folgte ihm auf Weg und Steg; eine Feuersbrunst raubte ihm Alles, was er sich wieder erspart hatte, und bald war auch sein zerrütteter Gesundheitszustand nicht mehr fähig, ferneren Schicksalsschlägen trotzen zu können. Er starb am 6. Juni 1867 auf einer Plantage bei Guerrytown in Alabama. Seine sterblichen Ueberreste wurden 1874 infolge eines Beschlusses der Legislatur von Kentucky nach Frankfort gebracht und auf dem dortigen Kirchhofe beerdigt.

Seine Elegie „The Bivouac of the Dead" war ursprünglich als Festgedicht zur Einweihung eines Denkmals bestimmt, das im Jahre 1847 die Kentuckier den im mexikanisch-amerikanischen Kriege gefallenen Soldaten setzten. Theile aus diesem besonders im Süden sehr populären Gedichte werden sehr häufig bei öffentlichen Veranlassungen citirt; eine Stelle daraus ist auf einem Soldatenmonument zu Boston eingegraben: „Die Todten

haben auf dem ewigen Feldlager des Ruhmes ihre ſtillen Zelte aufgeſchlagen; kein feindlicher Alarm noch ein trüber Ritternachtsgedanke an die Zurückgebliebenen quält und ſtört ſie; der Lärm der Kanonen iſt auf immer verſtummt und die Schwerter ſind vom Roſt zerfreſſen. Die Leiber der Helden ruhen glücklich in ihrem Geburtslande und werden von deſſen Sonne beſchienen.“ Jeder Zeile dieſes Gedichtes merkt man es an, daß die Feile ſorgfältig gebraucht wurde; ein bemerkenswerther Reichthum an originalen Gedanken iſt jedoch nicht zu entdecken. Die Punkte, welche zu einem Vergleiche mit Gray's „Elegy in a Country Churchyard“ herausfordern, ſind unbedeutend und erzwungen; aber den Südländern fehlt durchgängig jedes beſcheidene Maß, wenn es gilt einen ihrer Lieblinge zu verehren. Jeder Soldat des Bürgerkrieges war ein muſtergiltiger Held und jeder ſüdliche Dichter, dem einige Verſe gelungen ſind, muß mindeſtens über einen prominenten Dichter Europa's geſtellt werden. Gray und O'Hara beſingen allerdings die Stätte des Friedens; bei erſterem aber finden wir die wahre, melancholiſche Kirchhofsſtille, bei letzterem hingegen immer noch zu viel Kriegslärm. Gray's Elegie iſt auch ſchon dadurch wirkſamer, daß ſie eine größere Mannigfaltigkeit bietet; ſein Landkirchhof birgt nicht nur Soldaten, ſondern alle Stände und Klaſſen. Gray ſagt:

„The paths of glory lead but to the grave“,

doch iſt er dem Kriegsweſen abgeneigt; O'Hara hingegen verherrlicht es. Gray drückt allgemeine Gefühle, O'Hara aber nur die ſpeciellen eines Soldaten aus.

O'Hara's „Alter Pionier“ behandelt das Urwaldsleben Daniel Boone's, eines Jägers von Kentucky, deſſen

auch Byron im achten Gesang seines „Don Juan“ in einigen Versen gedacht hat. Boone ist gewissermaßen der officielle Heilige von Kentucky; er war ein westlicher Druide, der die wilden Thiere auf den Gipfeln der Berge opferte. Der indianische Kriegsruf und die Stimme des Panthers erschreckt ihn nun nicht mehr; der rothe Mann ist weiter gezogen und hat seine Jagdgründe dem Blaßgesichte überlassen. Der letzte Vers jenes Gedichtes hat jetzt keine Berechtigung mehr, denn das, was darin befürwortet wird, nämlich die Errichtung eines Denkmals für Boone, ist bereis zur Ausführung gelangt.*)

„Seen and Heard“ betitelt sich eine 1869 zu Baltimore erschienene Gedichtsammlung, die Morrison Heady zum Verfasser hat. Derselbe wurde 1829 in Spencer County im Staate Kentucky geboren und erblindete in seinem sechzehnten Lebensjahre; einige Jahre danach verlor er auch das Gehör. Er erhielt eine gewöhnliche Dorfschulbildung und schreibt seit seiner Erblindung mit einer selbsterfundenen Maschine. Heady ist unstreitig ein talentvoller, sprachgewandter Dichter, der sich infolge seiner körperlichen Gebrechen stark zur Melancholie neigt. Das längste Gedicht jener Sammlung für den Titel „Yoonemskota“; es ist dies eine indianische Idylle, deren Sprache leider zu viel an sein Vorbild, den „Hiawatha“ von Longfellow nämlich, erinnert. Die Handlung an und für sich ist uninteressant, auch nimmt dieselbe einen viel zu langsamen Verlauf. Heady kennt natürlich das indianische Leben nur vom Hörensagen und hat sich, darnach

*) Ueber O'Hara siehe ferner die Mai-Nummer (1890) des „Century Magazine“.

zu urtheilen, sonderbare Begriffe davon gemacht. Seine übrigen Gedichte bestehen theils aus visionären Träumereien, theils aus matten philosophischen Expectorationen.

„Eden Dell, or Love's Wanderings; and other Poems" von Geo. W. Warder (Kansas City 1878) ist das Werk eines Mannes, den der Tod seiner Gattin und eines Kindes bewog, zur Harfe zu greifen, um seinem Schmerze poetischen Ausdruck zu verleihen. Seine Klagelieder preisen die stille Ergebung in den Willen Gottes und verkünden die tröstliche Gewißheit, daß, da die menschliche Seele unsterblich sei, es auch dereinst ein Wiedersehen gebe. In dieser Hinsicht ist besonders das Gedicht „I turn another leaf of time" das gelungenste zu nennen.

Im Allgemeinen besteht jedoch jenes Buch fast nur aus gehaltloser Phrasendrescherei und Warder besitzt überhaupt das Talent, mit sehr vielen Worten sehr wenig, nie aber etwas Neues zu sagen. Das aus 22 Gesängen bestehende Epos „Eden Dell" nimmt den Haupttheil seines Werkes ein. Es besingt die Rosenzeit der ersten Liebe mit ihren überschwänglichen Schwüren ewiger Treue. Truman Gray, der optimistische Held, zieht mit zwei Kameraden hin nach dem fernen Westen, um das Glück zu erjagen. Seine Gefährten theilen seine Weltanschauung nicht und nennen die Liebe Lüge und die Welt Betrug. Gray wird in den Sierren Goldgräber und dann wegen seiner Schätze erschlagen. Die Räuber werden gefangen und nach kurzem Prozesse gehängt; Gray kommt jedoch wieder zu sich und bemerkt, daß ihn eine dunkeläugige Spanierin inzwischen liebevoll gepflegt hat. Der Geliebte derselben wird darob vom Teufel der Eifersucht erfaßt und nachdem er einen erfolglosen Mordangriff auf sie

gemacht hat, erschießt er sich, und Juanita und Gray wandern weiter. Bald werden sie von Indianern überfallen, gefangen genommen und beraubt. Gray geht späterhin zur See, bereist Europa und die Küsten Asiens, leidet Schiffbruch und wird natürlich noch zur rechten Zeit gerettet. Ethel, seine zurückgelassene Jugendgeliebte, wird inzwischen von einem französischen Abenteurer umworben; doch da sie ihr Eigenthum plötzlich durch eine Feuersbrunst verliert, findet es jener am gerathensten, seine Werbungen aufzugeben und einen anderen Schauplatz aufzusuchen, um sein Netz nach einer reichen Erbin auszuwerfen. Ethel wird Lehrerin, um sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen; Gray kehrt endlich wohlbehalten zurück und die ganze Geschichte löst sich schließlich in Wohlgefallen auf. Ethel hat, wie die ewig junge Helena und Chrimhilde, von ihrer Schönheit inzwischen nichts verloren und kann wie früher immer noch mit Juno, Hebe, Diana, Venus und anderen klassischen Schönheiten verglichen werden; Warder vergißt es auch nie, diesen Umstand seinen Lesern stets aufs Neue ins Gedächtnis zurück zu rufen; Gray heiratet sie selbstverständlich und das niedergebrannte Haus seiner Gattin wird wieder aufgebaut.

Warder ist nichts als ein gedankenloser Reimer; er singt oder krächzt vielmehr meistentheils von Liebe, und wir glauben nicht, daß selbst der allerverliebteste Jüngling sich an seinen langweiligen Versen erbauen wird. Als ächter Südländer verherrlicht er natürlich auch Jackson, Breckenridge und andere Größen der verflossenen Conföderation.

„Wild Flowers“ (New-York 1877) ist eine Sammlung von Gedichten, die den Deutschamerikaner Chas. W. Hub-

ner zum Verfasser haben. Hubner, oder vielmehr Hübner, ist am 16. Januar 1835 zu Baltimore geboren; seine Mutter, eine fromme und gebildete Deutsche, machte ihn frühzeitig mit den Klassikern des alten Vaterlandes bekannt und nährte besonders seine Liebe für Gellert's und Schiller's Gedichte. Während des Bürgerkrieges stand Hubner in den Reihen der Südländer und nach Beendigung desselben redigirte er mehrere südliche Zeitungen. Gegenwärtig gehört er zum editoriellen Stabe der zu Atlanta im Staate Georgia erscheinenden Wochenschrift „Christian Index and Baptist". Sein erstes Werk „Souvenirs of Luther" erschien 1872 und rief keine besondere Beachtung hervor.

Den größten Theil seiner „Wilden Blumen" nimmt das dreiactige Drama „The Maid of San Domingo" ein. Dieses Stück spielt im Jahre 1803, also zu einer Zeit, in der sich die Sklaven von San Domingo im Aufruhr gegen die übermüthigen Franzosen befanden. Die Kreolin Barbican, die Hoango's, des Anführers Haus bewirthschaftet, spricht kein Wort, ohne ihrem bitteren Franzosenhaß Ausdruck zu verleihen und läßt sich darin keineswegs durch die Versöhnung athmende Worte ihrer Tochter Tonie beirren. Gustav, ein schweizerischer Officier in französischen Diensten, kommt in Sturm und Regen an ihre Thüre und bittet um Einlaß, der ihm auch gern gewährt wird; gab es doch wieder dadurch für die Alte eine Gelegenheit, einen verhaßten Eindringling heimlich auf die Seite zu schaffen. Unklugerweise bittet er auch noch um Nahrung für seine zehn Kameraden, die sich in der Nähe versteckt hatten, was ihm ebenfalls bereitwillig gewährt wird. Tonie jedoch beschließt, ihn unter jeder

Bedingung zu retten, denn sie war gleich beim ersten Anblick für den schmucken Officier eingenommen; überhaupt entwickelt sich das Liebesverhältnis zwischen diesen beiden auffallend schnell.

Der fürchterliche Hoango kommt nun; Tonie bindet vorher ihren Geliebten und bittet ihn ihr zu vertrauen. Hoango will ihn augenblicklich erschießen, auf Tonie's Bitten schickt er jedoch erst nach dessen Kameraden. Daß Hoango bei diesem äußerst plumpen Verfahren keinen Argwohn gegen Tonie hegt, nimmt uns eben so sehr wunder, wie das Benehmen der fünf Franzosen in Goethe's „Hermann und Dorothea", die sich so ohne Weiteres von der Heldin jener Idylle in die Flucht schlagen lassen.

Von Tonie geführt umzingeln die Franzosen Hoango's Mördergrube und der Eigenthümer wird von der Jungfrau erschossen. Ihre Mutter begeht aus Verzweiflung Selbstmord; der Schluß läßt sich leicht denken. Es wäre übrigens nicht mehr als billig gewesen, wenn Hubner auf dem Titelblatt „seines" Drama's die Bemerkung, daß es eine englische Bearbeitung des Trauerspiels „Toni" von Theodor Körner sei, gesetzt hätte; dadurch hätte er sich wenigstens nicht in den Geruch eines Plagiators gebracht.

Hubner's sonstige Gedichte behandeln alltägliche Stoffe, wie Abendstern, Veilchen, Frühling, Herbst, Blumen u. s. w., ohne besonderes Glück, wie denn überhaupt die ganze Sammlung nicht den geringsten literarischen Werth hat. 1879 ließ er in seinem Wohnorte das lyrische Drama „Cinderella", eine versificirte Bearbeitung des Märchens vom Aschenbrödel, erscheinen und 1880 gab er *ebendaselbst* eine aus Zeitungsartikeln zusammengestellte Schrift

:r den modernen Communismus heraus, in welcher den Socialismus, der nur mit Mord und Brand ıem Ziele nachſtrebt, als den gefährlichſten Gemeinıden der Neuzeit hinſtellt. Die ſocialiſtiſchen Umtriebe) jedoch für Amerika nicht ſo gefährlich wie der Verer glaubt; der Socialismus iſt einfach eine Frucht des oletariats und hat nur in dem Lande Berechtigung, es dem beſten und fleißigſten Arbeiter mit Aufbietung :r ſeiner Kräfte nicht möglich iſt, ein menſchenwürdiges skommen zu erſchwingen. Hier aber iſt vom Arbeiter n Kapitaliſt oft nur ein kleiner Schritt. Außerdem ä Hubner einen Band „Poems and Essays“ 1881 in w-York erſcheinen.

„Southern Voices“ (Philadelphia 1872) betiteln ſich : Gedichte des William H. Holcombe, eines in w-Orleans lebenden homöopathiſchen Arztes, der auch gleich ein warmer Verehrer der Werke Swedenborgs und auch einige Schriften zur Verbreitung der Anjten jenes Geiſterſehers veröffentlicht hat. Seine Gehte ſind die Produkte eines zarten religiöſen Gemüthes, s ſich mehr mit dem Jenſeits als dem Diesſeits beäftigt. Er ſehnt ſich nach dem Millennium, das die hlachtfahnen vermodert und die Kanonen verroſten läßt d als Vorkämpfer dieſes herrlichen Zuſtandes beſingt die ſüdlichen Generäle Jackſon und Lee! Er freut), daß die tapferen Söhne des Südens es vorzogen, ter dem kühlen Raſen zu liegen als unter dem Fuße rdlicher Tyrannen zu ſchmachten; denn der Glaube iſt s der Welt verſchwunden und die Gerechtigkeit trauert, il ihre Stätte eine Diebshöhle geworden iſt. Vereifelnd fragt er Gott, wie lange er dieſes noch anſehen

könne, ohne mit dem Schwerte drein zu ſchlagen, Feuer vom Himmel regnen zu laſſen? Er iſt des beitens, Spielens, Hoffens und Fürchtens müde und wü dem Tode in das Antlitz zu ſchauen. Doch Gottes A meint er an einer anderen Stelle, ſeien ſchwer zu ſtehen. Wenn der Allmächtige aber immer das Rech ſchützt, ſo ſollten ſich die orthodoxen Südländer doch in ihr Schickſal fügen. Häufig aber zweifelt Holc an der moraliſchen Weltordnung und gibt ſich e Peſſimismus hin, der einem Anhänger von Schopenh und Hartmann zur Ehre gereichte. Das myſtiſche Ge „The Dead Soul“ iſt ächt ſwedenborgiſch; mit der habenheit der äußeren Natur kontraſtirt der Verfaſſe Dunkelheit eines engen Thales, in dem die Eulen ſch und unzählige Schlangen ſich bewegen; in dieſer Freiſ Wolfsſchlucht liegt eine Seele, die für die Schönheit Univerſums erſtorben iſt. Dieſe Seele ſteht in der walt eines böſen Geiſtes, deſſen Fuß in einem G wurzelt; ſie iſt das Opfer der Leidenſchaften. Iſ aber wirklich todt? Die Liebe iſt doch ewig; die g Bitterkeit birgt noch Süße und der kälteſte Kryſtall Wärme. Herrlich iſt der Glaube an die Auferſtek welche die ſchlafenden Kräfte zu edlerer Thätigkeit weckt. Auch jene Seele erwacht wieder zu einem n Daſein; ſie athmet, weint und betet. Die Seele iſ Welt und alles Exiſtirende iſt nur ein Ausfluß ihrer danken. Nur durch Liebe zu Gott wird ſie zum e Gedichte und frommen Gebete.

Holcombe's balladenähnliche Gedichte ſind ohne ſondere Bedeutung. In ſeinen gehäſſigen Kriegslie *kommt* auch der den Südländern ſo geläufige Ausi

Hessian cur" vor, was sich schwer mit dem sonst so unsten Geiste des Verfassers reimen läßt. Daß diese Gedichte besonders von den Swedenborgianern so überaus hoch geschätzt werden, nimmt uns nicht im mindesten Wunder; Holcombe ist ein tieffühlender Dichter und Alles, was er schreibt, trägt den Stempel der innersten Ueberzeugung an sich.

Die Gedichtsammlung „The Forest Pilgrims, and other Poems" (New-Orleans 1867) hat M. F. Bigney zum Verfasser; derselbe stammt aus Neuschottland, wohnt aber seit vielen Jahren in New-Orleans, woselbst er als Journalist thätig ist. Das Gedicht „Die Waldpilger" beruht auf einer alten Tradition, nach welcher einer der ersten puritanischen Ansiedler Neuenglands, der mit der ihm in der Kolonie widerfahrenen Behandlung unzufrieden war und deshalb mit seinem Sohne und seiner Tochter der Civilisation Valet sagte, die Alleghenies überschritt und auf seiner Wanderung von den Indianern erschlagen wurde. Jener alte Puritaner war seinen Glaubensgenossen nicht fromm genug gewesen und sah sich moralisch genöthigt, ein anderes gelobtes Land aufzusuchen. Er kam zu einem alten Häuptling, der ihm die Friedenspfeife reichte und ihm ein Stück Land zur Benutzung anbot. Dies Anerbieten nahm er dankend an, pflanzte Korn und unterrichtete die Rothhäute im Christenthum. Letzterer Umstand gab nun Veranlassung zum Streite; viele Indianer, denen die Religion der Blaßgesichter ein Stein des Anstoßes und Aergernisses war, beschlossen in einer Rathsversammlung den Tod der weißen Eindringlinge. Die aus einem Sohne und einer Tochter bestehen-

den Kinder des gastlichen Häuptlings entflohen mit der Fremden und fanden bei einem anderen Chief freundliche Aufnahme. Doch bald wurden sie auch dort von ihren Feinden ereilt und ermordet. Dieser Stoff ist sicherlich ein dankbarer; Bigney ist es jedoch nicht gelungen, denselben wirkungsvoll zu gestalten.

Die meisten anderen Gedichte dieser Sammlung sind Gelegenheits-Gedichte, welche mit einigen Naturbildern abwechseln, die größtentheils eine matte religiöse Färbung zur Schau tragen. Sein Gedicht „Wonders of Nature" erinnert zu deutlich an Bryant's „Thanatopsis" und das Gedicht „Niagarra" hält keinen Vergleich mit einem ähnlichen des talentvollen Richard E. Day aus. „The Song of Labor" ist eine ächte amerikanische Würdigung des moralischen Werthes der Arbeit. Eine interessante Beigabe ist die Uebersetzung des didaktischen Gedichtes, das der Japanese Kram Yengib über seine Reisen und Beobachtungen in den Vereinigten Staaten veröffentlichte. Alle Christen, heißt es darin, entnehmen ihre Lehren einem und demselben Buche; trotzdem aber sind ihre Glaubensansichten himmelweit von einander verschieden. Wenn ein Christ betet, bittet er sicherlich auch seinen Schöpfer, er möge an dem Andersdenkenden Rache üben; jede Sekte ist nämlich der festen Ansicht, daß ihre Lehren alleinseligmachend seien. Christum stellt der Japanese sehr hoch; seine einfachen und erhabenen Lebensregeln seien aber leider durch dogmatischen Wirrwarr in das Gegentheil verkehrt worden; Christus stellte die Ausübung der Liebe als sein höchstes Gebot hin, seine heuchlerischen Anhänger hingegen predigen nichts als Haß. Christi *Lehren* seien zu edel für die Menschheit und haben daher

e ſyſtematiſche Heuchelei erzeugt. Die Prieſter nehmen
) der Seelen an wie der Todtengräber der Leichen;
predigen nur für Geld und verkaufen ihre Dienſte
e der Kaufmann ſeine Waare. Sie ſind voll Dünkels
d ſprechen mit Gott wie mit Ihresgleichen und ſagen
n, wen er ſegnen und wen er beſtrafen ſolle. Die
hre des Chriſtenthums und das Leben der Chriſten
den die größten Kontraſte. Jener Japaneſe ſah alſo
s, was Jeder von uns täglich ſehen kann; aber man
t ſich von Jugend auf ſo an den Anblick der profeſſio-
llen Heuchelei gewöhnt, daß ſie einem zuletzt als ganz
türlicher Zuſtand erſcheint.

Auch auf die Regierung der Union iſt der Japaneſe
lecht zu ſprechen. Die Geſetze werden jährlich geändert,
daß ſie der großen Maſſe niemals recht bekannt werden
nnen. Die Preſſe iſt käuflich und macht, je nachdem
bezahlt wird, das Schwarze weiß oder umgekehrt.
chließlich bittet der Japaneſe Buddha, der ihm natürlich
ıer Alles geht, um Verzeihung dafür, daß er überhaupt
ɛ nordamerikaniſchen Freiſtaaten beſucht hatte.

Die Rügen, die er dem Chriſtenthum, wie es ſich
m darſtellte, ertheilt, gelten übrigens auch für den
ıddhismus; denn die einfachen Lehren Buddha's ſind
Laufe der Zeit durch die Prieſterſchaft ſo verwirrt,
rwickelt und breitgetreten worden, daß ſie dem Geiſte
ıes Religionsſtifters eben ſo feindlich gegenüber ſtehen,
e der dogmatiſche Wirrwarr und die ſyſtematiſche Ver-
ndsmörderei vieler Chriſten dem Geiſte Jeſu Chriſti.

„A Cluster of Poems, for the Home and the Heart"
ew-York 1878) lautet der Titel der Gedichte des geiſt-
jen Schulmannes A. Means. Derſelbe iſt ein Haupt-

licht der Methodisten und bekleidete auch eine Zeitlang das Präsidentenamt am Emory-College zu Oxford in Georgia. Seine Gedichte mögen für seine vielen Freunde von Interesse sein, das größere Publikum jedoch wird sie unbeachtet lassen. Means ist keine poetische Natur und die Themen, die er reimlings behandelt, sind solche, wie sie nur in pietistischen Kreisen kultivirt werden. Als ächter Südländer schimpft er selbstverständlich in sehr unchristlicher Weise auf die Nordländer, besonders aber auf Sherman's Schaaren, die da Atlanta dem Erdboden gleich machten. Die biblische Sintflut wird „wissenschaftlich" besungen; da dieselbe eine allgemeine war, so bedeckte sie natürlich auch Amerika und es wundert uns, daß Means wie Josiah Priest aus Albany in seinem Werke „American Antiquities and Discoveries in the West" (Albany 1834) den Noah nicht auch zu einem Yankee machte.

Die Gedichte des Theophilus H. Hill erschienen 1869 zu New-York. Der Verfasser wurde im Jahre 1836 zu Raleigh in Nordcarolina geboren und ist seines Zeichens Advokat. Seine Verse sind ungezwungen, einfach und hinterlassen im Ganzen einen günstigen Eindruck.

„A Collection of Poems" (Richmond, Va. 1859) betiteln sich die Gelegenheitsgedichte des Journalisten James Barron Hope zu Norfolk. Sie strotzen von virginischem Lokalpatriotismus, was bei den Dichtern des betreffenden Staates ein Ding ist, das sich von selbst versteht. Uebrigens ist Hope ein belesener, gebildeter und denkender Mann, der es versteht seine Gedanken in eine ansprechende Form zu kleiden. Sein Festgedicht zur Einweihung der *Statue* Washington's zu Richmond ist eine Apotheose des

ilandes der Union; er deutet darin bereits auf den bbrechenden Bürgerkrieg hin und ſchwört, daß kein rginier ſich eine Dornenkrone auf das Haupt ſetzen ſen werde.

Außer dieſer Gedichtſammlung publicirte Hope eine Frankreich ſpielende Novelle, ein Bändchen hiſtoriſcher izzen und „Leoni di Monti, and other Poems“ (1857). is ſich in letzterer Sammlung befindliche Gedicht „The arge at Balaklava“ bildet ein bevorzugtes Declamations- ck der Jugend und hat dem Verfaſſer auch eine lobende erkennung von ſeiten der Königin Victoria eingetragen.

Von Robert Joſſelyn beſitzen wir drei Werkchen, mlich „The Faded Flower, and other Poems“ (Boſton 48), „A Satire on the Times“ (St. Louis 1873) und he Coquette, a Domestic Drama in 5 Acts“ (Auſtin, xas 1878). Mehrere Gedichte aus dem erſtgenannten ichlein, wie „The Young Widow“ und „The Girl with Calico Dress“ haben ſeit über dreißig Jahren die nde durch alle amerikaniſchen Zeitungen gemacht, aber ten wurde dabei der Name des Verfaſſers genannt. ſſelyn ſtammt aus Maſſachuſetts; er iſt im Jahre 1810 boren, ſtudirte Jurisprudenz, practicirte einige Jahre Advokat im Staate Miſſiſſippi und bekleidete auch hrere öffentliche Aemter. Seit dem Bürgerkriege wohnt in Auſtin im Staate Texas. In der genannten Satire kämpft er die Corruption der Politik, die Heuchelei des riſtenthums und die Demoraliſation des ganzen menſch- jen Lebens. Beſonders werden Präſident Grant, deſſen miniſtration ein wahrer Schandfleck für die Union war, d der Geiſtliche H. W. Beecher, der practiſche Verehrer freien Liebe, derb gegeißelt. Dieſe Satire erſchien ur-

sprünglich im Oktoberheft 1871 der „Southern Review“ und glaubte sich der Redakteur derselben moralisch verpflichtet, die starke Ausdrucksweise des Verfassers zu entschuldigen. Dies war jedoch höchst überflüssig, denn als Satire ist jenes Gedicht doch noch zu zahm und milde.

„The Coquette“ spielt theils in Vermont und theils in New-York. Die handelnden Personen sind: ein reicher Kaufmann und seine kokettirende Tochter, ein armer Farmer und dessen Sohn, der sich zu etwas Höherem bestimmt glaubt, und der daher eine überschwängliche, seinen Eltern unverständliche Sprache führt; dann kommen ein städtischer Dandy, Spieler u. s. w. Die Kokette sehnt sich nach einer starken Sensation; am liebsten möchte sie sehen, wenn sich ihr zu Liebe ein junger Mann erschösse. Während eines Landaufenthaltes in Vermont wird sie mit dem romantisch angehauchten Farmerssohn bekannt und läßt sich von ihm die Zeit angenehm vertreiben. Dieser beschließt nun, nach New-York zu gehen, um sich dort Reichthümer zu erwerben, damit er die Schöne als Gattin heimführen könne. Dort angekommen, wendet sie ihm jedoch den Rücken; der verliebte Jüngling ergibt sich dem Trunke und fällt professionellen Spielern in die Hände, die ihn um Alles berauben. Die Folge davon ist eine Schlägerei, in der er zum Mörder wird. Doch als das Todesurtheil über ihn ausgesprochen wird, erwacht die alte Liebe wieder in der Kokette, und sie bietet durch ihre einflußreichen Verwandten Alles auf, vom Gouverneur Begnadigung für ihn zu erlangen. Sie ist auch endlich erfolgreich; doch als sie dem Gefangenen die frohe Botschaft bringt, hat derselbe Gift genommen und liegt bereits im Sterben, was solchen niederschlagenden Eindruck

ıf sie macht, daß sie sich ersticht. Damit endet diese ragödie, die einige Scenen enthält, welche auf der ühne ihre Wirkung nicht verfehlen werden.

W. C. Richardson, der Verfasser des „Caspar, Romaunt“ (Tuscaloosa, Ala. 1873) ist im Jahre 1823 n Staate Kentucky geboren und ist gegenwärtig Professor er englischen Literatur an der Universität des Staates llabama. Das genannte Gedicht ist im saloppen Stile yron's gehalten; es enthält sarkastische Seitenblicke auf ie moderne Zeitströmung, wodurch aber sehr häufig der aden der uninteressanten Erzählung verloren geht. In er Kühnheit der Reime steht Richardson seinem engischen Vorbilde nicht nach; leider machen dieselben jedoch en zu deutlichen Eindruck des Gesuchten und Forcirten.

Die Gedichte von Samuel Selden (Norfolk, Va. 1880) erschienen kurz nach dessen Tod. Selden war Arzt, er in seinen Mußestunden der Poesie huldigte. Er sympathisirt mit der Armuth und dem Elend und trägt überaupt stets humane Gesinnungen zur Schau, die den eser für die Abwesenheit poetischer Gedanken entschädigen üssen.

Die Gedichte des Arztes Frank O. Ticknor (Philaelphia 1879) versah Paul H. Hayne mit einer lobhudelnen Einleitung. Ticknor war persönlich ein sehr beliebter ann; er wohnte auf einem Landgute bei Columbus in eorgia, das er Torch Hill nannte, weil daselbst früher inmal beim Scheine von Fackeln ein Gefecht mit Inianern stattgefunden haben sollte. Er ist ein enthusiastiher Verehrer Virginiens und nennt dessen Bewohner

„The knightliest of the knightly race
That, since the days of old,
Have kept the lamp of chivalry
Alight in hearts of gold;
The kindliest of the kindly band
That, rarely hating ease,
Yet rode with Spotswood round the land,
And Raleigh round the seas;

Who climbed the blue Virginian hills
Against embattled foes,
And planted there, in valleys fair,
The lily and the rose;
Whose fragrance lives in many lands,
Whose beauty stars the earth,
And lights the hearths of happy homes
With loveliness and worth.“

Die Abtheilung „Songs of Home“ enthält einige lyrische Kleinigkeiten, die nicht zu verachten sind. Seine zahlreichen Kriegslieder, die der Augenblick gebar und die früher in südlichen Zeitungen erschienen, wären besser der Vergessenheit überantwortet worden.

Der gelehrte Albert Pike, auf den die Südländer so große Stücke halten, ließ seine „Hymns to the Gods, and other Poems“ nur für Privatcirculation drucken. Pike wurde im Jahre 1809 zu Boston geboren, studirte kurze Zeit am Harvard-College, widmete sich dann dem Lehrerstande und practicirte späterhin als Advokat im Süden. Während des Bürgerkrieges focht er in den Reihen der Konföderirten und nach Beendigung desselben siedelte er nach Washington über, wo er bis zu seinem

r wenigen Jahren erfolgten Tode als Redakteur frei-
ureriſcher Schriften thätig war. Seine erzwungenen
3kalten Hymnen ſind an Hera, Demeter, Aphrodite,
pollo, Artemis und einige andere Götter und Göttinnen
s klaſſiſchen Alterthums gerichtet.

Das ſchönſte lyriſche Gedicht, das im Süden ent-
anden iſt, iſt unſtreitig Wilde's „Summer Rose, or the
ament of the Captive". Da ihm die Autorſchaft mehr-
ıals ſtreitig gemacht wurde, ſo ſah ſich 1871 die „Ge-
rgia Historical Society" in Savannah gezwungen eine
eine Schrift über dieſe Frage zu publiciren und Wilde's
hre zu retten. Hauptſächlich nimmt dieſes Pamphlet
3ilde gegen O'Kelly aus Innisfallen in Irland in Schutz,
en ſeine Landleute als den Verfaſſer des betreffenden
edichtes hinſtellten. Aus dieſem O'Kelly möchten die
rländer überhaupt gerne eine Größe erſten Ranges
achen; aber, wir müſſen geſtehen, wir haben in den
elen uns zu Gebote ſtehenden Werken über engliſche
teratur noch nicht einmal ſeinen Namen erwähnt ge-
nden. Die Schlußzeile jenes Gedichtes

„But none shall e'er lament for me"

ıt O'Kelly in

„Who but the Nine shall mourn for me?"

ngeändert, was ſeiner Beſcheidenheit auch gerade kein
inſtiges Zeugnis ausſtellt. Die Stelle „Tampa's desert
rand", worunter die Küſte Florida's gemeint iſt, hat
: durch „Lehinch's desert strand" erſetzt und infolge
:ſſen behaupten ſeine Freunde, er habe jenes Gedicht in
:r Bucht von Lehinch in der irländiſchen Grafſchaft Clare
:rfaßt. Auch wurde dieſes Gedicht eine Zeitlang für
ne Ueberſetzung aus dem Griechiſchen gehalten; aller-

dings exiſtirt auch eine griechiſche Verſion davon, aber dieſelbe iſt nichts als eine zur ſcherzhaften Myſtification verfaßte Uebertragung des engliſchen Originals.

Statt jeder weiteren Bemerkung über das Wilde'ſche Gedicht, bringen wir daſſelbe hier zum Abdruck.

„My life is like the summer rose,
That opens to the morning sky;
But, ere the shades of evening close,
Is scattered on the ground—to die:
But, on the rose's humble bed
The sweetest dews of night are shed;
As if she wept such waste to see:
But none shall weep a tear for me.

My life is like the autumn leaf,
That trembles in the moon's pale ray;
Its hold is frail, its date is brief,
Restless and soon to pass away:
Yet, when that leaf shall fall and fade,
The parent tree shall mourn its shade;
The winds bewail the leafless tree;
But none shall breathe a sigh for me.

My life is like the print, which feet
Have left on Tampa's desert strand;
Soon as the rising tide shall beat,
Their track will vanish from the sand:
Yet, as if grieving to efface
All vestige of the human race,
On that lone shore loud moans the sea:
But none shall e'er lament for me.“

Margaret J. Preſton iſt unſtreitig eine der be-
ɔteſten Dichterinnen des Südens, kann ſich jedoch nur einer
r beſcheidenen Popularität rühmen. Trotzdem ſie ſeit
:gen Jahren für mehrere Journale Beiträge lieferte,
: ſie doch niemals in der literariſchen Beſchäftigung die
beit erblickt, die ſie mit Brod und Butter verſehen
lte. Preſton's Mädchenname war Junkin; ſie ſtammt
s Lexington in Virginien, woſelbſt ihr Vater Präſident
s Waſhington College war. Derſelbe ſympathiſirte beim
ısbruch des amerikaniſchen Bürgerkrieges lebhaft mit
m Süden, weshalb er ſeine Stelle aufgeben mußte;
ne Tochter theilte eine ähnliche Geſinnung mit ihrem
:mahle, dem Oberſten Preſton vom militäriſchen Inſtitut
der genannten Stadt und dann mit dem Gemahle
:er Schweſter, dem ſpäter ſo berühmt gewordenen Ge-
:al „Stonewall" Jackſon, welche beide Hab, Gut und
ut im Intereſſe der ſüdlichen Konföderation vergeudeten.

Von Margaret J. Preſton's Gedichtſammlungen ſind
nennen: „Old and New" (Philadelphia 1870), „Car-
ɔns" (Boſton 1876) und „Beechenbrook", ein kleines
ſ einem Thema des amerikaniſchen Bürgerkrieges be-
ɔendes Epos, dem eine Anzahl Kriegslieder beige-
ben ſind.

Die Sammlung „Old and New" enthält zum größten
ɔeile Gedichte religiöſen Karakters. Die erſte Abtheilung
igt den Titel „From Hebrew Story" und behandelt nur
:teſtamentliche Themen, wie Ruth, Jephtha's Tochter,
ıthſeba, David, Joab u. ſ. w. Den Hauptgedanken des
ıches Ruth berührt jedoch Preſton in ihrem betreffen-
ı Gedichte mit keiner Silbe. Die Verheiratung der
:den mit Frauen anderer Nationen, war ſtets ein ſtrei-

tiger Punkt und in dieſer Hinſicht hat das Buch Ruth, über das ſich A. v. Humboldt in ſeinem „Kosmos“ ſehr günſtig ausſpricht und das Goethe in ſeiner orientaliſchen Studienperiode eines der lieblichſten Muſter idylliſcher Gemälde nannte, den Werth einer Tendenzſchrift, in der dargethan wird, daß die Heiligkeit der Liebe alle nationalen und religiöſen Vorurtheile zu beſiegen weiß. Boas, der Stammvater David's, heiratete eine Moabitin, alſo die Angehörige eines Volksſtammes, der von den Juden ganz beſonders gehaßt wurde. Dieſe Idee poetiſch auszubeuten, hat Frau Preſton nicht im Entfernteſten verſtanden; was ſie gibt iſt nur ein im Grunde genommener nichtsſagender Monolog Ruth's. „Jephtha's Tochter“ iſt unſtreitig ein viel gehaltvolleres Gedicht, das aus jeder Zeile liebevolle Hingabe an den behandelten thränenreichen Stoff athmet. Heftigen Leidenſchaften und tiefer Trauer den paſſenden Ausdruck zu verleihen, iſt jedoch nicht Preſton's Sache; noch viel weniger verſteht ſie altbekannten Stoffen neues poetiſches Leben einzuhauchen. Und das iſt denn doch in dieſem Falle die erſte Erfordernis eines ächten Dichters.

Das bisher Geſagte gilt auch für die auf griechiſchen Sagen beruhenden Gedichte, die meiſtens in reimloſen Jamben abgefaßt ſind. Das erſte behandelt Alcyone, die Gattin des Cnyx, die ſich, um ſich mit ihrem ertrunkenen Gemahle zu vereinen, in das Meer ſtürzt, worauf beide in Eisvögel verwandelt werden. Preſton's Gedicht läßt jedoch kühl bis in's Herz hinan; es fehlt ihr eben zu ſehr an dem Feuer der Inſpiration, um ſelbſt den ergiebigſten und dankbarſten Stoff ſchwung- und wirkungsvoll behandeln zu können. Die „Flucht der Arethuſa“ iſt das

einzige Gedicht dieser Abtheilung, in welchem sich die Dichterin des Reimes bedient hat. Auch in der Abtheilung „Ballads and other Verse“ befindet sich kein einziges, wirklich zum Herzen sprechendes Gedicht. Auch wirken darin die vielen, an den Haaren herbeigezogenen Wörter griechischen und lateinischen Ursprungs höchst störend; die Verfasserin scheint beständig Websters' großes Dictionär konsultirt zu haben, um für gangbare angelsächsische Ausdrücke jedesmal seltene und ungewohnte Wortbildungen anwenden zu können. Nur wenige von ihren Familienscenen sind vom ächten weiblichen Geiste durchdrungen; ihre Balladen sind im Verhältnisse zu ihrem Stoffe viel zu ausgedehnt und befriedigen daher den Leser nicht. Am besten sind noch ihre sorgfältig gefeilten Sonnetten.

Die in „Cartoons“ mitgetheilten Legenden haben einen gewissen katholisirenden Anstrich; in dem Gedichte „Bacharach Wine“ zeigt die Dichterin, daß sie, was bei den Amerikanerinnen eine große Seltenheit ist, die Gabe des Humors besitzt und dieselbe prächtig zu verwerthen versteht.

Das erzählende Gedicht „Beechenbrook“ (Baltimore 1872) wurde während des hartnäckigen Bürgerkrieges geschrieben und fand im Süden eine ungemein günstige Aufnahme. Es ist jeder Südländerin, welche jener Krieg zur Wittwe machte, gewidmet; auch heißt es in jener Widmung, daß es für das dem Süden zugefügte Unrecht überhaupt kein Vergessen gebe. Der Inhalt jenes Büchleins ist einfach. Ein Virginier greift zu den Waffen und zieht ins Feld zur Vertheidigung einer gerechten (?) Sache. Seine Familie läßt er zu Hause; seine Gemahlin ermahnt ihn beim Abschiede tapfer zu kämpfen, denn sie wolle ihn lieber gleich den alten Helden auf dem Schilde nach Hause

gebracht sehen, als erlauben, daß er zu feige sei, sein Blut für die Freiheit zu vergießen. Mit der südlichen Freiheit hatte es aber bekanntlich eine eigene Bewandtnis. Die Erlebnisse jenes Kämpfers im Felde sind ohne besonderes Interesse; was jedoch jener Erzählung poetischen Reiz verleiht, ist die darin besungene Liebe zwischen Mann und Weib.

Manche Aehnlichkeit mit Preston's Gedichte haben die „Lotos-Flowers" von Frau Chambers-Ketchum (New-York 1877). Diese Dichterin erwähnt der südlichen Konföderation, ihrer Bestrebungen und Mißerfolge nur selten und das spricht zu ihren Gunsten. Und doch ist sie im Herzen eine ächte Südländerin. Sie wurde in Kentucky von virginischen Eltern geboren, lebte jedoch meistentheils im Staate Louisiana; sie war zweimal verheiratet und ihr letzter Gemahl, Leonidas Ketchum, fiel in der Schlacht von Shiloh. Als die nördlichen Truppen Memphis einnahmen, mußte die Dichterin, die damals als Redactrice eines politischen Blattes daselbst thätig war, jene Stadt wegen ihrer geharnischten Gedichte „Nec Temere, nec Timide" und „The Bonny Blue Flag" verlassen. Ihre „Lotosblumen" sind die Erzeugnisse eines zarten, gefühlvollen Herzens; die Sprache ist durchgängig eine edle und gewählte und ein romantisch-religiöser Duft schwebt über jedem Gedicht. Sie trägt ihre ausgedehnte Belesenheit gerne zur Schau, doch berühren ihre eingestreuten fremdsprachlichen Phrasen nicht so unangenehm wie bei Preston. Dadurch daß sie es verstanden hat, mehr Handlung in ihre längeren Gedichte zu bringen, ermüden uns dieselben nur selten beim Durchlesen. Sie *sind* alle aus tiefem Gefühlsleben hervorgegangen und

ragen daher nur selten den Stempel des Gemachten und Erzwungenen an sich. Sie bedient sich auch gerne der reimlosen Jamben, eines Versmaßes, das sich im Englischen mit der größten Leichtigkeit anwenden läßt. Trotzdem fast jedes Gedicht eine religiöse, aber keine konfessionelle Färbung trägt, hat die Verfasserin doch noch eine besondere Abtheilung religiöser Lieder ihrem Buche einverleibt; nun, eine amerikanische Dichterin, die nicht einen Beitrag zu irgend einem Kirchenliederbuch geliefert hat, ist eine der größten Seltenheiten. Die Frauen sind in Amerika hauptsächlich die Hüterinnen der in zahllosen Sekten zertheilten christlichen Religion; sie sind die zuverlässigste und opferfreudigste Leibgarde der Pfaffen, was letztere bekanntlich trefflich zu würdigen wissen. Frau Chambers-Ketchum, welche sich neuerdings in die katholische Kirche aufnehmen ließ, ist auch die Verfasserin einiger elegant geschriebenen Novellen. Ihre letzte Gedichtsammlung führt den Titel „Christmas Carillons" (New-York 1888).

Das Bändchen „Autumn-Dreams by Chiquita" (New-York 1870) hat Frau Eppie B. Castlen zu Macon in Georgia zur Verfasserin. Diese Sammlung, die größtentheils aus Gelegenheitsgedichten besteht, mag für die Freunde der Dichterin eine ganz willkommene Gabe gewesen sein; die amerikanische Literatur ist jedoch durch die Herausgabe derselben in keiner Weise befördert worden. Castlen sagt mit einer englischen Schriftstellerin, daß eine Frau ohne Poesie einer Landschaft ohne Sonnenschein gleiche; sie hat da nach unserer Ansicht vollkommen Recht, aber es wäre in diesem Falle besser gewesen, sie hätte sich ausschließlich an der Lektüre gediegener Poesien anderer Verfasser erbaut, als daß sie selber einen Gang

nach dem für sie unerreichbaren Parnaß wagte. Die von ihr mitgetheilten an sie gerichteten Gedichte ihrer Verehrer und Verehrerinnen zeigen deutlich, daß man ihr in Bezug auf ihr dichterisches Talent das Köpfchen arg verdreht hat.

„The Lover's Revenge, and other Poems" (Macon 1876) ist eine poetische Gabe des Frl. J. Thigpen, einer zu Clinton im Staate Georgia lebenden Lehrerin, die hauptsächlich unter dem Pseudonym „Jessie Linn" schreibt. Hin und wieder ist der Verfasserin ein lyrischer Wurf gelungen, im Ganzen jedoch sind ihre Gedichte werthlos. Ihre der Bibel entnommenen Stoffe, wozu natürlich auch die unvermeidliche Tochter Jephtha's gehört, entbehren auch jeder poetischen Inspiration.

Unter aller Kritik aber ist die Gedichtsammlung „Cactus; or, Thorns and Blossoms" (New-York 1879) von Frau Elisabeth O. Donnelly. Und doch tritt diese Frau mit den größten Prätensionen auf und hat auch ihr Buch durch A. Means, den Präsidenten von von Emory College in Georgia einführen lassen, was ihr aber nicht viel helfen wird, da jener Geistliche selber als geistloser Dichter zu bekannt ist. Der Inhalt dieses Buches besteht aus satyrischen, religiösen und der Sache des Temperenz gewidmeten Gedichten nebst einigen Memorialversen, die man alle zusammengereimte Prosa nennen kann. Im ersten Gedichte „Has she any tin?" (Hat sie Geld?), das die Verfasserin für die Schlußfeierlichkeit oder die sogenannten „Commencement Exercises" einer Lehranstalt zu Madison in Georgia schrieb, geißelt sie die Tendenz der Zeit, die den höchsten Vorzug in dem Besitze materieller Güter sieht. Die Liebe ist Unsinn und

ndet daher ausnahmsweise nur noch im Herzen eines leichwangigen Penſionatzöglings Raum. Das Geld nur llein iſt etwas Reales, das alle geiſtigen und körper-chen Fehler naturaliſirt. In Donnelly's Satyren iſt ider zu wenig Kraft und Saft und die oft angewandten, ur den Südländern geläufigen Slang-Phraſen erſetzen urchaus noch lange nicht die zur Satyre gehörigen Schärfe.

Ihre Temperenz-Gedichte ſind gegen den Genuß eiſtiger Getränke gerichtet. Unter Temperenz verſteht der Amerikaner nicht etwa mäßigen Genuß des Weines, Bieres u. ſ. w., ſondern vielmehr gänzliche Enthaltſamkeit von denſelben. Jene Temperenzler wollen daher mit allen möglichen Mitteln alle öffentlichen Trinklokale, alle Bierbrauereien und Schnapsbrennereien unterdrücken, damit das Uebel mit der Wurzel ausgerottet werde. Sie haben zu dieſem Zwecke bereits eine ziemlich reichhaltige Literatur geſchaffen und vertheilen ihre Traktätchen millionenweis. Donnelly's Gedichte ſind jedoch am wenigſten geeignet, den Anbruch der erwarteten Kaltwaſſerperiode zu beſchleunigen.

In den Gedichten „Flowers of Hope and Memory" Richmond 1861) begegnet man doch, wenn auch äußerſt elten, einem wirklich poetiſchen Gedanken. Die Verfaſſerin, Frau Cornelia Jordan, wurde 1830 zu Lynchburg in Virginien geboren und erhielt ihre Bildung in einer Kloſteranſtalt, was ſich auch deutlich in einigen ihrer Gedichter abſpiegelt. Ihre „Blumen" ſind theils kleineren Hausgärten, theils Gräbern entſproſſen. Sie ſympathiſirt mit allen Mühſeligen und Beladenen und alle ihre Ge-

dichte sind von einer wohlthuenden, melancholisch-philantropischen Gesinnung durchdrungen. Einige ihrer Naturbetrachtungen erinnern lebhaft an Bryant. Ihr Gedicht „Richmond: her Glory and her Graves“ (Richmond 1867) verherrlicht die ehemalige Hauptstadt der Rebellen und ihre Helden in der überschwänglichsten Weise und das gehaltlose „Christmas Poem“ (Lynchburg 1865) ist nur zur Unterhaltung ihrer Kinder geschrieben und wir hoffen, daß es wenigstens diesen bescheidenen Zweck erfüllt hat.

Frau Mary Bayard Clarke zeigt sich in ihren „Mosses from a Rolling Stone; or, Idle Moments of a Busy Woman“ (Raleigh, N. C. 1866) als eine begabte Dichterin. Ihre längeren, südliche Landschaften und Begebenheiten besingenden Gedichte sind voll Wohllauts und Schwung und die eingestreuten Uebersetzungen aus dem französischen und italienischen werden dem Geiste der Originale gerecht.

Frau Clarke's „Clytie and Zenobia; or, the Lily and the Palm“ erschien 1871 in New-York. Es ist dies ein kleines erzählendes Gedicht, das einen mythologischen Stoff mit anerkennenswerthem Geschick behandelt.

Dichter und Dichterinnen der Gegenwart.

II.

Wenn man die Masse der in Amerika während der letzten 20 Jahre veröffentlichten poetischen Werke betrachtet, muß man unwillkürlich die alte Ansicht, daß wir in einem materialistisch gesinnten Lande und Zeitalter leben, für unbegründet halten. Allerdings hört man neuerdings in den Erzeugnissen der Lyriker auch das Dampfroß brausen, die Maschinen schnarren und den Abendwind durch Telegraphendrähte ziehen; aber dies zeigt doch nur, daß sich die Poesie auch in unseren veränderten socialen Verhältnissen zurecht finden kann. Der Dichter ist Träger des Volksgeistes, oder sollte es wenigstens sein; die Phantasiewelt der alt-klassischen Periode und des romantischen Mittelalters ist verblaßt und paßt nicht mehr in unsere moderne Weltanschauung; dafür aber ist dem Dichter eine neue an Aufgaben und Thaten reiche Welt erschlossen, deren scheinbare Disharmonien er durch eine himmlische Gabe zu versöhnen hat.

Die Zahl der amerikanischen Dichter und Dichterinnen ist wirklich eine viel größere als sich unsere Literarhisto-

riker träumen lassen und wenn erstere hin und wieder nur mit der zu erwartenden Bescheidenheit aufträten, könnte man ihnen ihre poetischen Sünden schon leichter verzeihen.

Wir werden hier nun gelegentlich auch einige Dichterlinge besprechen, die durchaus keinen Anspruch auf literarische Berücksichtigung haben; aber die unverschämten Prätensionen, mit denen sie vor das Publikum treten, und die schmeichelhaften Kritiken, die sie sich zu verschaffen und zu verbreiten wußten, zwingen uns, ihnen die gebührende Zurechtweisung angedeihen zu lassen. Wir werden uns nicht besonders bemühen, die hier zu besprechenden Werke zu klassificiren oder einen Uebergang von dem einen zum andern gewaltsam zu erzwingen.

Da liegt uns denn zuerst vor „The Woman and the Queen: a Ballad, and other Specimens of Verse" (Cambridge 1875) von Arthur W. Austin, einem Bostoner Kaufmann, der sich nicht allein als ein großer Verehrer, sondern auch als respektabler Kenner der griechischen und römischen Lyriker dokumentirt. Den Stoff zu seinem Hauptgedicht, das im Stile der altenglischen Volksballaden gehalten ist, hat er Wharton's „History of English Poetry" entnommen. Austin wandelt gern auf klassischem Boden und überhaupt da, wo der menschliche Genius Erhabenes und Schönes geschaffen hat. Seine Uebertragungen aus den erotischen Ergüssen der Griechen und Römer sind sehr frei gehalten, was schon durch den dabei angewandten Reim bedingt war; aber sie lesen sich recht angenehm, wie denn überhaupt das ganze Bestreben des Verfassers einen wohlthuenden Eindruck macht.

„Echoes of Song" (Springfield, Ill. 1878) betiteln

ich die Gedichte von Lucy J. Washington, der Gattin eines Geistlichen. Der Inhalt besteht aus geistlosen Reimereien über Vögel, Blumen, Schmetterlinge und derartige alltägliche Themen, an denen sich unsere Dichterlinge vorzugsweise vergreifen; auch enthält das Büchlein einige für die weiblichen Wasserapostel geschriebene Temperenzlieder und sonstiges im hausbackensten Englisch abgefaßtes Weibergeschwätz, so daß man unwillkürlich diese unverzeihliche Verschwendung an Papier bedauern muß.

Die „Heart Echoes" (New-York 1885), von Helen A. Manville, einer in Wisconsin lebenden Dame, sind gefühlvoll und formgewandt.

In „The Voices" (Boston 1870) gibt Warren Summer Barlow seine Ansichten von Gott, der Welt und dem Menschen zum Besten; es zerfällt jenes Buch in die Stimme der Natur, die Stimme des Kiesels, die Stimme des Aberglaubens und die Stimme des Gebetes. Das ganze Werk, das einen poesielosen Pantheismus predigt, ist in jenem trocknen Tone geschrieben, den man bald satt wird; dadurch aber, daß der Verfasser mitunter derb gegen den dogmatischen Unsinn der orthodoxen Geistlichkeit auftritt, erwirbt er sich wenigstens das Verdienst, ein Streiter auf dem Gebiete der Gewissensfreiheit zu sein. Die „Stimme des Kiesels" verkündet das Humboldt'sche Wort, daß die Natur Einheit in der Mannigfaltigkeit sei; die Schöpfung ist ein hoher Gedanke, welcher der göttlichen Liebe und Weisheit entsprungen ist. Diese und ähnliche Ideen wiederholt Barlow bei jeder Gelegenheit; überhaupt bleicht vieles dem langweiligen hochtönenden Phrasenschwall amerikanischer Liberalitätsprediger, die eine vorgeschriebene Zeitabtheilung wohl oder übel ausfüllen müssen.

Barlow erkennt das Recht der individuellen Geistesrichtun an und zwar auf den stichhaltigen, die größte Toleran predigenden Grund hin, daß auf der ganzen weiten We keine zwei Menschen existiren, die sich physisch oder psychis absolut ähnlich sind.

Die „Stimme des Aberglaubens" nimmt ziemli zwei Drittel des Buches ein. Die Glaubensbekenntniss heißt es darin, lästern Gott und sprechen dem gesund Menschenverstand Hohn, weshalb sich die Menschheit endli von der Priesterherrschaft befreien sollte. Barlow gi darin eine weitschweifige Versification der Schöpfung geschichte und des ersten Sündenfalles; warum aber, fra er, hat Gott jenen fatalen Baum des Paradieses nic ausgerottet und so sein Lieblingsgeschöpf vor dem zei lichen und ewigen Tode geschützt? Mit der Zahl d Menschen wuchs auch die Schlechtigkeit derselben, so d die Sintflut kommen mußte. Noah, als einer der wenig Frommen, wird gerettet und nachdem er sich irgendw angesiedelt hatte, pflanzt er Weinstöcke und genießt v den Früchten derselben mehr als es einem anständige Manne zukommt. Adam wurde durch Essen und Noa durch Trinken zum Sünder; Gott aber begünstigte d durch die Ausübung der Sünde, daß er dazu stets ein Gelegenheit bot.

Späterhin sehen wir Abraham als auserkorene Liebling Gottes; daß aber auch dieser kein mustergültige Frommer war, hat die Bibel unverhohlen dargeleg Daß Lot's Frau wegen eines mitleidsvollen Blickes z Salzsäule verwandelt wurde, nennt Barlow eine unverzeil liche Grausamkeit. Besonders schlecht ist er auf die alte *jüdischen* Patriarchen zu sprechen. Der fromme Jako

og und betrog bei jeder Gelegenheit, die ihm materiellen Vortheil versprach und gilt trotzdem heute noch in jüdischen wie in christlichen Tempeln als ein Vorbild der Frömmigkeit und Gottergebung; sein ehrlicher, treuherziger und gutmüthiger Bruder hingegen, dem selbst die Bibel nicht die geringste Schlechtigkeit nachzusagen hat, ist heute noch nicht in der „öffentlichen" Meinung gerechtfertigt. Heißt es doch von Jakob „er war ein frommer Mann" und das genügt, um jede andere Ansicht „unter die Bank zu würgen".

In diesem häufig an den Freidenker Ingersoll erinnernden Stile bespricht Barlow die Hauptbegebenheiten des alten und neuen Testaments. Sein Buch liegt uns in der achten Auflage vor und scheint demnach große Verbreitung gefunden zu haben, was rücksichtlich der Thatsache, daß wir hier im Lande der hirnverbranntesten, heterogensten Sektirerei und des albernsten Buchstabendienstes wohnen, sicherlich von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist. Eine Religion — und dies ist ungefähr die Quintessenz des Barlow'schen Werkes — die noch hartnäckig an alten Märchen und Wundergeschichten klebt, hat keine Existenzberechtigung; da, wo man die Vernunft aus Tempeln verbannt, macht man dieselben zur Mördergrube des Verstandes.

In der „Stimme des Gebetes" spricht sich Barlow energisch für die Einführung des Frauenstimmrechts aus! — Alles, was er überhaupt vorzubringen hat, ist im Grunde nichts anders als seichtes, billiges, rationalistisches Zeug, das sich viel besser in Prosa ausnehmen würde.

„Poems early and late" (Chicago 1876) betiteln sich die Gedichte des Geistlichen H. N. Powers, des Ver-

fassers des religiösen, ziemlich verbreiteten Prosawerkes „Through the Year“. Powers vertritt darin eine anmuthreiche Religiosität; es ist hier nichts Gekünsteltes und Gemachtes, sondern Alles, was der Verfasser vorzutragen hat, ist selbst erkämpft und erlebt. Diese Gedichte heimeln uns an; da ist weder süßliche Gefühlsduselei noch krankhafter Pietismus, sondern ächte Herzenskeuschheit und männliche Gesinnung. Es befinden sich darunter einige lyrische Perlen, auf die ein Longfellow stolz sein könnte; seine Naturbilder zeigen, daß er Bryant's Werke emsig studirt hat.

„The Wreathed Cross and other Poems, Aesthetic and Religious“ (Easton, Pa., 1879) lautet der Titel der Gedichte des Geistlichen D. Y. Heisler, der in orthodoxen Kreisen hauptsächlich durch seine Schriften „The Fathers of the German Reformed Church in Europe and America“ und „Life-Pictures of the Prodigal Son“ bekannt ist. Heisler hat hier nichts anders als Beiträge für ein zukünftiges Gesangbuch der reformirten Kirche geliefert; denn alle seine Ergüsse drehen sich um den Refrain des in den amerikanischen Kirchen vielgesungenen Liedes „Nearer, my God, to thee!“

Henry Peterson (geb. 1818 zu Philadelphia und seit dreißig Jahren daselbst als Journalist thätig) ließ 1863 in seiner Vaterstadt einen Band „Poems“ erscheinen, den er seinen Collegen von der Presse gewidmet hat. Es ist darin viel Kriegslärm aus der damaligen bewegten Zeit enthalten; auch tritt der Verfasser, wo es nur angeht, gegen die sich verallgemeinernde Korruption auf und zeigt sich überhaupt als ächter Kämpe für Freiheit und Gleichheit. Einige dieser Gedichte sind jedoch im Grunde

genommen nichts anders als gereimte Leitartikel. In dem längeren aus drei Abtheilungen bestehenden Lehrgedicht „The Rivals“ schildert er den Kampf einer idealen, schwärmerischen Natur gegen die prosaischen Elemente der heutigen Gesellschaft und sucht diese beiden Extreme schließlich dadurch zu versöhnen, daß er die Vertreter derselben für einen Gegenstand interessirt, wodurch die feindlichen Ansichten zu einer friedlichen, beiden Theilen gerecht werdenden Lösung gelangen.

Peterson's didaktisches Gedicht „The Modern Job“, das der Verfasser selber für ein epochemachendes Werk hält, erschien 1869. Sein Hiob heißt mit vollem Namen Job Goodman und wohnt im Montgomery County des Staates Pennsylvanien. Die Tugend desselben war durch zahlreiches Vieh und durch sieben vielversprechende Kinder, nämlich vier Söhne und drei Töchter, belohnt worden. Trotzdem er nun sonst ein redlicher Mann war, war er doch dem dortigen Pastor nicht fromm genug, denn er ging ihm zu selten in die Kirche und legte auch keinen hohen Werth auf den orthodoxen Wort- und Formenkram; denn die Werke gingen ihm über den Glauben. Auch verehrte er seinen Gott mehr in der freien Natur als in der dumpfen Schwüle der Kirche. Er war wohlthätig, ein Wort war einem Eide gleich und kein Armer ging unbeschenkt aus seinem Hause; aber trotz alledem war er in den Augen der Gläubigen kein frommer Christ. In seiner Nähe lebte oder vegetirte vielmehr ein mißgestalteter, trotziger und menschenhassender Zwerg Namens Judas. Seine Hütte stand auf Job's Eigenthum; er bebaute ein kleines Stück Land und fing sich Fische zu seinem Unterhalte. Bedürfnisse hatte er sehr wenige. Die Leute der

Nachbarschaft mieden seinen Blick wie der Teufel das Crucifix; seine nähere Bekanntschaft zu machen, fiel Keinem im Traume ein. Judas war mit sich und der Welt zerfallen; aber seine Menschenfeindlichkeit muß doch nicht so sehr intensiv gewesen sein, denn er rettete einst Job's Tochter von dem Wassertod. Als ihn einstens der neue Prediger in seinem apostolischen Amtseifer besuchte, entpuppte er sich im Gespräche als ein eifriger Verfechter der Darwin'schen Entwicklungs-Theorie, worauf der fromme Mann Gottes so schnell wie möglich das Weite suchte.

Als sich Hiob für die Errettung seiner Tochter bedanken will, lacht ihn der Zwerg aus und sagt, er hätte sie lieber ertrinken lassen sollen; denn je weniger Menschen, desto weniger Unglück gäbe es auf der Welt. Dann sprechen beide über die göttliche Weltordnung; Job dankt seinem Schöpfer für die ihm erwiesenen Wohlthaten; Judas hingegen fragt den unbekannten Gott spöttisch, wofür er ihm danken solle. Darauf zieht sich ein schweres Gewitter zusammen und Job eilte besorgt nach Hause. Die Unterhaltung, die Judas darnach mit der geretteten Miriam führt, gibt uns einen interessanten Einblick in die geistige Entwicklungsgeschichte des Misanthropen und als ihm nun jenes Mädchen eine Haarkette nebst goldenem Kreuz zum Geschenke macht, wird er zu Thränen gerührt.

Job wird vom Zorne Gottes heimgesucht; seine Heerden sterben hin und seine Felder tragen nicht mehr. Ein Sarg nach dem andern wird aus seinem Hause getragen und den letzten trugen er und Judas zur kühlen Gruft. Job mußte Haus und Hof verkaufen und war ein gebrochener, kranker Mann. Als er nun zum letzten *Male in* seinem Wohnhause saß, kam Judas zu ihm und

ferirte dem heimatlosen Greise seine bescheidene Hütte. vei Geistliche traten ein, um Job noch vollends die Hölle ıß zu machen. Er muß unstreitig irgend eine geheime)were Sünde begangen haben, denn sonst hätte ihn Gott cht so exemplarisch heimgesucht; nun solle er also seine eue kund thun und sein Gewissen erleichtern. Dabei ird zugleich der in der Nähe wohnende katholische Geist- he in den Abgrund der Hölle verwünscht, wie das so e christliche Brüderlichkeit der Gottesdiener von selber it sich bringt. Job erwidert, jeder Priester behaupte ı Besitze der unfehlbaren Wahrheit zu sein; wer solle ın entscheiden? In diesem äußerst langweiligen Ge- räch vertritt Job den rationalistisch-humanen Stand- ınkt und nöthigt schließlich die Geistlichen zum Abzuge.

Nun erzählt Judas einen Traum, den er in der ɜten Nacht gehabt hatte. In demselben hatte er sich it dem Erzengel Michael über Religionsphilosophie und ıige Fragen der amerikanischen Politik unterhalten. ıf seine Frage, warum dann Gott nicht das Böse auf ɔben ausrotte, tritt der Teufel ein und erklärt, daß ɔes Geschöpf, Thier wie Mensch, nach seiner individuellen atur handle; der Vogel singe und der Tiger zerreiße ːs sanfte Schaf, weil es so in ihrer Natur liege; ein ɜentliches Uebel aber existire nicht in der Welt. Das nge, einförmige und ermüdende Gespräch ist im Grunde nommen nichts Anderes als eine Breittretung des Shake- ɛare'schen Spruches: „An sich ist weder Etwas gut noch ıse, das Denken macht es erst dazu!"

Job wohnt bei Judas bis an sein Ende und ge- ınnt denselben für seine Lebensregel, daß die Aufgabe

des Menschen darin bestehe, täglich besser und vollkommener zu werden.

Eine neue Serie „Poems“, welche auch den „Modern Job“ enthält, ließ Peterson 1883 in Philadelphia erscheinen; sein Schauspiel „Caesar“ (1879) ist eine der besseren dramatischen Dichtungen Amerika's.

Die „Poems“ der Brüder Samuel und Charles Sumner (New-York 1877) bilden einen stattlichen Band von 500 Seiten. Sie bestehen meistens aus gänzlich werthlosen Gelegenheitsgedichten, welche die Verfasser am besten dem Papierkorb einverleibt hätten.

Die „Out-of-door Rhymes“ (Boston 1872) der Eliza Sproat Turner, einer in Philadelphia wohnenden Dame, machen keinen üblen Eindruck; die Sprache ist leicht und ungekünstelt und Alles ist von einer optimistischen Weltanschauung durchdrungen. Die Dichterin besingt Themen aus dem täglichen Leben und weiß denselben mitunter interessante Seiten abzugewinnen. Ihre Bilder aus der stillen Häuslichkeit sind keusch und mitunter von einer originellen naiven Färbung. Daß sie auch einige matte religiöse Lieder bringt, versteht sich bei einer Amerikanerin von selbst.

Die Bostoner Frauenrechtlerin und Verehrerin des Philosophen Kant, Julia Ward Howe, ist Verfasserin mehrerer Bände Gedichte, die sich in den schöngeistigen Kreisen Neuenglands einer beachtenswerthen Popularität erfreuen. Frau Howe interessirt sich leidenschaftlich für Politik und Tagesfragen; dem Ewig-Weiblichen „das uns hinan zieht“, leiht sie nur höchst ausnahmsweise ihre Stimme. Sie ist eine vielseitig gebildete und viel gereiste *Frau* und als solche nicht gewohnt, ihr Licht unter den

ɔcheffel zu ſtellen. Ihre Gedichte, ſo ſorgfältig ſie auch eſeilt ſind, laſſen mit wenig Ausnahmen, kühl bis in's Herz inan; denn es herrſcht in allen das gedankliche oder, ie Viſcher ſagt, das gnomiſche Element zu ſehr vor. Die dem ächten Liede eigen ſein ſollende edle Einfalt und ciſche Natürlichkeit gelangt nur äußerſt ſelten zum wirkamen Ausdruck. In der Sammlung „Words for the Iouse“ (Boſton 1856) iſt das Gedicht „Fanny Kemble's Child“ wegen ſeines Gedankenreichthums und ſeiner kraftnd ſchwungvollen Sprache beſonders bemerkenswerth; berhaupt iſt dies Buch das einzige poetiſche Werk der Verfaſſerin, worin ſie mitunter zarte, ächt weibliche Seiten ngeſchlagen hat. Ihre „Later Lyrics“ (Boſton 1866) nthalten auch eine Anzahl Kriegsgedichte. Daß ſie eine ifrige Spaziergängerin auf dem Gebiete der ſpeculativen Philoſophie iſt, kann ſie nirgends verleugnen; Vortheil ber hat dies ihren poetiſchen Beſtrebungen nicht ſonderich gebracht.*)

Jede Seite des Buches „Poems by Stuart Sterne“ New-York 1874) zeigt deutlich, daß wir es hier mit den chöpfungen eines ächt deutſchen Gemüthes, und zwar it denen einer Frau zu thun haben; und wenn wir ur näheren Information Adolf Strodtmann's „Amerikaniſche Anthologie der Gegenwart“ (Hildburghauſen 870), in der ſich einige Gedichte Stuart Sterne's in iemlich gelungener deutſcher Uebertragung finden, nach-

*) Frau Howe iſt die Wittwe des 1876 verſtorbenen Dr. Samuel G. Howe, des langjährigen, verdienſtvollen Direktors der erkins'ſchen Blindenanſtalt zu Boſton, deſſen Biographie ſie für n 45. Jahresbericht jenes Inſtituts bearbeitet hat.

schlagen, sehen wir diese Ansicht vollkommen bestätigt; denn unter jenem Pseudonym birgt sich die 1848 in Dresden geborene Fräulein Getrude Blöde, Tochter des verstorbenen deutsch-amerikanischen Journalisten Dr. G. Blöde.

Ihre Gedichte, die zum großen Theil in volksthümlichem Tone gehalten sind, sind durchgängig Deutsch gedacht und wenn sich auch hin und wieder Anklänge an amerikanische Denkweise und Verhältnisse finden, so wird der Grundkarakter dadurch doch wenig beeinträchtigt. Alle sind von dem einen Gedanken getragen: gänzliche, wenn auch hoffnungslose Hingabe an den Gegenstand der Liebe.

Diese Lieder treten sämmtlich anspruchslos und bescheiden auf, und jede Effekthascherei ist ihnen fremd; die Resignation der Dichterin ist eine edle, die nicht, wie bei den neuesten Weltschmerz- resp. Verzweiflungs-Dichtern in disharmonischen, pessimistischen Klagetönen, sondern in friedlichen ruhigen Akkorden zum Abschluß kommt. Sie hat sich in das Unvermeidliche gefunden und sich mit ihrem Schicksal versöhnt; trotzdem ihr dasselbe keinen andern als den allerdings zweifelhaften Trost auf die Freude des Jenseits gewährte, so ist dieser doch ihr Eins und Alles und sie klammert sich fest an ihn, wie der Ertrinkende an einen Strohhalm. Sie wünscht den Tod herbei und läßt ihren Grabesgedanken und ihrer Kirchhofssehnsucht fast auf jeder Seite freien Lauf. Die Natur und ihre mannigfachen Erscheinungen ruft in ihr keine kindliche Heiterkeit hervor, und ein erfrischender Humor wird gänzlich vermißt. Auch die vielen religiösen Anklänge sind nicht geeignet, den Gedichten einen andern als düstern Gesammtkarakter zu verleihen. Die Sonette und das

ngere erzählende Schlußgedicht „Cornelius“ zeugen von ıßer Sprachgewandtheit und enthalten manchen ſchönen ıetiſchen Gedanken. — Außerdem ſchrieb ſie „Angelo, Poem“ (1878), „Giorgio, and other Poems“, und ɜeyond the Shadow“ (1888).

Von John A. Dorgan, dem talentvollen Dichter r „Studies“, die uns in der dritten Auflage (Phila-lphia 1866) vorliegen, wiſſen die Amerikaner gar wenig ı berichten; ja ſehr viele kennen ihn noch nicht einmal n Namen nach. In Deutſchland machte Adolf Strodt-an ſeiner „Amerikaniſchen Anthologie“ zuerſt auf ihn ıfmerkſam und in Amerika nahm ſich ſeiner Caſpar Butz den von ihm herausgegebenen Monatsheften liebevoll ı. — Dorgan, der in ſeiner Vaterſtadt Philadelphia 367 im Alter von 31 Jahren an der Schwindſucht ſtarb, ar von irländiſcher Abſtammung; er widmete ſich dem otariatsgeſchäfte und trieb nebenbei fleißig philoſophiſche ıd äſthetiſche Studien. Er war der deutſchen Sprache weit mächtig, daß er mehrere Gedichte deutſcher Lyriker ıerſetzen konnte.

Dorgan iſt ein ächter, tief fühlender Dichter, der ne Feder in ſein Herzblut taucht. In ſeinen gedanken-ichen Ergüſſen, zeigt der Weltſchmerz leider ſehr oft n trübes Angeſicht und man merkt denſelben zu ſehr , daß ſie dem Krankenlager entſprungen ſind. Er wühlt t Wolluſt in ſeinem Schmerze und gibt alle Hoffnung f Geneſung auf. Trotzdem iſt ſeine Sprache markig d ſchwungvoll wie die Leopardi's und er will es mit er Gewalt ertrotzen, daß man in der Zukunft ſeinen ımen zu den beſten zähle. Er ſehnt ſich nach dem Tode ıd nennt ſich einen Theil der Nacht, die er in melan-

cholischen Tönen besingt. Da er sich mit dem Gedanken an seinen nahen Tod innig vertraut gemacht hat, so hat auch die Welt noch wenig Reize für ihn und gerne wendet er sich düsteren Phantasiegebilden zu.

In seinem von Caspar Butz*) trefflich übersetzten Gedichte „The New Poet" läßt er den Dichter der Zukunft nicht in Purpur erscheinen; nein, Kummer und Noth sollen ihn durch sein ganzes Leben begleiten und ihm die Sympathie für alle Weinenden nachhaltig einimpfen. Seine Pflicht ist es, bis an sein Ende das Schwert gegen alles Böse zu ziehen; er liebt und leidet mehr als die anderen Menschenkinder und ist mit den Thränen vertrauter als mit dem Lächeln. Der Haß gibt ihm zum Grabe das Geleite und sein Name wird in späteren Zeiten Ehrfurcht, Mitleid und Liebe erwecken. Sein Leben wird edel sein wie sein Lied.

Andere bemerkenswerthe Gedichte Dorgan's sind „Tannhäuser" und „The Rest of Boodh". In allen zeigt er sich im diametralen Gegensatze zum herrschenden Zeitgeiste; er träumt, phantasirt und weint zu viel.

„The Song of Iron and the Song of Slaves; with other Poems" (Philadelphia 1863) betitelt sich das Werkchen des wenig gekannten und seit Jahren verstorbenen Kane O'Donnel. Sein „Eisenlied" ist ein Lobgesang auf die Hochöfen und Eisenindustrie Pennsylvaniens; in demselben schaffen die Bergleute, die prosaischen Zwerge der Jetztzeit das ehrliche Metall an das Tageslicht; die Schmelzöfen schicken den Rauch zum Himmel und an

*) Siehe dessen „Gedichte eines Deutsch-Amerikaners." Chicago 1879.

ıuſend Amboſſen regen ſich unzählige Hände. Es iſt ies ein ſchwungvoller Sang, der die Macht und Wichtig- :it der Induſtrie verherrlicht. Im „Sklavenliede“ be- ınbet ſich der Verfaſſer als bitterer Feind aller Unter- rückung und als ehrlicher Freund der freien Arbeit und lrbeiter; nichts iſt ihm verhaßter als die aufgeblaſene)eld-Ariſtokratie, deren Paläſte unter den Thränen ent- echteter Menſchen entſtanden ſind. O'Donnel's Lieder nd leicht und ſangbar und daß er es prächtig verſteht, ch mit den Fröhlichen zu freuen, zeigt ſein den Wein erherrlichendes Gedicht „King Ruli“.

1875 erſchienen zu Philadelphia die „Poems“ der :lara J. Moore Die Verfaſſerin tritt ſehr beſcheiden uf und hat auch alle Urſache dazu, denn ihre Produkte nd gar armſelig. Sie beſtehen meiſtentheils aus Ge- :genheitsgedichten, die urſprünglich für Privatzirculation eſtimmt waren und es auch hätten bleiben ſollen. Ihre ıatten Kriegslieder haben ſchwerlich zu einer Heldenthat egeiſtert und zu den hin und wieder verſuchten Natur- hilderungen fehlt ihr überhaupt die allergeringſte Anlage.

1876 gab Frau Moore in ihrer Vaterſtadt Phila- elphia die Novelle „On Dangerous Ground“ *) heraus, ıelche vier Auflagen erlebte, trotzdem ſie von Kritikern erade nicht mit Handſchuhen angefaßt wurde. Agatha, ie Heldin derſelben, ſehnt ſich nach einer platoniſchen reundſchaft und begiebt ſich damit auf einen gefährlichen)oden. Sie findet ſchließlich oder glaubt ihr Ideal ver- ırklicht zu finden, in dem Anſchluß an einen verheirateten

*) Auf dem Titelblatte derſelben nennt ſie ſich „Mrs. Bloom- eld Moore.“

Mann, der sich ihr zu Liebe von seiner Gattin scheiden läßt und sie dann heiratet. Das ganze Werk, in dem der Einfluß der Goethe'schen „Wahlverwandtschaften" nur schwer zu verkennen ist, ist ein ziemlich langweiliges Gemälde der amerikanischen Gesellschaft; die vielen eingestreuten und unnöthigerweise in die Länge gezogenen Gespräche uninteressanter Personen ermüden den Leser auf's Aeußerste. Außerdem gab Frau Moore unter dem Pseudonym „Mrs. J. O. Ward" das viel verbreitete Buch „Sensible Etiquette" heraus. Es ist dies ein Codex für den gesellschaftlichen Verkehr, der in Amerika schon deshalb ein Bedürfnis war und noch heute ist, weil daselbst Leute aus aller Herren Länder zusammenströmen und die verschiedenartigsten Sitten und Gebräuche mitbringen. Frau Moore behandelt also in ihrem Buche ein wichtiges Kapitel der noch so sehr vernachlässigten häuslichen Erziehung; denn die öffentlichen Schulen bekümmern sich so gut wie gar nicht um die ethische Ausbildung ihrer Schüler und glauben, sie hätten mit der Ausführung des vorgeschriebenen Lehrplanes schon ihre Pflicht gethan. Daß aber der Unterricht nur ein Theil der Erziehung ist, hat die amerikanische Pädagogik bis heute noch nicht begriffen, trotzdem die traurigsten Erfahrungen den Mangel an dem ethischen Elemente des öffentlichen Unterrichtes und die absolute Nothwendigkeit desselben Jedem klar und deutlich demonstrirt haben. Die Rohheit der amerikanischen Jugend ist sprichwörtlich geworden; einen Religionsunterricht kann man aus leicht begreiflichen Gründen an den öffentlichen Schulen nicht dulden, und zu einem konfessionslosen Sittenunterricht hat man es noch nicht gebracht. Diese Lücke *auszufüllen* überläßt man einfach dem Hause und dabei

errechnet man sich in den meisten Fällen gründlich.*) Moore's Buch war also eine Nothwendigkeit.

Frau Willing, eine andere Dichterin in Philadelphia, veröffentlichte 1879 in ihrer Vaterstadt „Genevieve of Brabant, a Legend in Verse". Es ist dies eine in sogenannten Spenser'schen Stanzen abgefaßte Erzählung von der Genovefa und ihrer Hirschkuh, die aber nicht als eine gelungene, den poetischen Anforderungen der Jetztzeit entsprechende Wiedergabe der alten, ursprünglich aus Frankreich stammenden Volkserzählung betrachtet werden kann. Es ist ein Lied der weiblichen Treue, Ausdauer und unwandelbaren Liebe, das dem Drama und der bildenden Kunst gleichsam ein unerschöpfliches Thema geliefert hat. Frankreich hat jene Erzählung hin und wieder sehr frivol behandelt und England hat sich um die unglückliche Pfalzgräfin auffallend wenig bekümmert; Deutschland aber hat sie sozusagen zu einer Heiligen gemacht. Mehrere Dichter der Neuzeit haben sich die eben so dankbare wie schwierige Aufgabe gestellt, das Gold der alten Volksbücher umzuprägen, damit es unter den Freunden der keuschen, dem Volksgemüth entsprungenen Poesie besser zirculiren könne; von demselben Gedanken ging auch Frau Willing aus, aber wir glauben, daß sie dabei ihr Talent überschätzt hat. In dem alten Volksbuche drängt sich Thatsache auf Thatsache, Willing jedoch kargt zu sehr mit wirklichen Handlungen. Bei der Jugendgeschichte der Pfalzgräfin,

*) Neuerdings haben einflußreiche amerikanische Schulmänner auf Abstellung dieses Uebelstandes hingearbeitet. So liegt uns unter dem Titel „Good Behavior" (Brattleboro, Vermont 1876) ein für Distriktschulen bestimmtes Werkchen vor, in dem Anstand und feine Sitten in kindlicher Sprache gelehrt werden.

deren Karakter im Volksbuche mit wenigen Strichen gezeichnet ist, hält sie sich viel zu lange auf; überhaupt hat sie die ganze Erzählung zu sehr verwässert. Dem religiösen Element derselben, das in der alten Fassung so wohlthuend wirkt, wird hier ein streng katholischer Stempel aufgedrückt. Die Einfalt und Naturtreue der ursprünglichen Erzählung wird überall schmerzlich vermißt, und die Motivirung des Schicksals der Genovefa ist eine sehr ungenügende. Das alte Volksbuch bringt immer noch Thränen hervor; Willing's Bearbeitung jedoch hinterläßt das Gefühl der Langeweile.

Dieselbe Verfasserin ließ 1881 erscheinen „Persephone, and other Poems". Ceres erwartet ihre Tochter, denn es ist Frühling geworden; aber sie kommt nicht in das Reich zurück und will überhaupt nur im Lande der Liebe und Erinnerung gesucht und gefunden werden. Persephone befindet sich in glücklicheren Regionen und spricht zur größten Freude ihrer Mutter, wie allenfalls eine selige Christin im Himmel sprechen würde. Von der alten sinnigen Naturmythe der Griechen, wie sie Schiller so meisterhaft in seiner „Klage der Ceres" zur Anschauung gebracht hat, ist hier nichts zu merken, und was das in technischer Hinsicht so vortrefflich abgefaßte Gedicht manchmal ungenießbar macht, sind die vielen Wiederholungen eines und desselben Gedankens. Ein Dichter muß auch die Kunst des Verdichtens verstehen; die Regeln desselben aber befolgt er nur dann, wenn er erstens nichts zwei Mal und zweitens nichts Ueberflüssiges sagt. Die Sucht, einen gewissen Raum mit Versen über ein Thema auszufüllen, ist für den Leser wie für den Dichter vom *Uebel.*

Willing's übrige in dieſer Sammlung enthaltenen
:dichte ſind, wie überhaupt alle ihre Erzeugniſſe, gut
ieilt, aber die ſchöne Form vermag die vorherrſchende
:danken-Armuth nicht zu erſetzen. Außerdem gab ſie
raus „Charades and Responses“ (Philadelphia 1874),
ıe Räthſelſammlung, die aus einem brieflichen Verkehr
t einer Freundin hervorgegangen.

Der bedeutendſte Dichter Philadelphia's iſt unſtreitig
:orge J. Boker.*) Er iſt im Jahre 1824 in der
ıannten Stadt geboren, und nachdem er ſeine juriſti-
en Studien in Princeton vollendet und eine Tour durch
ıropa gemacht hatte, kehrte er wieder nach Philadelphia
ıück. 1871 wurde er zum amerikaniſchen Geſandten
Conſtantinopel ernannt. Er practicirte niemals als
ıwokat, denn ſeine Privatverhältniſſe waren derart, daß
ganz und gar nach ſeinem Geſchmack leben konnte; an
ı Politik hat er jedoch ſtets lebhaften Antheil genommen.

Boker's Gedichte und Trauerſpiele, in denen das
ıſationelle Element ſorgfältig vermieden iſt, liegen in
ıei Bänden aus dem Jahre 1869 vor. („Plays and
ems“.) Seinen Gedichten, beſonders den Sonetten,
iſſen wir eine hohe Bedeutung zuſprechen und zwar
ıgen der herrlichen, männlichen Sprache und des ſeltenen
:dankenreichthums. Reizende Naturbilder werden uns
dem Geſange „Ode to a Mountain Hawk“ entrollt;
ıe „Vision of the Goblet“ iſt ein an klaſſiſchen An-
elungen reicher Triumphgeſang des Weines.

Boker's „Ballad of Sir John Franklin“ iſt zum Lieb-
gsgedicht der amerikaniſchen Jugend geworden; ſie iſt

*) Siehe die „Philadelphia Weekly Press“ vom 22. Dezbr. 1881.

im einfachen Volkston gehalten, kann sich aber mit dem dasselbe Thema behandelnden Gedichte der Spiritualistin Lizzie Doten*) in keinen vortheilhaften Vergleich einlassen.

Boker's „Poems of the War" (Boston 1864) fanden zur Zeit der Veröffentlichung ein dankbares Publikum. Boker war der David, der seinem Vaterlande, dem unglücklichen Saul, die Leiden des Bürgerkrieges durch die Klänge seiner Harfe erträglich machen wollte; nirgends zweifelt er an dem endlichen Siege und prophezeit der neu gereinigten und geeinigten Union eine ungetrübte Zukunft. Der Haß gegen den streitsüchtigen Süden hat keinen Ausdruck darin gefunden. Er besingt die siegreichen Generäle ohne dabei zu vergessen, auch der Thaten des gemeinen Soldaten zu gedenken. In trüben Tagen fachte er die Flamme der Begeisterung an und sprach den Vorposten neuen Muth ein. In dieser Hinsicht kann man Boker getrost als den Arndt seiner Nation ansehen.

1865 erschien von Boker die Tragödie „Königsmark", der das erzählende Gedicht „Legend of the Hounds" beigegeben ist.

1882 veröffentlichte er die Gedichtsammlung „The Book of the Dead". — Boker starb am 2. Jan. 1890.

Maurice F. Egan, früher in Philadelphia, jetzt aber in New-York wohnend, ließ 1880 seine Gedichte unter dem Titel „Preludes" erscheinen. Der Verfasser ist ein eifriger Katholik, der jenes Bändchen zum Besten der abgebrannten amerikanischen Jesuitenanstalt „University of Notre Dame" herausgab. Er ist in den romanischen Dichtern des Mittelalters wohl belesen, ein Um-

*) „Poems of the Inner Life". By Lizzie Doten. Boston 1868.

ſtand, der auf ſeine Poeſie nicht ohne Einfluß geblieben iſt. Seine Gedichte ſind zart, friſch und voll tiefen Gefühles; zuweilen tritt die katholiſche Tendenz ſtark in den Vordergrund.

„Rhymes atween Times“ (1873) betiteln ſich die Gedichte des verſtorbenen Buchdruckereibeſitzers Thomas Mac Kellar (geb. 1812 in New-York) zu Philadelphia. Derſelbe veröffentlichte früher ſeine Reimereien unter dem Pſeudonym „Tam“. In „Tam's Fortnight Ramble“, dem erſten aus ſechs Abtheilungen beſtehenden Gedicht, gibt er die auf einer Beſuchsreiſe nach New-York geſammelten Eindrücke wieder; er ſchildert dann einen Spaziergang durch die genannte Stadt, der in ihm zahlreiche Jugenderinnerungen wach ruft. Wo ſich die Gelegenheit nur an den Haaren herbei ziehen läßt, ſpricht er ſich über ſeine Lieblingsſchriftſteller Milton und Bunyan aus und verſucht dieſelben zu Heiligen zu ſtempeln. Er beſingt England und ſeine Schandthaten gegen Amerika und zwar Alles ohne den allergeringſten Funken von Poeſie; auch geizt er mit der Darſtellung ſeiner altmodiſchen Anſichten über das menſchliche Leben, Gott und Religion zum Schrecken des Leſers durchaus nicht. Das allertrockenſte Ereignis des täglichen Lebens zwängt er in trockene Verſe, denn er meint ſicherlich, der Reim allein mache das Gedicht.

Mac Kellar's früher ſehr viel geſungenes, jetzt aber faſt gänzlich vergeſſenes Lied „Let me kiss him for his mother“ hat folgenden Urſprung: Ein junger, aus dem Staate Maine ſtammender Mann war in New-Orleans am gelben Fieber erkrankt und trotz der liebevollſten Pflege in einem dortigen Hoſpitale geſtorben. Ehe nun

der Sarg, in dem seine Leiche lag, geschlossen wurde, trat eine alte Frau herbei, küßte den Todten und sprach die oben genannten Worte.

Wenn Mac Kellar eine unbeschäftigte Minute hatte, warf er mit Reimen um sich; es war dies sein liebster Zeitvertreib und sein innigster Genuß. Starb irgend ein großer Mann, so wurde sein Verdienst sicherlich von ihm besungen, und wir hoffen, daß sich in folge dessen keiner derselben im Grabe herumgedreht hat. Er schrieb Verse über die Zunge des Verleumders, seine Brille, seine Feder, seine Stiefel und ähnliche Dinge, denn er glaubte, so gut wie ein „guter" Musiker den Inhalt einer Speisekarte componiren könne, könne auch ein „guter" Dichter über jeden Gegenstand Verse machen.

„The Complete Poems of John D. Conway", (Lawrence, Mass., 1875) nennt sich das Werk eines jungen irländisch-amerikanischen Schriftsetzers, dessen Erzeugnisse mit denen von Mac Kellar in eine Kategorie gestellt zu werden verdienen. Conway hat nicht das allergeringste poetische Talent und außerdem verräth er den Mangel an Schulbildung zu deutlich. In dem dramatischen Gedicht „Cuba" läßt er den Aufständischen auf der „Perle der Antillen" seinen poetischen Beistand angedeihen, doch das Schlachtenglück ist auch dort auf der Seite der meisten Kanonen geblieben. Mit den Regeln der englischen Sprache steht Conway auf sehr gespanntem Fuße, Dichter aber glaubt er dennoch zu sein.

Da besaß doch der aus Schottland stammende Buchdrucker William Wilson unstreitig größeres Talent. Seine Gedichte wurden von dem Historiker Benson J. Lossing mit einer biographischen Einleitung versehen und

1869 zu Poughkeepsie, N. Y., herausgegeben. — Wilson wurde 1801 in Schottland geboren und erlebte, da sein Vater frühzeitig starb, eine an Arbeit und Entbehrungen reiche Jugend. Er verheiratete sich in seinem 18. Jahre. Da ihn seine Mutter frühe mit den Balladen ihrer Heimat vertraut gemacht und somit in ihm den Sinn für Poesie erweckt hatte, so versuchte er sich späterhin selber in der Versschmiederei, womit er übrigens bald solche Erfolge erzielte, daß seine Lieder, für die er auch gefällige Melodien erfand, mit Vorliebe von dem Volke gesungen wurden. 1833 ging er nach Amerika und siedelte sich in Poughkeepsie an, woselbst er eine Druckerei und Buchhandlung gründete. Dort blieb er bis zu seinem 1860 erfolgten Tode. Wilson beschäftigte sich in seinen Mußestunden beständig literarisch und lieferte zahlreiche Gedichte für Zeitungen seiner alten Heimat. Er gebraucht darin viele schottische Ausdrücke und hat überhaupt seine besten Lieder in seinem heimatlichen Dialekte geschrieben. Den meisten merkt man es an, daß ihm als er sie dichtete, eine besondere Melodie vorschwebte; sie sollten nicht nur gelesen, sondern auch gesungen werden.*)

Frau Louise Vickroy Boyd ließ 1869 zu Philadelphia das Buch „Twilight Stories for Little Children“ erscheinen, das theils in gebundener und theils in ungebundener Sprache abgefaßt ist. Es enthält gemüthvolle Geschichten, wie man sie den Kindern in der Dämmerstunde zu erzählen pflegt. Die Verfasserin spricht von Feen, Indianern und

*) Es sei hier gelegentlich bemerkt, daß Oscar H. Harpell in Cincinnati und Charles Munsell in Albany Anthologien herausgegeben, welche ausschließlich die poetischen Ergüsse von Buchdruckern enthalten.

ähnlichen die kindliche Phantasie beschäftigenden Stoffen. Einige Erzählungen sind jedoch vom pädagogischen Standpunkte aus entschieden verwerflich; auch ist überall der Beschreibung der Schönheit und Kleider der handelnden Mädchen ein viel zu großer Raum gewidmet; die amerikanischen Dämchen legen so wie so schon einen maßlosen Werth auf den Eindruck einer hübschen Erscheinung, als daß man ihre Eitelkeit auch noch durch eine Kinderschrift befördern sollte. Die Indianergeschichte „How a little child died long ago" ist eine Nachahmung von Goethe's „Erlkönig".

„A hundred Years ago and other Poems" (Lancaster, Pa., 1875) von Charles W. E. Siegel, ist das unreife Jugendwerk eines Studenten der Theologie, der viel besser gethan, wenn er sich in seinen Mußestunden mit nützlicheren Dingen beschäftigt hätte. Der Verfasser besitzt nämlich nicht das geringste poetische Talent und keines seiner Produkte rechtfertigt uns zu der Hoffnung, daß er in späteren Zeiten vielleicht einmal etwas Genießbares leisten könne. Daß er ein in Amerika geborener Deutscher ist, läßt er mehrfach durchblicken; mit der deutschen Sprache steht er jedoch auf ziemlich gespanntem Fuße, wie das zwei seiner in jenem Idiom verfaßten „Gedichte" bekunden.

James Challen, einer der frühesten und hauptsächlichsten Anhänger von Alexander Campbell's Religionsansichten, ist der Verfasser mehrerer religiöser Schriften, die bei seinen Glaubensgenossen, den sogenannten „disciples", in hohem Ansehen stehen. Challen wurde im Jahre 1802 zu Hackensack im Staate New-Jersey geboren, studirte Theologie und war mehrere Jahre lang Prediger

an einer Baptistengemeinde zu Cincinnati. 1850 wurde er Prediger an einer Kirche der Campbelliten zu Philadelphia und bekleidete diese Stelle acht Jahre lang. Sein poetisches Werk „The Cave of Machpelah and other Poems“ (Philadelphia 1854) enthält eine schwungvolle Version biblischer Erzählungen des alten Testaments, die natürlich alle sehr orthodox gefärbt sind. In seinen vermischten Gedichten kehrt das alte Bibelwort, daß wir hier keine bleibende Stätte haben, sondern davon müssen, zu oft wieder, um sie genießbar zu machen.

Eine literarische Kuriosität sonder Gleichen ist unstreitig das Werk „South-Western Pennsylvania in Song and Story“ (Greensburg 1878) von Frank Cowan, einem Advokaten, der sich auch zuweilen mit der Naturgeschichte beschäftigt und eine „Curious History of Insects“ herausgegeben hat. In jenem „poetischen“ Werke besingt er die Geschichte Amerika's mit specieller Berücksichtigung seiner heimatlichen Gegend vom letzten Mammuth an bis zum großen Centennialfeste und damit ja keines dieser „Gedichte“ etwa mißverstanden würde, hat er jedem derselben eine ausführliche prosaische Erläuterung beigegeben; ja mitunter sind diese Erläuterungen sechs mal so lang wie der betreffende poetische Erguß, der manchmal nur aus vier Zeilen besteht. Hätten diese schauderhaften Reimereien einen Schuljungen zum Verfasser, wahrlich der Vater desselben hätte mehr als ein Rohrstöckchen an ihm zerschlagen.

„One Summer's Dream: an Idyl of the Vineyard, and other Poems“ (York 1875) betitelt sich das Werk des talentvollen E. Norman Gunnison. Der „Sommertraum“ spielt auf der Insel Nantucket, einem Zufluchts-

ort der reichen Städter während der heißen Jahreszeit. Esther, ein reizendes Fischermädchen, wird von einem vielgereisten Fremden, der den Weg zu seinem Gasthause nicht mehr zu finden wußte, gefragt, wo er die Nacht zubringen könne. Sie führt ihn in das Haus ihrer Eltern, wo er freundlich aufgenommen wird und mehrere Tage bleibt. Er läßt sich während dieser Zeit allerlei Geschichten mittheilen, worunter „Kate Ardeen" und „das Geisterschiff" wohl die ergreifendsten und sinnigsten sind. Selbstverständlich verlieben sich Esther und Allen, wie der fremde Gast heißt. Als der rauhe Herbst kam, reiste letzterer in seine südliche Heimat zurück und die schöne Fischerstochter vertreibt sich während des folgenden Winters mit literarischen und geschichtlichen Studien die Zeit, wobei sie den Zweck verfolgt, sich ihres gebildeten Geliebten würdiger zu machen. Derselbe kommt dann auch im nächsten Sommer wieder und beide verleben eine glückliche Zeit, die dadurch ihren Abschluß fand, daß sie nach einer Lustfahrt auf dem Meere todt an das Ufer getrieben wurden.

Gunnison's religiöse Lieder reden in einfacher Sprache von der Heiligung des Irdischen, der Erhörung des Gebetes und dergleichen Dingen, womit sich fromme Gemüther zu beschäftigen pflegen. Seine Liebeslieder sind einfach, keusch und zum Herzen sprechend.

Der in Warren, Pa., lebende Advokat Noyes hat unter dem Pseudonym „Charles Quiet" 1878 zu Philadelphia ein Bändchen publicirt, das er „Studies in Verse" nannte. Noyes zeigt sich in jeder Zeile als ein denkender und feinfühlender Mann; er ist frei von religiösen Vorurtheilen und erklärt, er könne dem Sirenengesange der Kirchenglocken unmöglich folgen und zwar aus dem Grunde,

weil er zu gut wisse, was die Folge davon von jeher gewesen sei. Er zieht den Gottesdienst in der freien Natur dem in der Stätte des Luxus und der professionellen Heuchelei vor; sein Gott wohnt in den Tempeln die nicht von Menschenhänden gemacht sind. Noyes bekundet überall eine gesunde, männliche Gesinnung und das tragische Weltschmerz, das hin und wieder zum Durchbruch kommt, wird man ihm hoffentlich gerne verzeihen. Stoffe wie die Bienen, die Forelle, das Johanniswürmchen u. s. w. weiß er beinahe ebenso meisterhaft wie Edgar Fawcett zu behandeln.

Wenden wir uns nun den Dichtern des Staates Ohio zu. Charles Dexter's „Versions and Verses" (Cambridge 1865) bestehen größtentheils aus ziemlich mangelhaften Uebersetzungen deutscher Gedichte, die Wilhelm Müller, Heine, Uhland ꝛc. zu Verfassern haben. Seine eigenen Gedichte, die sich hauptsächlich auf seine Lieblingsbeschäftigung, das Angeln, beziehen, sind ohne die geringste Bedeutung.

„June on the Miami and other Poems" (Cincinnati 1872) lautet der Titel der Gedichte des Schulmannes W. H. Venable. Der sprachgewandte Verfasser ist ein ächter Amerikaner, aber einer von denjenigen, die sich nicht durch ihr engherziges Wesen und absprechende Beurtheilung anderer Nationen bemerklich machen. Er besingt den Miami, also einen Fluß, an dessen Ufern keine sagenreichen Burgruinen stehen, und dessen Wellen dem Schiffer keine Legenden zumurmeln. Beim Anblick desselben gedenkt er der schweißreichen Arbeit der Pioniere, die seine Ufer in blühende Felder verwandelt haben; es blinken die Sensen und Gabeln im Scheine der Morgensonne

und die dahin rollenden Eisenbahnen führen die Produkte des Landmannes der Stadt zu. So entrollt ihm jener Fluß ein Stück amerikanischer Civilisation. „Des Lehrers Traum“ ist Venable's Hauptgedicht. Ein müder, abgespannter Lehrer sitzt am Abende nach der Schulzeit einsam für sich da und bedauert, daß sein Leben ein verlorenes sei, denn sein ausgestreuter Samen sei ja doch nur auf öden Felsen gefallen. Er schläft ein und im Traum sieht er darauf sein Schulzimmer in die Halle der Senatoren verwandelt; die Stimme des dort Redenden ist ihm bekannt und der Name desselben steht in seinem Schulregister. Jene Halle verwandelt sich darauf in eine Kirche, auf deren Kanzel der Prediger Worte des ewigen Lebens verkündet. Auch dieser Redner ist ihm bekannt, hatte er ihn doch heute in der Schule geprügelt. Dann erscheint das Arbeitszimmer eines Schriftstellers und sein faulster Schüler ist darin thätig. Seine wildeste Schülerin sieht er dann als sorgsame Hausfrau auf einer Farm schalten und walten und dann erwacht er und schließt sein Schulzimmer zu. Dieser Traum hatte ihn wunderbar gestärkt und ihm neue Freude an seinem mühevollen Berufe eingeflößt. Es ist in diesem Gedichte das Princip der amerikanischen Väter, ihre Jungen als die zukünftigen Präsidenten der Republik zu betrachten und demgemäß zu behandeln, trefflich veranschaulicht. Daß Venable überhaupt kein verknöcherter Pedant ist, geht besonders auch noch aus seinen zahlreichen schwungvollen und gemüthreichen Liebesliedern hervor. Venable ist außerdem Verfasser einer weltverbreiteten, für den Schulgebrauch bestimmten Geschichte der Vereinigten Staaten und der Compilator einer aus drei Bänden bestehenden

Sammlung von Theaterstücken, die sich hauptsächlich zur Aufführung auf Kinder-Theatern eignen. Seine neueste Gedichtsammlung führt den Titel „Melodies of the Heart". (Cincinnati 1885).

Wer sich unter dem Pseudonym „Charlton" verbirgt, haben wir nicht ausfindig machen können; doch hatte es wahrlich der Verfasser von „Songs of the Year, and other Poems" (Cincinnati 1875) nicht nöthig gehabt, seinen wahren Namen zu verheimlichen. Seine „Lieder des Jahres" führen uns die Menschen in ihren verschiedenartigen Lebensstellungen vor; da singt eine Frau, die den herben Kelch des Lebens bis zur Hefe geleert und aus deren Herz die Hoffnung für immer entschwunden ist; da läßt ein verliebter Jüngling im wunderschönen Monat Mai seine Stimme erschallen; da singt ein Soldat von seinem blutigen Handwerke; da ertönen Ernte-, Hochzeits- und Todtenlieder. Seine Zeitgedichte behandeln den Tod des Königs Theodor von Abyssinien, Fort Wagner, Cuba u. s. w. Frankreich widmet er seine Sympathie, ohne jedoch des deutschen Heldenkaisers und der Thaten seiner ruhmreichen Armeen zu vergessen. „Charlton" sympathisirt mit allen Unglücklichen und Verlassenen; die Misere des Lebens erträgt er mit philosophischer Resignation und fragt, was macht es eigentlich nach hundert Jahren aus, ob wir während unseres kurzen Erdentraumes geweint oder gelacht haben? In seinem Buche findet man viele überflüssige Reimerei, aber auch manche herzerquickende Gedanken; poetisches Talent kann dem Verfasser unbedingt nicht abgesprochen werden.

Der Cincinnatier Edward L. Anderson veröffentlichte 1874 in New-York ein Bändchen Gedichte unter

dem Titel „Northern Ballads“. Es enthält dasselbe poetische Bearbeitungen bekannter skandinavischer Sagen, in denen die Schwanenjungfrauen, Nixen, Elfen und Ritter eine große Rolle spielen. Das beste Gedicht ist unstreitig der „Klosterkoch“, in dem das mittelalterliche Klosterleben mit gesundem Humor geschildert wird;*) die übrigen Gedichte hingegen lassen kalt, da es der Verfasser nicht verstanden hat, die wirklich poetischen Momente jener Volkssagen zur Anschauung zu bringen. Allem Anscheine nach hat er die tiefe Bedeutung derselben selbst nicht erfaßt.

1875 ließ Anderson in seiner Vaterstadt für Bekanntenkreise drucken „The Skippers' last Voyage“, ein Gesang, der in der Lokalpresse über alle Gebühr gelobhudelt wurde. Dem Müller von Dunkior, heißt es in jenem epischen Gedichte, schnitten die Kobolde beständig Löcher in seine Säcke, was ihn so sehr ärgerte, daß er ihre Wohnung, einen Hügel in der Nähe seiner Mühle, dem Erdboden gleich machen ließ. Darauf hielten dieselben, deren Anzahl 12,000 betrug, eine Versammlung ab und faßten den Beschluß, auszuwandern. Skotte, der größte dieser unheimlichen Wesen, erhielt den Auftrag die Vorbereitungen zur Abreise zu treffen, währenddem ein anderer Kobold die Mühle niederbrennen sollte. Sie wollten ihre Heimat in einem Schiffe verlassen und Skotte engagirte deshalb einen alten Kapitän.

Zur Mitternachtszeit fuhren sie ab. Skotte hatte seinem Seemann eine Zauberkappe aufgesetzt und derselbe sah nun, daß die Hauptladung seines Schiffes aus goldenen

*) Uebersetzt in „Amerikan. Gedichte der Neuzeit“ von Karl Knortz. Leipzig 1883.

Schätzen bestand. Sie erreichten glücklich die Küste Norwegens und bringen sich und ihre Sachen in Sicherheit. Dem Schiffer schenkten sie das für die Reise gekaufte Schiff, doch bald darauf sinkt er sammt demselben in die Tiefe des Meeres. Sein mitgenommener Gehilfe hingegen war mit den Kobolden ans Land gestiegen und hatte sich von ihrem Golde so viel angeeignet, daß er späterhin ein wahres Schlaraffenleben führen konnte.

Einen nennenswerthen Beitrag zur Kenntnis skandinavischer Literatur lieferte ferner Dr. Fr. Peterson in Poems and Swedish Translations" (Buffalo 1883).

Charles Edgar Spencer, der in Sommerset, Ohio, wohnt, gab 1876 seine Jugendgedichte unter dem Titel „Rose, Thyme and Myrtle" zu Philadelphia heraus. Durch die Publikation derselben wollte er dem Rathe Pope's folgen, sich zeitig durch das Urtheil Sachverständiger über seine wahren Anlagen klar zu werden. Spencer schrieb jene Gedichte im Alter von 15—18 Jahren; sie wurden hervorgerufen durch äußere Vorkommnisse und poetische Lektüre. Das längere Gedicht „Ruth" behandelt in einfacher, aber würdiger Sprache eine tragisch endende Liebesgeschichte und kann wohl als das relativ beste dieser Sammlung bezeichnet werden. Die gegen die politische Korruption gerichteten satirischen Gedichte stellen der Gesinnung des Verfassers ein günstiges Zeugnis aus.

1878 ließ er ebenfalls in Philadelphia erscheinen „The Viking Guy, Legend of Moxahala, and other Poems". Die erste dieser poetischen Erzählungen beruht auf einer amerikanischen Sage, die sich an den berühmten, von Bayard Taylor in seinem Werke „Northern Travel" aus-

führlich beſchriebenen Waſſerfall Böring Foß knüpft. „Der Viking“ iſt eine Verherrlichung des ſkandinaviſchen Helden- und Götterlebens. Ulbrick, ein kühner Seefahrer, hatte eine Flotte ausgerüſtet um eine Piratenfahrt zu unternehmen. Vor der Abreiſe erſchien ihm jedoch im Traume eine wunderſchöne Frau, die ihn durch liebreiches Weſen gefangen nahm und ihn einlud, mit ſeinen Seeleuten nach dem Böring Foß zu kommen. Infolgedeſſen verſchob er ſeine Abfahrt und Rolf, der Seher, ſprach zu ihm: „Fürchteſt du dich auf einmal vor dem Meere und folgſt dummen Träumen?“ Doch Ulbrick zieht nach dem Waſſerfall und ſieht daſelbſt auch die ſchöne Traumgeſtalt wieder; entzückt ſpringt er ihr entgegen, ſtürzt jedoch von einem Felſen hinab und findet dadurch ſein Ende.

„Guy“, das längſte dieſer epiſchen Gedichte, handelt von einem edlen Jüngling, der jedoch vom Schickſal ſo ſchwer heimgeſucht worden war, daß er ſeinen Glauben an die göttliche Weltordnung verloren hatte. Mißmuthig zieht er ſich von der Welt zurück und ſucht den ſo lange entbehrten Frieden im ausſchließlichen Umgang mit der Natur. Natürlich hatte er auch unglücklich geliebt; die Frauen verachtete er nun alle, waren ſie doch nach ſeiner Anſicht alle für Geld feil. In ſeiner Abgeſchloſſenheit ergeht er ſich in äußerſt langweiligen Grübeleien über das Räthſel der Welt, verfällt in Wahnſinn und glaubt ſchließlich, er ſei geſtorben. Er wird auch wirklich todtkrank und ſein Diener findet Gelegenheit, die frühere Geliebte ſeines Herrn davon zu benachrichtigen. Dieſelbe eilt ſchleunigſt herbei und pflegt ihn ſorgfältig, worauf Geneſung und Verſöhnung folgen. Dieſes Gedicht leidet

an einer furchtbaren Breite und es wird wohl wenig Leser geben, die sich dazu verstehen, es mehr als einmal zu lesen.

Die „Legende vom Moxahala" ist ebenfalls ohne Feuer und Kraft, trotzdem auch dieser Stoff bei angemessener Behandlung ein dankbarer gewesen wäre. Er behandelt die von Schawanesen an einer Pionierfamilie verübten Gräuelthaten und es fordert mehr als eine Hiobsgeduld, sie zu Ende zu lesen. Um epische Gedichte schreiben zu können gehen Spencer offenbar die nöthigen Eigenschaften ab; besser gelingt ihm hin und wieder ein Naturbild und als eines derselben erwähnen wir seine „Hymne an den Ocean", die sich wirklich durch erhabene Gedanken und wohl gefeilte Sprache auszeichnet.

William Baxter, dessen „Poems" 1852 in Cambridge erschienen, lebt seit geraumer Zeit als Prediger der Campbelliten zu New Lisbon in Ohio. Er stammt aus Leeds in England und kam in seinem achten Jahre (1828) nach Amerika. Er widmete sich dem Studium der Theologie und bediente mehrere Gemeinden in verschiedenen Städten als Prediger. Mehrere seiner religiösen Lieder haben in zahlreichen Gesangbüchern Aufnahme gefunden und ist besonders das Gedicht „Let me go" in kirchlichen Kreisen sehr populär geworden.

Das erste Gedicht der uns vorliegenden Sammlung „The Mysterious Music" betitelt, behandelt eine am mexikanischen Meerbusen spielende Sage, welche den in den Buchten von Pascapoula und Biboxi nächtlich ertönenden geheimnisvollen Gesang, der die dortigen Kreolen jedesmal in große Furcht versetzt, zu erklären sucht.

Altama, ein Krieger der Biboxes, wirbt um die Hand einer schönen Häuptlingstochter; als jedoch die Hochzeit gefeiert werden sollte, erschienen plötzlich die wilden Pascapoulas und begannen ihr blutiges Werk. Die sich in der Minderheit befindlichen Biboxes wurden nach tapferem Widerstande umzingelt und bis auf fünfzig niedergemacht. Da dieselben einsahen, daß jede Aussicht auf Rettung vergeblich war und sie doch auch nicht ihre Skalpe in der Hand der Feinde lassen wollten, so beschloffen sie, den Tod in den Wellen zu suchen. Altama führte sie hinein und seit jener Zeit singen die Wogen nächtlich das Requiem auf die tapferen Toten. Baxter hat diese Legende in einfacher, wirkungsvoller Sprache wiedergegeben, und kann ihm überhaupt in keinem seiner Gedichte die geringste Effekthascherei vorgeworfen werden. Er ist ein großer Freund der Natur und ihrer stillen Freuden; aufregende Scenen sind nicht seine Passion. Wo sich nur irgendwie eine Gelegenheit bietet, singt er ein Loblied auf die Frauen. Einige diesem Bande beigegebene Uebersetzungen aus dem Deutschen sind mit anerkennenswerther Sorgfalt gearbeitet.

Der seit geraumer Zeit in Cleveland lebende Dichter Harvey Rice stammt aus einem der Neuengland-Staaten. In seinen „Select Poems“ (Boston 1878) zeigt er sich als ächter Amerikaner, der in dem fleißigen, furchtlosen, energischen und vorwärtsstrebenden Arbeiter den eigentlichen Helden der Gegenwart und Zukunft sieht. Rice ist ein treuer Freund der Aufklärung und des Fortschrittes und Amerika ist ihm das einzige Land, das dazu bestimmt sei, die Ideale der Menschheit zu realisiren. Alles, was

r ſchreibt, iſt von einer geſunden, männlichen Geſinnung urchdrungen; manches, das er vorbringt, hätte ſich ibrigens viel beſſer und deutlicher in Proſa ausdrücken aſſen. Wir beſitzen von ihm außerdem noch „Nature nd Culture“, einen 1875 zu Boſton erſchienenen Band, der Eſſays über die Natur, die Frau und ihre Sphäre nd ähnliche Themen enthält.

Dichter und Dichterinnen der Gegenwart.

III.

S. C. Auringer („The Voices of a Shell", New-York 1878) ist ein gewaltiger Sänger des Weltmeeres. Seine Bilder sind kühn, wirkungsvoll und großartig, aber nicht immer mit gleichem Glücke gewählt. Hier weht echte Seeluft; da hört man das Brüllen der Wellen, das Kommando des Kapitäns, und die Gesänge der Matrosen. Der Ocean ist ihm das Bild der ewigen Jugend; die feste Erde ist nur ein zur Verwesung bestimmter Leichnam, der vom Ocean verächtlich angespieen wird. Da man am Strande mehr Noth, Elend und Unglück sieht und mehr Lügen hört als auf der See, so hat sich unser Dichter letztere zur Geliebten erkoren und singt:

„My bride no mortal maid shall be,
I 'll wed alone the sea! the sea!
Though treacherous her breast may seem,
It holds a wild and thrilling dream,
It holds a glorious mystery —
A sweet and new eternity."

Auringer's neueste Gedichtsammlung „Scythe and Sword" (Boston 1887) verdient weniger Lob.

Der in Sterling, N.-J., lebende Arzt George Mc Knight, hat seine Ansichten über Leben und Religion unter dem Titel „Firm Ground“ 1877 in seiner Vaterstadt veröffentlicht. Dies Werk besteht aus meistentheils trockenen Sonetten, die aber bei den Verehrern der biblischen Moral liebevolle Aufnahme fanden, so daß sich der Verfasser bald veranlaßt sah, in New-York eine zweite Auflage seines Buches erscheinen zu lassen.

Unter dem bescheidenen Titel „Lines in the Sand“ hat der talentvolle Richard E. Day seine Gedichte in Syracuse erscheinen lassen. Day ist ein ächter, tief fühlender und formgewandter Lyriker, mit herrlichen Originalgedanken; sein Gedicht „Niagara“ ist nach unserer Ansicht das Beste von den vielen, welche dasselbe Thema behandeln. In seinem lyrischen Drama „Thor“ springt er mit den teutonischen Mythen etwas frei um, sucht aber stets die humaneren Elemente derselben hervorzuheben. Seine „Lyrics and Satires“ (Syracuse 1883) enthalten einige gelungene Lieder und Sonette; seine Satyren aber sind viel zu zahm. Day's neuestes Werk ist „Poems“ (New-York 1888).

Von Latham C. Strong (gestorben 1880 zu Tarrytown, N. Y.), besitzen wir „Castle Windows“ (Troy 1876), „Poke O'Moonshine“ (New-York 1878) und „Midsummer Dreams“ (New-York 1879). In den Gedichten der erstgenannten Sammlung herrscht eine mittelalterliche Stimmung vor:

„All in the rhyme
Of an ancient time,
That was full of mirth and minstrelsy.“

Strong schwärmt auffallend stark für Feudalzustände und den amerikanischen Süden; die Eintheilung der Menschen in Herren und Knechte ist sein Ideal, das sich allerdings inmitten der demokratischen Verhältnisse der Union gar sonderbar ausnimmt. Sein erzählendes Gedicht „Poke O'Moonshine" spielt im La Moille Thale und behandelt eine Episode aus dem französisch-indianischen Kriege. Der von ihm gewählte Stoff ist äußerst dankbar; doch hat der Verfasser die Handlung zu sehr hinter die Beschreibung der reizenden Landschaften und zahlreichen Nebendinge zurücktreten lassen. In seinen „Mitsommerträumen" weht Grabesluft, und die Ahnung seines baldigen Todes hatte ihn nicht getäuscht.

Alfred B. Street, gestorben in seinem 70. Lebensjahre am 3. Juni 1881 zu Albany, war ein würdiger Nachfolger Wordsworth's, und seine Gedichte (2 Bände, Boston 1867), sowie seine Prosaschriften „Woods and Waters" und „Racquette" werden für alle Zeiten einen Ehrenplatz in der amerikanischen Literatur behaupten. Street ist ein ächter Amerikaner, der die Natur und Freiheit liebt; sein „Gray Forest Eagle" ist das Sinnbild der Union. Sein Gedicht „Nature" ist eine phantasiereiche Paraphrase der biblischen Schöpfungsgeschichte. In der Natur sieht er die edelste Freundin und liebevollste Trösterin der Menschen. Als Verehrer der Natur aber ist er zugleich auch Freund der Naturvölker und der Indianer; der alle Hindernisse beseitigende, in die unwirthlichsten Gegenden muthig vordringende Pionier wird von ihm mit Vorliebe verherrlicht. Eine gewisse Monotonie läßt sich übrigens den Erzeugnissen der Street'schen Muße nicht absprechen; die meisten lassen den Leser kalt und

die beſtändige Wiederholung deſſelben Themas und derſelben Gedanken wirken ermüdend. Aber Street ſpricht ſtets aus dem Innerſten ſeiner Seele; nichts Gekünſteltes und Geheucheltes iſt in ſeinen Gedichten. Er zeigt uns den Schmuck der Natur zu allen Jahreszeiten und freut ſich, uns damit einen Dienſt zu leiſten; in ſeinen Pionieren hält er der Jugend einen Spiegel vor und fordert ſie eindringlich zur Arbeit und Ausdauer auf. Seine leidenſchaftliche Verehrung der Natur iſt übrigens weit vom Pantheismus entfernt; denn Street iſt ein religiöſes Gemüth, das niemals den Schöpfer über der Schöpfung vergißt. Als begeiſterter Patriot feiert er natürlich auch die Siege der Bundesarmee während des großen Bürgerkrieges; auch widmet er dem unglücklichen Lincoln ergreifende Stanzen.

John Savage, ein im Jahre 1888 in Amerika verſtorbener Irländer, der ſein Vaterland aus politiſchen Gründen verlaſſen mußte, ließ 1870 ſeine geſammelten Gedichte unter dem Titel: „Poems Lyrical, Dramatic and Romantic“ in New-York erſcheinen. Er verleugnet ſeine Vorliebe für ſeine Heimat nirgends, ohne übrigens dadurch Amerika ſeine Sympathie und Achtung zu verſagen. Savage iſt Meiſter der Sprache; ernſt und männlich tritt er auf und predigt in feurigen Worten Freiheit und Unabhängigkeit. In dem ſchwungvollen Liede „The Master of the North“, ergreift er die Partei der Nordſtaaten und fordert jeden waffenfähigen Jüngling auf, die Fahne der Väter gegen die Sonderbundsgelüſte der Sklavenbarone zu vertheidigen. Wo die Freiheit in Gefahr iſt, da erſchallt auch ſein Ruf zum Streite. Von ſeinen

Liedern ist hauptsächlich das Neujahrsgedicht „The Dead Year“ sehr populär geworden; dasselbe ist allerdings ein lyrisches Kabinetsstück, das leider nur zu sehr mit Metaphern und Vergleichen überladen ist. Savage buhlt nirgends um den Beifall der Masse;

„The Poet's recompense is in being a poet;
The most Earth can do is not let him starve.“

Sein mehrfach mit Erfolg aufgeführtes Drama „Sybil“ behandelt ein Thema, das von William Gilmore Simms und Charles Fenno Hoffmann und anderen Romanschreibern novellistisch ausgebeutet worden ist. Es spielt in Kentucky und läßt uns einen tiefen Blick in die Korruption der politischen Führer dieses Staates thun. Die sich im Pistolenschießen übende Heldin ist, wie ihr Monolog verräth, durch bittere Erfahrungen zu einer Misanthropin geworden. Der in sie verliebte Clifton schwört, sie an ihrem Feinde zu rächen, worauf sie ihm die Hand zum Ehebunde reicht. Der Karakter ihres früheren Verführers, der ein politischer Freund Clifton's ist und diesen sogar nach seiner Verheiratung besucht, ist außerordentlich trefflich gezeichnet und erfordert zur Darstellung einen tüchtigen Intriguanten; ebenso ist die Rolle der Sybille auf Effekt berechnet und selbst eine mittelmäßige Schauspielerin vermag damit Erfolge zu erzielen. Der amerikanischen Bühne mit ihrem sogenannten Starsystem ist dieses Drama sicherlich eine willkommene Schöpfung.

Das erzählende Gedicht „Eva“ ist reich an lieblichen Schilderungen. Man lese z. B. die drei ersten, den Anbruch des Abends schildernde Verse:

„The evening sun was setting fair
Beneath a sky of blue,
And nature's charms on earth, in air,
Were fading into dew:

The sun's broad beams athwart did lie
The crimson-mantled West,
As a golden Cross of Chivalry
Charge on a purple vest:

The evening star, with tender freight
Of charitable mirth,
Did seem to cheer and gratulate
The day-tired sons of earth."

Savage führt uns hier in ſeine alte Heimat und uns im „Droſſelthale", dem durch Oſſian's Geſänge mten Glannismole, einen Jüngling, der Harfe und ert zu handhaben verſteht und deſſen Mädchen. Wie ch auf einem öden Kirchhofe ihre Liebe geſtehen, ı ſich auf einmal die Gräber, die Todten treten ır und beginnen ihren nächtlichen Reigen, in dem ſie c durch die Elfen abgelöſt werden. Eva wird ihm ſen und in eine Fee verwandelt; er ſtirbt darauf Kummer. Obgleich dieſes an ſtörenden irländiſchen rücken reiche Gedicht unſerem heutigen Geſchmacke etral zuwiderläuft, ſo macht es doch einen gewaltigen :uck auf den Leſer; wäre es zur Zeit des „Oſſian" „Werther" erſchienen, ſo hätte es ſich ſicherlich die ımte gebildete Leſerwelt erobert. Savage, der auch Text eines illuſtrirten Prachtwerkes über Irland b, bekleidete längere Zeit eine Profeſſur an dem tenkollege zu Fordham in New-York.

Der dem Prieſterſtande angehörende irländiſche Dichter Thomas Ambroſe Butler iſt Verfaſſer des Bandes „The Irish on the Prairies, and other Poems“ (New-York 1874). Währenddem er in ſeiner, vom Schneeſturme umtobten Blockhütte einer weſtlichen Prairie ſitzt, ſingt er ein Loblied auf Erin und läßt ſeinem Zorne gegen England freien Lauf. Die Irländer, ſagt er, ſind die Söhne der Freiheit und die Vertheidiger des Chriſtenthums. Amerika preiſt er hoch; es iſt ihm das Land, das auf Koſten des armen Volkes keine Tyrannenpaläſte erbaut, ſondern in dem Jeder auf eigener Scholle die Freiheit genießen kann. Nur ertönt leider noch keine Glocke, die Jung und Alt zur Kirche ruft; kein Heiligenbild wird verehrt und keine Meſſe geleſen. Keine Grabſteine zeugen von geweihtem Boden und das aus ungehobelten Brettern errichtete Gotteshäuschen befindet ſich leider von den meiſten Anſiedlerhütten zu weit entfernt. Nach der Anſicht des Biſchofs J. L. Spalding („The Religious Mission of the Irish People“, New-York 1880) beſteht nämlich die moraliſche Aufgabe der Irländer darin, das katholiſche Salz der Erde, beſonders aber Amerika's zu werden; wäre Irland nicht, ſagt er mit vollem Rechte, ſo hätte der Katholizismus weder in England, noch in Amerika Fortſchritte gemacht. In ihrer nationalen Trübſal iſt ihnen die Religion die einzig zuverläſſige Stütze und feſte Burg; ob ſie aber ihre Miſere nicht mitverſchuldet hat, iſt eine Frage, deren Beantwortung nicht hierher gehört.

Charles De Kay, vom editoriellen Stab der New-Yorker „Times“, iſt ein noch junger, aber talentvoller und viel verſprechender Dichter. Sein Erſtlingswerk

„Hesperus and other Poems“ (1880) fand mit Recht eine günstige Aufnahme, ohne gerade populär geworden zu sein. Es enthält einige schwungvolle und formgewandte Lieder, unter denen der reizende und schalkhafte „Song for Winter“ besondere Erwähnung verdient. Seine zahlreichen Bilder der Jahreszeiten mit ihren Freuden und Leiden, sowie seine Balladen verrathen eine edle Gesinnung und ein tiefes Gemüth.

Die „Love Poems of Louis Barnaval“ (1883) sind Lieder eines leicht erregbaren Herzens, das sich seiner unlauteren Regung bewußt ist, dieselbe aber nicht zu überwinden vermag. Daß diese Gedichte von einem aus Louisiana stammenden Kreolen, namens Louis Barnaval, stammen sollen, ist nur eine Mystifikation De Kay's.

Charles De Kay gehört, wenn wir den Hauptkarakter seiner Schöpfungen in's Auge fassen, zur englischen Dichterschule der Gegenwart; theils infolge der Wahl seiner Themen, theils infolge seiner Vorliebe für die Ausmalung sinnlicher Schönheit, können wir ihn mit Morris und Swinburne zusammenstellen; seine saloppe Behandlung der Sprache erinnert hingegen an Browning. Sein didaktisches Epos „The Vision of Nimrod“ ist eine wunderbare exotische Schöpfung, in welcher er den Kampf zwischen Herz und Verstand besiegt. Der Schatten Nimrod's erzählt seine Geschichte von der Gründung Babylons bis zu seiner leidenschaftlichen Liebe zur Sonnenpriesterin Esther. Das sinnliche Element tritt stets stark hervor; die Sprache ist kräftig und kühn, manchmal aber auch rauh und herbe. In der „Vision of Esther“ hat er dies Thema fortgesetzt; ein das Werk abschließender Band steht noch zu erwarten.

Trotzdem in dieser groß angelegten, an mystischen Stellen reichen Dichtung Alles in orientalischer Verkleidung auftritt und der Schauplatz in das stagnirende Morgenland verlegt ist, so sind darin doch Fragen behandelt, welche auf die Gegenwart und unsere Verhältnisse Bezug haben. De Kay ist ein Anhänger Darwin's und Spencer's, zugleich aber besitzt er auch den idealistisch-mystischen Anstrich Emerson's. Die noch ungeschriebene, oder wenigstens noch nicht veröffentlichte Schlußabtheilung „The Vision of Abram", soll sich hauptsächlich mit dem amerikanischen Rassenstreit beschäftigen. Trotz vielfacher Schönheiten treten uns diese „Visionen" doch etwas zu fremd gegenüber und die darin geschilderten Personen erschienen uns stets als Nebelgestalten oder als in den Umrissen verschwommene Träger abstrakter Ideen.

Frau Mary Mapes Dodge, die umsichtsvolle Redactrice der New-Yorker Jugendschrift „St. Nicholas", hat sich durch ihr reich illustrirtes Werk „Rhymes and Jingles" (New-York 1874) bei der Kinderwelt sehr beliebt gemacht. Es enthält dasselbe originelle, theilweise sarkastische Kinderreime im Stile der „Mother Goose's Melodies"; manches darin ist auch albern und dem kindlichen Gemüthe schädlich; der viele sinnlose Klingklang ist zu gekünstelt, um das Herz des Kindes dauernd zu erobern. Eine Modernisation alter Kinderreime ist stets etwas Gewagtes und schließlich nicht Jedermann's Sache; die Umdichtung derselben sollte man am besten den ursprünglichen Verfassern, nämlich den Kindern selber, überlassen.

Dodge's Prosaerzählung „Hans Brinker, or the Silver Skates" liefert ein naturgetreues Bild des Lebens der Kinder in Holland und gibt gelegentlich auch Aufschlüsse

über holländiſche Geſchichte und Sitten. Manches in dieſer Erzählung iſt zur Füllung einer beſtimmten Seitenzahl an den Haaren herbeigezogen und unverhältnismäßig lang ausgedehnt worden; zum Schluſſe löſt ſich alles in Wohlgefallen auf. Trotz dieſer hier kurz angedeuteten Mängel iſt dieſe Erzählung doch ſehr populär und auch in das Holländiſche überſetzt worden. Dodge's „Theophilus and Others" (New-York 1876) enthält humorvolle Skizzen aus dem täglichen Leben der Amerikaner und geißelt die Schwäche ihrer Landsleute, wie z. B. in den Kapiteln „Insanity of Cain" und „Shoddy" mitunter unbarmherzig. Im letztgenannten Artikel, der urſprünglich im „Cornhill Magazine" erſchien, ſagt ſie den Amerikanern, die während des letzten Krieges durch allerlei unſaubere Transaktionen reich zu werden verſuchten, um ſpäterhin im Auslande fürſtlich zu leben, reſp. ihr Vaterland zu mißrepräſentiren, bittere aber gerechte Wahrheiten. Das Geſchlecht der Shoddies iſt ein Gewächs dieſes Krieges; man verſteht darunter hauptſächlich ſolche gewiſſenloſe Kaufleute, welche durch Betrug bei Armeelieferungen in kurzer Zeit ſteinreich wurden, und denen in Amerika nichts mehr gut genug war, ſo daß ſie alſo in den ariſtokratiſchen Kreiſen Europas, beſonders Englands und Frankreichs, Zuflucht ſuchten und häufig auch fanden. In ihrer zweiten Gedichtſammlung „Along the Way" (New-York 1879) tritt ſie ſehr anſpruchslos auf; ſie beſingt die Natur in einfacher Sprache und wo es angeht, da erhebt ſie ihre Stimme zur Förderung der Jugend.

William Allen Butler, ein New-Yorker Advokat, iſt hauptſächlich durch ſein humoriſtiſch-ſatyriſches Gedicht

„Nothing to wear“ allgemein bekannt geworden. Seine gesammelten „Poems“ erschienen 1871 in Boston. Das erste Gedicht darin ist „Virginia's Virgin“ betitelt und behandelt im alten Reimkronikstile die Geschichte von Pocahontas und John Smith — ein Lieblingsthema der Amerikaner, das auch von Frau Sigourney und W. W. Mosby poetisch breit getreten worden ist. In dem oben erwähnten Gedicht „Nichts anzuziehen“ verspottet Butler die Narrheiten der Kleidermode; das beste dieser Sammlung sind jedoch unstreitig die gelungenen Uebertragungen deutscher Gedichte, in denen hauptsächlich Uhland stark vertreten ist.

Wie sich für die populären Lieder: „Rock me to sleep“, „My Life is like the Summer Rose“ und „All quiet along the Potomac“ mehrere Verfasser gemeldet, so hat sich auch ein Dutzend zur Verfasserschaft des Liedes „Beautiful Snow“ bekannt, doch scheint es nun ziemlich sicher zu sein, daß dasselbe von J. W. Watson (Beautiful Snow, and other Poems“ Philadelphia 1869) herrührt. Anfangs glaubte man allgemein, dasselbe entstamme der Feder einer Prostituirten, die in einem Hospitale zu Cincinnati starb und in deren hinterlassenen Papieren sich dieses Gedicht vorfand. Man erzählt von dem Dichter Thomas Buchanan Read, er sei von demselben so entzückt gewesen, daß er dem Sarge der Unbekannten nach dem Kirchhofe folgte. Die Deutsch-Amerikanischen Dichter F. A. Zündt („Lyrische und dramatische Dichtungen“ St. Louis 1871) und Dr. Julius Bruck („Bunte Blüthen. Scherz und Ernst in Versen“. New-York 1880) haben Uebersetzungen dieses Gedichtes, welches von dem englischen

:tator“ für das ſchönſte amerikaniſche Lied erklärt
:, geliefert und in Anmerkungen aus Sachunkenntnis
:te Tradition betreffs der Urheberſchaft wieder auf-
:mt. Watſon giebt jedoch darüber in der zweiten
ıbe (1871) ſeiner Gedichte zuverläſſigen Aufſchluß
:rklärt und beweiſt, daß er daſſelbe im Jahre 1858
ieben und zuerſt in „Harper's Weekly“ veröffentlicht
Seine übrigen Gedichte, obgleich ſie ſich alle gegen
ıtiful Snow“ ſehr armſelig ausnehmen, zeigen wenig-
daß er Talent beſitzt und im günſtigen Augenblick
Gediegenes zu ſchaffen vermag, wohingegen ſich die
n „Verfaſſer“ ſeit der Publikation jenes Gedichtes
todt verhalten haben. Watſon's Balladen ſind volks-
:ich; ſie ſind darauf berechnet, Mitleid für die Armen
:lenden zu erwecken, auch wenn dieſe ihr Unglück ſelber
uldet haben. Seine Gedichtſammlung „The Outcast
other Poems“ (Philadelphia 1872) enthält vieles
ɔloſe. Ehe wir nun von Watſon Abſchied nehmen,
; uns vergönnt, ſein Hauptgedicht in der gelungenen,
Eduard Dorſch verfaßten Ueberſetzung mitzutheilen.

O, der Schnee, der prächtige Schnee,
Füllend die Tiefe und füllend die Höh',
Ueber die Straß' und die Dächer voll Ruß,
Ueber die Menſchen mit eiligem Gruß
Tanzend,
Spielend,
Lachend dahin!
Prächtiger Schnee! Was kommt dir in Sinn!
Küſſeſt, du Loſer, die Wange ſo zart,
Hängſt dich an Lippen, die purpurn gepaart —
Prächtiger Schnee, du der Unſchuld Bild,
Rein wie ein Engel, wie Liebe ſo mild!

O der Schnee, der prächtige Schnee,
Bauend von Flocken Gebirge und See,
Plötzlich von raſender Luſt erfaßt
Spielt er mit Jedem in fröhlicher Haſt.
Jagend,
Lachend,
Eilend vorbei!
Selbſt die Hunde mit jauchzendem Schrei
Schnappen im Spiel nach dem flücht'gen Kryſtall;
Fröhlichkeit wecket die Menſchen all',
Traurige Herzen vergeſſen ihr Weh,
Willkommen zu rufen dem prächtigen Schnee.

Drängend in Haufen die Straßen entlang,
Grüßen ſich Alle mit Sang und mit Klang,
Ha! meteorgleich, glänzend und hell,
Zeigen ſich Schlitten, und ſchwinden auch ſchnell!
Klingend,
Schwingend,
Zieh'n ſie ihr Gleis
Ueber die knirſchende Kruſte von Eis.

Rein war der Schnee! als vom Himmel er fiel,
Iſt nun dem Koth und der Menge ein Spiel,
Tauſend von Füßen zertreten ihn jetzt,
Bis ihn der Schmutz in der Straße zerſetzt.

Einſt war ich rein wie der Schnee — doch ich fiel,
Fiel wie die Flocken zum nämlichen Ziel;
Fiel, um zertreten zu werden im Koth,
Höhniſch beſpieen in endloſer Noth;
Betend,
Fluchend,
Fürchtend den Tod.
Ach! ich verkaufte die Seele um Brod,
Handelnd mit Schande — Wer will? Wer mag
Fürchtend die Nacht und haſſend den Tag.
Gütiger Gott! nicht träumt ich dies je —
War ich doch einſt wie der prächtige Schnee!

Einſt war ich ſchön wie der prächtige Schnee,
Rein wie die Flocken und ſchlank wie ein Reh;
Funkelnden Auges und hoher Geſtalt,
Suchten mich, ſchmeichelten Alle mir bald.
Vater,
Mutter,
Schweſter, ſie all',
Gott und mich ſelbſt verlor mir mein Fall;
Geh' ich am Niedrigſten fröſtelnd vorbei,
Weicht er abſeits, daß zu nah' ich nicht ſei;
Alles um mich iſt, wohin ich nur ſeh',
Reiner als ich, der zertretene Schnee.

Wie ſonderbar iſt's, daß der prächtige Schnee,
Nicht flieht vor der Sünderin dachloſen Näh'!
Wie ſonderbar iſt's, daß die kommende Nacht
Die brennende Stirn mir zu kühlen bedacht!
Frierend,
Zuckend,
Sterbend allein,
Zu ſchlicht, um zu beten, zu ſchwach, um zu ſchrei'n,
Von Niemand gehört im Gewühle der Stadt.
Nur tröſtet die Seele, ſo todesmatt,
Zu leben und ſterben in ſchrecklichem Weh
Im Bett und im Grabtuch vom prächtigen Schnee.

)er eine fabelhafte Thätigkeit entfaltende, unter
lamen „Gath" ſchreibende New-Yorker Journaliſt,
ge Alfred Townſend hat in ſeinen zwei Bänden
of the Chesapeake" (New-York 1880) eine Anzahl
:esken in gebundener und ungebundener Sprache
:ntlicht und ſich damit als glücklicher Rivale Bret
s erwieſen. Die rauhen Karaktere Marylands, die
s vorführt, gleichen den Bret Harte'ſchen Gold-
n auf ein Haar und bergen wie dieſe auch einen
Kern. Sie ſind getreu nach dem Leben gezeichnet.

Und wie Bret Harte in seiner Novelle „The Luck of Roaring Camp“ die Macht eines unschuldigen und verlassenen Kindes auf den Ausbund der Menschheit schildert, so zeigt auch Townsend in „King of Chincotoague“, daß ein reines Kinderherz selbst das härteste Gemüth zu edlen Neigungen und Thaten beseelen kann.

Townsend wurde 1841 zu Georgetown in Delaware geboren und genoß seine Ausbildung hauptsächlich in den öffentlichen Schulen Philadelphia's. Schon 1859 widmete er sich der Journalistik und übernahm die Redaktion des „Philadelphia Inquirer“. Als Specialkorrespondent des „New York Herald“ begleitete er eine Zeitlang während des amerikanischen Bürgerkrieges die Unionsarmee, bis er durch Krankheit gezwungen wurde, die Feder nieder zu legen. 1865 zog er jedoch abermals als Korrespondent der „New York World“ in's Feld und seine Berichte erregten damals ungeheueres Aufsehen. Mehrere seiner in der Kriegszeit veröffentlichten Artikel gab er späterhin in Buchform heraus. Eins seiner neuesten Werke ist das Drama „President Cromwell“ (New-York 1884), in dem er den Lord-Protektor gegen seine englischen Ankläger kräftig in Schutz nimmt und hauptsächlich die Eigenschaften hervorkehrt, die ihn jedem Amerikaner theuer machen.

William Winter, der geistreiche New-Yorker Kunstkritiker und Herausgeber der Booth'schen „Prompt-Books“, gab seine Gedichte ursprünglich unter dem Titel „My Witness“ (Boston 1871) heraus; die späteren Auflagen aber führen den Titel „Thistledown“. Winters Lyrik hat einen didaktischen Charakter; zuweilen nimmt sie auch eine pessimistische Richtung, die sich hauptsächlich in seinem Ueberdruß am Leben zeigt. In seinem Werkchen „The

ip to England“ zeigt er ſich als Meiſter eines eleganten iles, ebenſo auch in ſeinem Buche über den engliſchen hauſpieler Henry Irving (New-York 1884). Seinem h verſtorbenen Freunde und journaliſtiſchen Leidens- ıoſſen George Arnold ſetzte er dadurch ein Denkmal, ȝ er deſſen „Poems“ ſammelte und mit einer biogra- iſchen Skizze 1871 in Boſton herausgab. Arnold's dichte ſind unſtreitig in großer Haſt geſchrieben; aber ȝ allen ſpricht eine treuherzige Natur, ſo daß man den rfaſſer trotz ſeiner oft ſehr ſeichten und von ihm ſicher-) nicht überſchätzten Verſe lieb gewinnen muß.

R. H. Newell, der unter dem Pſeudonym „Orpheus Kerr“, was nach ſeiner Anſicht „Officeseeker“ (Aemter- ȝer) auszuſprechen iſt, ſeine „Versatilities“ 1871 in ›ſton herausgab, iſt ein Patriot vom reinſten Waſſer, ſſen humoriſtiſche Gedichte früher einmal ſehr populär ıren, jetzt aber beinahe in gänzliche Vergeſſenheit ge- then ſind. Sie enthalten allerdings viel läppiſches und geſchmacktes Zeug; ſeine Geißelungen der Gebrechen ſeres ſozialen Lebens aber ſollten im Intereſſe des rtſchrittes und der Humanität nicht ignorirt werden.

H. Hamilton Myers iſt der Verfaſſer von „Ense- ›re, and other Poems“ (New-York 1875). Das aus :r Geſängen beſtehende Hauptgedicht ſpielt im Mohawk- ıle und enthält eine Geſchichte aus den alten Indianer- ten. Dem Gedichte, welches das Suchen nach der Ver- ıgungsquelle durch Ponce de Leon ſchildert, gibt er :ichſam einen religiöſen Abſchluß, indem er ſagt, daß r Weg nach der erſehnten Stätte durch das Grab führe. e in dieſem Werke enthaltenen Gelegenheitsgedichte ſind ne jeden poetiſchen Werth.

Von Robert K. Weeks (1840—76) liegen drei Bände vor, nämlich „Poems“ (New-York 1866), „Episodes and Lyric Pieces“ (ebendaſ. 1870) und „Twenty Poems“ (ebendaſ. 1870). In ſeinem Erſtlingswerke beſingt er Sonnen- und Mondenſchein und ähnliches, aber durchaus nicht in der gewöhnlichen Weiſe; Weeks iſt ein denkender Dichter, dem vielleicht ein körperliches Leiden gelegentlich peſſimiſtiſche Klänge auspreßte. Das erzählende Gedicht „Sir Gawaine's Love“ beruht auf einer in Parey's „Reliques“ enthaltenen Ballade. „Andromeda's Escape“, ein Gedicht in dramatiſcher Form, das den größten Theil ſeines letzten Werkes einnimmt, läßt kalt und daſſelbe gilt von ſeinen meiſten anderen Behandlungen alter, romantiſcher Stoffe.

Der 1885 in ſeinem 82. Lebensjahre zu Scituate in Maſſachuſetts verſtorbene Juriſt George Lunt hat uns vier Bändchen Gedichte, nämlich „Poems“ (New-York 1839), „Lyric Poems“ (Boſton 1854), „The Age of Gold and other Poems“ (Boſton 1843), und nochmals „Poems“ (Boſton 1884), hinterlaſſen. Lunt, der ein eifriges Mitglied der Epiſkopalkirche war, zeigt in dem Gedicht „Life“, daß das Chriſtenthum zur Erhebung der Menſchheit aus unfreien, barbariſchen Zuſtänden eine abſolute Nothwendigkeit war und daß überhaupt die Religion als die wahre Verjüngungsquelle anzuſehen und zu verehren ſei. In „Age of Gold“ klagt er über die materialiſtiſche Richtung der Zeit und ergeht ſich dabei in Klagen, die ſo alt ſind, wie das menſchliche Geſchlecht. Seine Lieder ſind die Ergüſſe eines ruhigen Herzens, das Demuth, Wahrheit und Freiheit zu ſeinen Göttinnen gemacht hat. Lunt ſchrieb außerdem die Proſawerke „Three Eras of New England“ (Boſton 1857) und „Old New England Traits“

ew-York 1873), in welch' letzterem er anziehende Plau-
:eien über Literatur, Geschichte und die politischen,
ialen und kirchlichen Verhältnisse der Neuengländer ver-
ngener Tage bringt.

Der zu Cambridge bei Boston lebenden Dichterin
)arlotte F. Bates verdanken wir außer der Heraus-
be einer großen Anthologie englischer und amerikanischer
chtungen das Bändchen „Risk, and other Poems" (Boston
79). Nur wenige der darin enthaltenen Lieder kann
ın als gelungen bezeichnen; dasselbe gilt auch von
bert Laighton's „Poems" (Boston 1878). Laighton
:digt die Genügsamkeit; hat er keine irdischen Schätze,
bleibt ihm die Natur mit ihrer Sonne, dem Schatten
: Wälder und dem Dufte der Blumen und dies ist ein
ichthum, den ihm Niemand rauben kann. Seine Ge-
hte bilden also ein Seitenstück zu Uhland's „Lied eines
men".

Henry Sylvester Cornwell („The Land of Dreams
d other Poems" New-London, Conn. 1878) ist unstreitig
c talentvollste Nachahmer Bryant's, den die amerika-
che Literatur bis jetzt hervorgebracht hat. Cornwell
ein Mann von klassischer Bildung und ein feinfühlender
obachter des Lebens und der Natur. Wie der unter
n Einflusse Gautier's und Beaudelair's stehende Fawcett
gewohnte und nach unserer bisherigen Anschauung un-
etische Dinge besingt, so weiß auch Cornwell Frösche,
len, Bienen, Moskitos, Heuschrecken und ähnliche
echende und fliegende Geschöpfe zu verherrlichen und
ar viel ungezwungener und humorvoller, als sein New-
rker Kollege.

William Brunton („Daisies“ Boston 1879) besingt der ersten Liebe goldene Zeit in tadelloser Form, die man aber nicht als Ersatz für seine Gedankenarmuth gelten lassen kann.

Der zu Brighton in Massachusetts lebende Arzt M. F. Bridgman („Mosses“, Boston 1877. „Under the Pine“ 1885) ist ein erbitterter Gegner des „jingle of words at the end of the lines“, wie Cotton Mather den Reim definirt und hat daher seinen Erzeugnissen diese Zierde versagt. Man könnte dieses schon im Nothfalle hingehen lassen und sich mit der Manier des Dichters versöhnen, wenn er uns nur, was nämlich nicht der Fall ist, durch gehaltreiche Leistungen entschädigte.

Samuel C. Moore's „Historical Poems“ (Portland, Me., 1879) behandeln zur Erweckung vaterländischen Gefühls Episoden aus der Geschichte Amerika's. Der Verfasser hat sich darin eine Aufgabe gestellt, die nur ein Dichter ersten Ranges zur Zufriedenheit ausführen kann und da er dies nicht, sondern nur ein an Selbstüberschätzung krankender Reimschmied ist, so hätte er seine Zeit sicherlich besser anderen Zwecken zugewendet. — In dem illustrirten Werkchen „Leedle Jawcob Strauss, and other Poems“ (Boston 1878) sucht der Bostoner Kaufmann Charles F. Adams hauptsächlich die Deutsch-Amerikaner zu persifliren und sie besonders als unverwüstliche Bier- und Sauerkrautvertilger hinzustellen; wußte doch auch selbst eine Mitte dieses Jahrhunderts in Boston erschienene Lesefibel den Buchstaben G nur dadurch anschaulich zu machen, daß sie den Satz brachte: „G is a German, drinking his lager“. Das Hauptgedicht schildert in Hans Breitmann'scher Orthographie einen deutsch-amerikanischen

Jungen, der seinem Vater das Bier umschüttet, Schnupftabak in dessen Sauerkraut wirft und dessen Pfeife mit Limburger Käse füllt. Bekannte alberne Anekdoten, sowie einige Lieder zur Verherrlichung der Temperenz füllen die übrigen Seiten dieses Werkes aus. Daß dasselbe eine große Verbreitung fand und mehrere Auflagen erlebte, erklärt sich aus dem verbissenen Nativismus der Amerikaner, besonders der Neuengländer, die trotz ihrer vorgeblichen Bildung ihren Deutschenhaß noch immer nicht verlernt haben.

Charles G. Eastman, von dessen „Poems" 1880 eine neue Ausgabe (Montpelier, Vt.), veranstaltet wurde, ist niemals in weiteren Kreisen bekannt und von den meisten Literarhistorikern ignorirt worden. Er wurde 1816 zu Fryeburg in Maine geboren und widmete sich frühzeitig der Journalistik. Er war Eigenthümer des „Vermont Patriot", eines demokratischen Organs, das er bis zu seinem 1860 erfolgten Tode redigirte und damit großen Einfluß auf die betreffende politische Partei seines Staates ausübte. Seine Lyrik ist erträglich, doch ist im Allgemeinen zu viel leeres Reimgeklingel darin. Whittier hat ihm einige warme Worte der Anerkennung gewidmet.

Der Advokat H. J. Babcock in Providence, R. J., nennt seine 1879 in seiner Vaterstadt erschienenen Gedichte bescheiden „Trifles"; werthlos aber sind diese, anscheinend nur zum angenehmen Zeitvertreib geschriebenen Kleinigkeiten durchaus nicht.

Frau Zadel Barnes Gustafson ist Verfasserin von „Meg: a Pastoral and other Poems" (Boston 1879). Das Hauptgedicht ist eine Idylle aus dem amerikanischen Bürgerkriege und verherrlicht treue, ausdauernde Liebe. Die

übrigen Nummern, von denen mehrere Scenen aus dem Kinderleben behandeln, zeichnen sich mehr durch edle Gesinnung als durch Reichthum an Gedanken aus. Frau Gustafson ist auch die Veranstalterin einer neuen Ausgabe von Marie G. Brook's romantischem Gedichte „Zophiel" (Boston 1879).

Daniel Augustus Drown („Idyls of the Strawberry Bank" Portsmouth, N.-Y., 1873) ist ein blinder Dichter, der im christlichen Glauben und in der Poesie Trost für sein Unglück gesucht und auch gefunden hat. Er singt süß und freudig wie die Nachtigall, die ihres Augenlichtes beraubt worden ist.

Die „Poems" von Erastus W. Ellsworth (Hartford, 1855, seitdem mehrere neue Auflagen) lassen uns bedauern, daß der Verfasser durch seine industriellen Unternehmungen am poetischen Weiterschaffen verhindert worden ist, denn er ist ein formgewandter und gedankenreicher Dichter, der besonders einige Themen aus der amerikanischen Geschichte, wie z. B. „Putnam's Awakening" musterhaft behandelt hat. Sein Gedicht „A Railroad Lyric" ist kräftig und bekundet eine männliche, dem Fortschritt huldigende Gesinnung.

Der Jugendschriftenfabrikant und Verfasser des bekannten Gedichtes „The Vagabonds", John T. Trowbridge, ist 1827 zu Ogden im Staat New-York geboren und genoß während seiner Jugend nur den mangelhaften Unterricht, welchen eine Dorfschule gewähren konnte. In seinem 19. Jahre ging er nach New-York und widmete sich der Schriftstellerei, bei der er jedoch bald verhungert wäre. In Boston hatte er schon mehr Erfolg und nach-

dem er ein Jahr in Frankreich und Italien zugebracht und seine Kenntnisse vermehrt und jenes Gedicht im „Atlantic Monthly“ veröffentlicht hatte, fanden seine Produkte willige und lohnende Abnahme. Gegenwärtig hat er seinen Wohnsitz in Arlington bei Boston aufgeschlagen.

Wir besitzen von ihm drei in Boston erschienene Gedichtsammlungen: „The Vagabonds, and other Poems“ (1875), „The Emigrants, and other Poems“ (1875), „A Home Idyl, and other Poems“ und „The Lost Earl and other Poems“ (1888). Das Gedicht, „Die Vagabunden“ schildert in manirirter, mit aller Gewalt nach Effekt haschender Sprache einen Hund und dessen Herrn, einen durch das Laster des Trunkes verarmten Italiener Die übrigen Gedichte sind theils humoristischen, theils ethischen Karakters und fast alle ohne besonderen Werth. Sein Gedicht, „Die Erzählung des Emigranten“ *) schildert in schrecklichen Hexametern die Erlebnisse einer nach dem fernen Westen gepilgerten Familie und ihre Ansiedlung im Urwald. Trowbridge schwärmt für die vielen Freuden des Landlebens und zeigt sich durch seine Sympathie, die er allen Verlassenen und von der Gesellschaft Ausgestoßenen entgegenbringt, als edler Menschenfreund.

Thomas Buchanan Read (1822—1872), ein aus Pennsylvanien stammender Maler, der seine künstlerische Ausbildung in Italien erhalten hatte, hat mit seinen größeren anspruchsvollen Gedichten wie „The New Pastoral“, „The House by the Sea“, „The Wagoner of the Alle-

*) Eine Uebersetzung desselben befindet sich in „Amerikanische Gedichte der Neuzeit“. Von Karl Knortz. Leipzig, 1883.

ghanies“ u. s. w. weniger Anklang gefunden, als mit seinen kleinen, zarten Liedern, die unstreitig den besten lyrischen Schöpfungen Tennyson's gleichstehen.

John G. Saxe, geboren 1816 im Staate Vermont und vor einigen Jahren in New-York gestorben, woselbst er von allem Verkehr abgeschlossen als Sonderling oder Wahnsinniger gelebt hatte, ist vorzugsweise ein humoristischer Dichter, der zwar sehr viele alte, abgedroschene Anekdoten erneuert, aber durch seine, die Gebrechen des sozialen Lebens persiflirenden Gedichte „The Proud Miss McBrid“, „The Flying Dutchman“, and „The Money King“ noch lange im Gedächtnis bleiben wird.

Dr. Josiah Gilbert Holland (1819—1881), der langjährige Redakteur von Scribner's Monthly und als Prosa-Schriftsteller unter dem Namen „Timothy Titcomb“ bekannt, ist durch seine von einigen Kritikern über die Maßen gelobte, von anderen hingegen bitter getadelten Gedichte „Bitter-Sweet“ (1858) und „Kathrina“ (1867) einer der populärsten Dichter Amerika's gewesen. Seine gesammelten, aus 16 Bänden bestehenden Schriften sind im Verlage Scribner & Sons in New-York erschienen.

Thomas Bailey Aldrich, dessen 6 Bände füllende Schriften von Houghton, Mifflin u. A. in Boston veröffentlicht worden sind, ist 1836 zu Portsmouth in New-Hampshire geboren. Seine Lieder, in denen sich französischer Einfluß unschwer erkennen läßt, lassen uns ihn mit Recht zu den besten Lyrikern der Gegenwart zählen; auch in seinen Erzählungen, von denen mehrere wie „The Story of a bad Boy“, „Prudence Palfrey“ and „The Queen of Sheba“ in's Deutsche übersetzt worden sind, tritt überall das lyrische Element in den Vordergrund.

Charles T. Brooks*) (1813—1883), welcher vierzig Jahre lang als Prediger einer Unitarierkirche in Newport auf Rhode Island thätig war, hat sich als Uebersetzer aus dem Deutschen nicht zu unterschätzende Verdienste erworben und durch die meistentheils gelungenen Uebertragungen von Auerbach's Dorfgeschichten, Schefer's Laienbrevier, Jean Pauls Titan, Kortüm's Jobsiade, Rückert's Weisheit des Brahmanen und zahlreicher Lieder sein redliches Scherflein dazu beigetragen, deutscher Literatur in Amerika zur Anerkennung zu verhelfen.

Richard Henry Stoddard, geboren 1825 zu Hingham in Massachusetts und seit geraumer Zeit in New-York als Literat thätig, hat von seinen „Poems" 1885 im Scribner'schen Verlage eine Gesammtausgabe erscheinen lassen. Seine Gedichte sind von ungleichem Werthe; während er in zahlreichen Liedern einen leichten, natürlichen Ton anschlägt, schreitet er in seinen Oden stolz auf hohem Kothurn einher.

Frau Elizabeth C. Kinney, die Verfasserin des Gedichtes „To an Italian Beggar Boy", ist 1810 zu New-York geboren; sie hat sich als Gattin eines amerikanischen Gesandten längere Zeit in Italien aufgehalten und dort auch die Eindrücke zu ihrem romantischen Epos „Felicitas", sowie zu zahlreichen Gedichten, von denen sie 1866 eine Ausgabe in zwei Bänden veröffentlichte, empfangen. Der Dichter und Literarhistoriker Edmund C. Stedman ist, beiläufig gesagt, ihr Sohn aus erster Ehe.

*) Siehe „Poems, original and translated" by Charles T. Brooks. With a Memoir of Charles W. Wendte. Selected and edited by W. P. Andrews. Boston 1885.

Frau Anna C. Botta, Gattin des italieniſchen Profeſſors Vincenzo Botta in New-York, iſt mehr durch ihr auf umfaſſenden Studien bekanntes „Handbook of Universal Literature“, als durch ihr „Poems“ (1848) bekannt geworden.

Der aus Norwegen ſtammende Hjalmar H. Boyeſen, Profeſſor der deutſchen Literatur am Columbia College in New-York, hat ſich bereits ſo amerikaniſirt, daß man ihm wenigſtens was den ſicheren Gebrauch der engliſchen Sprache in Poeſie und Proſa anbelangt, ſeine fremde Abſtammung nicht mehr im Geringſten anmerkt. Er iſt Verfaſſer mehrerer Novellen („Gunnar“, „A Norseman's Pilgrimage“ u. ſ. w.), eines Bändchens Gedichte, ſowie eines literarhiſtoriſchen Werkes über Goethe und Schiller (New-York 1879).

Benjamin Hathaway, geboren am 22. September 1822 in Cayuga County, Staat New-York, der Verfaſſer der Gedichtſammlung „Art-Life“ und des indianiſchen Epos „The League of the Iroquois“, mußte, da ſein Vater eine ſtarke Familie zu ernähren und finanzielle Verluſte erlitten hatte, von ſeinem elften Jahre an für ſich ſelber ſorgen und war alſo betreffs ſeiner geiſtigen Ausbildung lediglich auf Selbſtſtudium angewieſen. Seine erſten Verſe verfaßte er als Küfergeſelle im Lärm der Werkſtätte und ſchrieb ſie mit Kreide auf Bretter nieder. Sobald er ſich aber etwas Geld erarbeitet hatte, kaufte er ſich im Innern Michigan's eine Farm und verlegte ſich mit Erfolg auf die Baumgärtnerei, ſodaß ihm bald mehr Zeit für poetiſche Beſchäftigung blieb. Seine Gedichtſammlung „Art-Life and other Poems“ (2. Auflage

Chicago 1878), hat mit Recht eine günstige Aufnahme gefunden, denn sie enthält einige das Naturleben verherrlichende Nummern, die einem Byrant Ehre gemacht hätten. Hathaway vermeidet jede Aufregung, Leidenschaft und Ueberschwänglichkeit; der religiöse Anstrich, den er seinen Gedichten verleiht, wirkt wohlthuend, denn die von ihm kultivirte Frömmigkeit ist im Grunde nichts anderes als Edelmuth und Humanität. Die Aufgabe der Menschheit besteht nach seiner Ansicht in Lieben und Arbeiten. Seine Naturbilder sind zwar gemüthreich, aber es fehlt den meisten derselben doch das volksthümliche, so recht zum Herzen sprechende Element. Man merkt es diesen Gedichten zu sehr an, daß der Verfasser Jahre lang daran gefeilt und sie somit ihrer ursprünglichen Frische beraubt hat.

Sein Epos „The League of the Iroquois" (Chicago 1882) besingt Hayowentha, den mythischen Helden der Irokesen. Den Stoff schöpfte er aus Morgan's ähnlich betiteltem ethnologischen Werke und flocht gelegentlich einige von Schoolcraft aufgezeichnete Hiawatha-Märchen ein. Auch diesem Werke mangelt die Volksthümlichkeit und Einfachheit des Ausdrucks, die man mit Recht von einem Epos erwartet, welches die primitiven Zustände einer ursprünglichen Nation schildern soll. Ueberhaupt hat nach dem Erscheinen von Longfellow's „Hiawatha" kein amerikanischer Dichter mit der Behandlung eines indianischen Sujets Glück gehabt.

Kein Land der Erde ist gegenwärtig so mit Dichterinnen gesegnet wie Amerika, und es gehört wirklich mehr als die sprichwörtliche Hiobsgeduld dazu, die Er-

zeugnisse der meisten auch nur flüchtig zu lesen, denn stets muß man dabei die Polonius-Frage „Was lieseſt du?“ mit der Hamlet-Entgegnung „Worte, Worte, Worte!“ beantworten. Die weibliche Geschwätzigkeit mag am Kaffeetische erträglich sein, in der Poesie aber hat sie keine Berechtigung. „Kürze frommt zu jeder Frist“, heißt es im „Hudibras“. Die meisten amerikanischen Dichterinnen wandeln längst ausgetretene Pfade, auf denen nur das geübteste Auge Neues zu entdecken vermag. Trotzdem aber haben sie doch ihre Verehrer, resp. Coterien, die ihren Ruhm öffentlich so ausposaunen, daß der Literarhistoriker dadurch unwillkürlich gezwungen ist, sich mit ihnen zu beschäftigen.

Frau Mary Barker Dodge („The Gray Masque, and other Poems“, Boston 1885) bringt in ihren Gedichten gerne ihre Schulweisheit an und zeigt sich auch zugleich als fromme, womöglich katholische Christin. Da nach einem alten Spruche die Liebe nimmer aufhört, so hat sie natürlich auch ihre Beiträge zur erotischen Lyrik geliefert. — Die „Rosemary-Leaves“ (Cincinnati 1883) der Frau D. M. Jordan sind entschieden eine lobenswerthe Leistung. Frau Jordan ist eine ernste, zuweilen etwas melancholische Dichterin; sie ist Verehrerin der stillen Veilchen, die uns am Wege blühen und möchte die ganze Menschheit froh und glücklich sehen.

Trommelklang und Trompetengeschmetter tönt uns aus „Camp-Fire, Memorial Day, and other Poems“ (Chicago 1875) der Frau Kate C. Sherwood entgegen. Die Dichterin hatte als Gattin eines Unionsoffiziers an den Stürmen des amerikanischen Sonderbundkrieges theil-

enommen, und mithin ihre Studien an der Quelle ge-
nacht. In ihren Krieges- und patriotischen Liedern
iert sie die Erhebung und Bewaffnung des Nordens,
nd begleitet dessen Armee durch die Wechselfälle des
rieges. Einige ihrer Lieder elektrisiren den Leser fast wie
örner's Kriegslyrik. — In dem Werke: „A New Year's
lasque, and other Poem's" (Boston 1885) behandelt die
ebildete Edith M. Thomas einige klassische Sagen mit
roßem Geschick und origineller Auffassung. — Die „Songs
t the Start" von Louise Imogen Guiney (Boston 1884)
eugen von Talent; die meisten dieser Gedichte sind jedoch
nreife Produkte. — Frau E. T. Corbett ließ 1885 zwei
Berke in New-York erscheinen, nämlich „Fairy of the Moon-
eam", eine mit allerlei kindischen Reimereien verunzierte
Kindergeschichte, und „Rustic Rhymes and Ballads", eine
Sammlung humoristischer, im Stile Carleton's gehaltener
Gedichte, in welchen Scenen aus dem Landleben besungen
werden. — Ella Wheeler (Wilcox) ist die Verfasserin von
„Maurine and other Poems" (3. Auflage, Chicago 1885)
und „Poems and Passion" (ebenda 84). Das Titelgedicht
der ersten Sammlung ist eine Novelle in fließenden Versen;
die übrigen Gedichte verrathen einen in der praktischen
Lebensphilosophie erfahrenen Geist von religiösem An-
luge.

Die Dichterin Helen Hunt Jackson,*) (1831—85) stammt aus Amherst in Massachusetts und war in erster Ehe mit Major Hunt, der durch eine Explosion das Leben verlor, und in zweiter mit dem reichen William Jackson

*) Siehe Higginson's „Short Studies of American Authors" and „The Century Magazine", Dec. 1885.

aus Colorado verheiratet. Ihre ersten Werke „Verses“ und „Bits of Travel“ ließ sie auf eigene Kosten in Boston erscheinen, denn trotzdem sie inzwischen bereits durch ihre poetischen und prosaischen Beiträge für die einflußreichsten Zeitungen vortheilhaft bekannt geworden war, so konnte sie doch keinen Verleger finden, der das pekuniäre Risiko der Herausgabe übernahm. Ihrer Sympathie für die rothe Rasse Amerika's gab sie Ausdruck in dem Werke „A Century of Dishonor“, worin sie besonders auf Grund sorgfältiger Quellenstudien die von der amerikanischen Bundesregierung und deren Beamten an den Indianern begangenen Betrügereien und Schandthaten bloslegte. Ihre für die Lektüre der Jugend bestimmten Schriften, wie „Bits of Travel for Young Folks“, „Bits of Travel at Home“, „Nellie's Silver Mine“ und andere zeigen, daß sie den erzieherischen Werth der Jugendschriften zu schätzen wußte. Ihre romantische Richtung zeigt sich hauptsächlich in der Novelle „Ramona“; ob sie aber die sogenannten „Saxe Home Stories“ geschrieben hat, scheint noch nicht definitiv festgestellt zu sein. Dagegen ist es sicher, daß sie für die „No Name“ Serie die Novellen „Mercy Philbrick's Choice“ and „Hatty's Strange History“ schrieb. Als Dichterin kultivirte sie nur wenige Themen, aber mit solcher poetisch kräftigen Sprache, daß Emerson, als er gefragt wurde, ob nicht „H. H.“ die größte „woman poet“ Amerika's sei, die Antwort gab, man solle den Ausdruck „woman“ ruhig fortlassen.

Edward Rowland Sill, („The Hermitage and other Poems“, New-York 1868), hat sicherlich keiner literarischen Coterie angehört, denn sonst wäre sein Lob überall ausposaunt worden. Sill ist ein gewaltiger Gedankenlyriker;

seine innigen Naturbilder verbinden männlichen Ernst mit weichem Kinderherzen. Die Natur ist seine Göttin; sie steht ihm näher als alles Andere. Zuweilen schleicht sich auch ein pessimistischer Gedanke in seine formvollendeten Verse; denken wir aber denselben nach, so finden wir, daß er im Grunde doch nur ein Ausfluß seiner optimistisch angelegten Natur ist. Eine neue Ausgabe von Sill's Gedichten erschien 1889 in Boston. Die Lebensgeschichte desselben haben seine Freunde in gleichem Jahre bei W. B. Hardy in Oakland, Cal., erscheinen lassen.

Als man den amerikanischen Negern im Interesse einer politischen Partei das Stimmrecht gab, übernahmen dieselben eine große Verantwortung; sie wußten, daß sie hauptsächlich durch geistige Thätigkeit die gegen sie herrschenden Vorurtheile entkräften und dadurch den Beweis ihrer Civilisationsfähigkeit liefern mußten. Entsprachen sie den an sie gestellten, im Grunde jedoch ungerechtfertigten Erwartungen nicht, so lieferten sie ihren zahlreichen Feinden nur die gewünschten Waffen in die Hand und verringerten zugleich die Zahl ihrer Freunde. Natürlich war der Neger kurz nach seiner Befreiung nur zur Rolle des politischen Stimmviehs verurtheilt, und er gefiel sich auch schon deshalb in dieser Rolle, weil er seinen Vortheil davon hatte und Andere das Denken für ihn besorgten. Von den christlichen Missionären nahmen sich besonders die Methodisten und Baptisten seiner an, gründeten Schulen und Kirchen für ihn und somit war also für sein leibliches und geistiges Wohl gesorgt. Der Neger, außerdem von der Regierung und einigen Privatinstituten mit bedeutenden Geldmitteln unterstützt, verlegte sich, wenn er dazu den inneren Drang verspürte und es ihm

ghanies“ u. s. w. weniger Anklang gefunden, als mit seinen kleinen, zarten Liedern, die unstreitig den besten lyrischen Schöpfungen Tennyson's gleichstehen.

John G. Saxe, geboren 1816 im Staate Vermont und vor einigen Jahren in New-York gestorben, woselbst er von allem Verkehr abgeschlossen als Sonderling oder Wahnsinniger gelebt hatte, ist vorzugsweise ein humoristischer Dichter, der zwar sehr viele alte, abgedroschene Anekdoten erneuert, aber durch seine, die Gebrechen des sozialen Lebens persiflirenden Gedichte „The Proud Miss McBrid“, „The Flying Dutchman“, and „The Money King“ noch lange im Gedächtnis bleiben wird.

Dr. Josiah Gilbert Holland (1819—1881), der langjährige Redakteur von Scribner's Monthly und als Prosa-Schriftsteller unter dem Namen „Timothy Titcomb“ bekannt, ist durch seine von einigen Kritikern über die Maßen gelobte, von anderen hingegen bitter getadelten Gedichte „Bitter-Sweet“ (1858) und „Kathrina“ (1867) einer der populärsten Dichter Amerika's gewesen. Seine gesammelten, aus 16 Bänden bestehenden Schriften sind im Verlage Scribner & Sons in New-York erschienen.

Thomas Bailey Aldrich, dessen 6 Bände füllende Schriften von Houghton, Mifflin u. A. in Boston veröffentlicht worden sind, ist 1836 zu Portsmouth in New-Hampshire geboren. Seine Lieder, in denen sich französischer Einfluß unschwer erkennen läßt, lassen uns ihn mit Recht zu den besten Lyrikern der Gegenwart zählen; auch in seinen Erzählungen, von denen mehrere wie „The Story of a bad Boy“, „Prudence Palfrey“ and „The Queen of Sheba“ in's Deutsche übersetzt worden sind, tritt überall das lyrische Element in den Vordergrund.

Charles T. Brooks*) (1813—1883), welcher vierzig hre lang als Prediger einer Unitarierkirche in Newport f Rhode Island thätig war, hat ſich als Ueberſetzer s dem Deutſchen nicht zu unterſchätzende Verdienſte vorben und durch die meiſtentheils gelungenen Ueber- ıgungen von Auerbach's Dorfgeſchichten, Schefer's Laien- evier, Jean Pauls Titan, Kortüm's Jobſiade, Rückert's eisheit des Brahmanen und zahlreicher Lieder ſein reb- jes Scherflein dazu beigetragen, deutſcher Literatur in nerika zur Anerkennung zu verhelfen.

Richard Henry Stoddard, geboren 1825 zu ngham in Maſſachuſetts und ſeit geraumer Zeit in w-York als Literat thätig, hat von ſeinen „Poems“ 85 im Scribner'ſchen Verlage eine Geſammtausgabe cheinen laſſen. Seine Gedichte ſind von ungleichem erthe; während er in zahlreichen Liedern einen leichten, türlichen Ton anſchlägt, ſchreitet er in ſeinen Oden lz auf hohem Kothurn einher.

Frau Elizabeth C. Kinney, die Verfaſſerin des dichtes „To an Italian Beggar Boy“, iſt 1810 zu New- rk geboren; ſie hat ſich als Gattin eines amerikaniſchen ſandten längere Zeit in Italien aufgehalten und dort ch die Eindrücke zu ihrem romantiſchen Epos „Felicitas“, vie zu zahlreichen Gedichten, von denen ſie 1866 eine sgabe in zwei Bänden veröffentlichte, empfangen. Der chter und Literarhiſtoriker Edmund C. Stedman iſt, läufig geſagt, ihr Sohn aus erſter Ehe.

*) Siehe „Poems, original and translated“ by Charles T. Brooks. th a Memoir of Charles W. Wendte. Selected and edited by P. Andrews. Boston 1885.

Frau Anna C. Botta, Gattin des italieniſchen Profeſſors Vincenzo Botta in New-York, iſt mehr durch ihr auf umfaſſenden Studien bekanntes „Handbook of Universal Literature“, als durch ihr „Poems“ (1848) bekannt geworden.

Der aus Norwegen ſtammende Hjalmar H. Boyeſen, Profeſſor der deutſchen Literatur am Columbia College in New-York, hat ſich bereits ſo amerikaniſirt, daß man ihm wenigſtens was den ſicheren Gebrauch der engliſchen Sprache in Poeſie und Proſa anbelangt, ſeine fremde Abſtammung nicht mehr im Geringſten anmerkt. Er iſt Verfaſſer mehrerer Novellen („Gunnar“, „A Norseman's Pilgrimage“ u. ſ. w.), eines Bändchens Gedichte, ſowie eines literarhiſtoriſchen Werkes über Goethe und Schiller (New-York 1879).

Benjamin Hathaway, geboren am 22. September 1822 in Cayuga County, Staat New-York, der Verfaſſer der Gedichtſammlung „Art-Life“ und des indianiſchen Epos „The League of the Iroquois“, mußte, da ſein Vater eine ſtarke Familie zu ernähren und finanzielle Verluſte erlitten hatte, von ſeinem elften Jahre an für ſich ſelber ſorgen und war alſo betreffs ſeiner geiſtigen Ausbildung lediglich auf Selbſtſtudium angewieſen. Seine erſten Verſe verfaßte er als Küfergeſelle im Lärm der Werkſtätte und ſchrieb ſie mit Kreide auf Bretter nieder. Sobald er ſich aber etwas Geld erarbeitet hatte, kaufte er ſich im Innern Michigan's eine Farm und verlegte ſich mit Erfolg auf die Baumgärtnerei, ſodaß ihm bald mehr Zeit für poetiſche Beſchäftigung blieb. Seine Gedichtſammlung „Art-Life and other Poems“ (2. Auflage

icago 1878), hat mit Recht eine günstige Aufnahme unden, denn sie enthält einige das Naturleben verherr-ɔende Nummern, die einem Byrant Ehre gemacht tten. Hathaway vermeidet jede Aufregung, Leiden-aft und Ueberschwänglichkeit; der religiöse Anstrich, den seinen Gedichten verleiht, wirkt wohlthuend, denn die n ihm kultivirte Frömmigkeit ist im Grunde nichts deres als Edelmuth und Humanität. Die Aufgabe der enschheit besteht nach seiner Ansicht in Lieben und :beiten. Seine Naturbilder sind zwar gemüthreich, aber fehlt den meisten derselben doch das volksthümliche, so ht zum Herzen sprechende Element. Man merkt es :sen Gedichten zu sehr an, daß der Verfasser Jahre ıg daran gefeilt und sie somit ihrer ursprünglichen :ische beraubt hat.

Sein Epos „The League of the Iroquois" (Chicago 82) besingt Hayowentha, den mythischen Helden der :okesen. Den Stoff schöpfte er aus Morgan's ähnlich titeltem ethnologischen Werke und flocht gelegentlich ıige von Schoolcraft aufgezeichnete Hiawatha-Märchen n. Auch diesem Werke mangelt die Volksthümlichkeit ıd Einfachheit des Ausdrucks, die man mit Recht von nem Epos erwartet, welches die primitiven Zustände ner ursprünglichen Nation schildern soll. Ueberhaupt ıt nach dem Erscheinen von Longfellow's „Hiawatha" in amerikanischer Dichter mit der Behandlung eines dianischen Sujets Glück gehabt.

Kein Land der Erde ist gegenwärtig so mit Dichte-nnen gesegnet wie Amerika, und es gehört wirklich ehr als die sprichwörtliche Hiobsgeduld dazu, die Er-

der Tagespresse abzuleiten und ihnen eine ideale Richtung zu geben, in seinen ihm kärglich zugemessenen Mußestunden den Pegasus bestieg, aber im Interesse der Poesie und vielleicht auch seines Berufes lieber auf ebener Erde geblieben wäre. Seine Verse, in denen, beiläufig gesagt, der Name Gottes für einen Journalisten auffallend viel gebraucht wird, machen den Eindruck, als entstammten sie der Feder eines unbärtigen Gymnasiasten.

Von dem zu Oswego Centre im Staate New-York wohnenden Geistlichen, James C. Kenyon, besitzen wir die Gedichtsammlungen „Out of the Shadow“ (Philadelphia 1880), und „Songs in all Seasons“ (Boston 1885). Auch er liefert, wie überhaupt die meisten amerikanischen Dichter, eine große Anzahl Sonette, unter denen sich hauptsächlich das „In Spring“ betitelte, durch tiefe Gedanken auszeichnet. Sein schelmisches Gedicht „On Guard“ ist eine freie und verkürzte Nachdichtung des deutschen, in „Des Knaben Wunderhorn“ enthaltenen Volksliedes „Hüt Du Dich“, das er wohl durch Longfellow's Uebersetzung kennen lernte. Kenyons zweite Sammlung enthält durchgängig reifere Piecen und finden sich besonders einige wirksame Balladen in derselben. Seinen geistlichen Stand, seine religiöse Spezialrichtung läßt er nirgends hervortreten; er ist Freund stiller und edler Freuden und kultivirt mitunter die „zahlungsfähige Moral“ so stark, daß der Leser unwillkürlich gezwungen wird, den bekannten Heine'schen Wunsch zu dem seinigen zu machen.

Der Vorleser (lecturer) Wallace Bruce (geboren 1844 zu Hillsdale im Staate New-York) hat seine Gedichte unter dem Titel „From the Hudson to the Yosemite“

ew-York 1884), herausgegeben und damit seinen zahlchen, auf Vorlesungstouren gewonnenen Freunden ein denken geliefert, die amerikanische Literatur aber durchs nicht bereichert. Seine anspruchsvollen Produkte behen aus trockenen Beschreibungen amerikanischer Landaften, und da, wo er versucht, humoristisch zu sein, fällt er in's Triviale und Alberne. Sein bestes Geht, „The silent Soldier", welches von den meisten enghen Zeitungen kopirt wurde, befindet sich leider nicht der genannten Sammlung.

Unter dem Titel „A Bundle of Ballads" (New-York 85), hat der aus Irland eingewanderte Journalist ark Muskerry die Erstlinge seiner Muße veröffentt. Der Verfasser tritt ebenso bescheiden, wie die Austtung seines Büchleins, auf, und zeigt dadurch, daß es n an Selbsterkenntnis nicht mangelt.

Der Staat Indiana hat in der neueren Zeit wenige chter und Dichterinnen von hervorragender Bedeutung zuweisen. Horace P. Biddle, ein Jurist und Polier, der seit Kurzem sich in das kleine Landstädtchen gansport zurückgezogen hat, veröffentlichte seine „Poems" Jahre 1872 zu New-York und karakterisirt dieselben ffend in den Eingangsworten:

„Ye soar not on a lofty wing,
Your notes are all untuned by art."

Der Verfasser ist ein sogenannter self-made man, ssen Wiege in einem unscheinbaren Loghause stand und r sich trotz zahlreicher Widerwärtigkeiten zu einem der achtetsten Juristen seines Staates emporgeschwungen t. Hohen Werth legt er seinen Gedichten, die größtenteils im Drange seiner Berufsgeschäfte geschrieben sind,

nicht bei und dieſe wiederholt ausgedrückte Beſcheidenheit entwaffnet gewiſſermaßen die Kritik. Dem ewig neuen Thema der Liebe ſind ſeine meiſten Lieder gewidmet; neue Seiten hat er demſelben jedoch nicht abgewonnen.

Biddle's „Scrap-Book", das 1874 für Privatcirculation in Logansport erſchien, iſt im Grunde nichts als eine Sammlung werthloſer Reimereien, die größtentheils der Jugendzeit des Verfaſſers entſtammen und urſprünglich nur zum Zeitvertreib geſchrieben wurden. Wenn, wie es im Don Quixote heißt, das Dichten eine unheilbare Krankheit iſt, ſo war Biddle ſchon von derſelben befallen, als er ſeine erſten Buchſtaben ſchreiben lernte.

1881 ließ er in Cincinnati erſcheinen: „Elements of Knowledge", ein Buch, welches die Anſchauungen des Verfaſſers über Kunſt, Literatur, Politik, Moral, Religion u. ſ. w. enthält und das daher als ſein philoſophiſch-religiöſes Glaubensbekenntnis angeſehen werden kann. Unſtreitig verſteht er es trefflicher, ſeine mitunter geiſtreichen Anſichten in ungebundener als in gebundener Sprache mitzutheilen. Das Werk „Prose Miscellany", das er in demſelben Jahre und in derſelben Stadt herausgab, beſteht aus wohlgefeilten Aufſätzen über Kunſt und Literatur. Sein didaktiſches Gedicht: „American Boyhood" (Philadelphia 1876) ermuntert die Jugend zum Vorwärtsſtreben und zeigt ihr, daß Amerika das einzige Land iſt, das Treue, Fleiß und Ausdauer belohnt.

Biddle's, unter dem Pſeudonym „Excusatus" erſchienenes und nur in 100 Exemplaren gedrucktes Werk „Love's Excuse" ſoll ein Hoheslied auf die Allgewalt und Ewigkeit der Liebe ſein; ſeiner ſchrecklichen Trockenheit *wegen* hat es jedoch ſeinen Zweck verfehlt.

Biddle's schöngeistige Freundin Emily Thornton Charles, die sich gewöhnlich Emily Hawthorne nennt und die gegenwärtig als Redactrice in Washington thätig ist, veröffentlichte ihre Gedichte unter dem Titel: „Hawthorne Blossoms" 1876 zu Philadelphia. Sie sagt darin:

„My path was rough, few flowers grew by the way,
But finding on a jagged, rocky slope,
There gathered I thus simple hawthorn spray;
And now I bring thee a flower that breathes of hope."

Der Inhalt besteht mit wenig Ausnahmen fast nur aus sehnsuchtsvollen Liebesliedern und daß sie dieselben sehr hoch schätzt, davon macht sie durchaus kein Hehl. Sie glaubt eine geborene Dichterin zu sein und daher auch naturgemäß die Bestimmung zu haben, überall Freude zu verbreiten. Da die Liebe, aber nicht die christliche, ihr als des Gesetzes Erfüllung gilt, so nimmt sie keinen Anstoß daran, Gefallenen Worte des Trostes und der Beruhigung zu widmen. Wer viel liebt, dem muß viel vergeben werden. Die Dichterin ist von einer solchen grenzenlosen Liebesstimmung gegen alle Menschen beseelt, daß sie nicht umhin kann, zu glauben, jeder müßte ihr dasselbe Gefühl entgegenbringen. Eine zweite Sammlung Gedichte ließ sie 1887 erscheinen.

Auch der Staat Michigan ist von jeher arm an Dichtern und Schöngeistern gewesen. Aus der Neuzeit liegen uns nur die „Poetical Works" von Levi Bishop (Detroit 1875) in einem Bande vor. Der Verfasser ist im Jahre 1815 zu Russel in Massachusetts, woselbst sein Vater ein einfacher Farmer war, geboren, und erlernte als Jüngling die Gerberei. 1835 zog er nach Michigan,

woselbst er im Calhoun County eine Zeitlang Landwirthschaft trieb, später aber in Detroit Jurisprudenz studirte. Bishop ward ein tüchtiger Advokat und machte sich auch um das öffentliche Schulwesen Detroit's in solchem Grade verdient, daß man einer dortigen Hochschule seinen Namen gegeben hat. Seine Gedichte sind nichts als gereimte Prosa, die auch keinen einzigen poetischen Gedanken enthalten. Bei jeder Gelegenheit führt er, wie so viele Autodidakten, zum Zeichen der Belesenheit und Bildung einen Namen aus der altklassischen Literatur an; doch die Muße ist ihm nicht hold, trotzdem er sie oft genug um Beistand anfleht. Sein Gedicht „Dignity of Labor", welches die kultur-historische Bedeutung der Arbeit verherrlichen soll, ist das Hausbackenste, was uns jemals in gereimter Fassung vorgekommen ist. Die Bearbeitungen einiger historischer Episoden Michigans erinnern lebhaft an die Schuljungenmanieren des Pennsylvaniers Gowan. Das längste Gedicht dieser Sammlung trägt den Titel: „Teuscha Grondie" uud bildet sich der Verfasser nicht wenig auf dieses Epos ein. Im ersten Gesang schildert er uns die Algonquins, wie sie im 16. und 17. Jahrhundert in Michigan lebten, weder Stühle, Sofas, Teller, Tassen und Tischtücher hatten und die Hände als Gabeln gebrauchten. Er zeigt uns die Indianer im Frieden und im Kriege und flechtet auch, wo es nur immerhin angeht, eine ihrer Sagen, die er den Werken Schoolcraft's entnommen, ein. Wie Longfellow in seinem „Hiawatha", so braucht auch Bishop viele der Sprache der Tschippewäer entlehnte Wörter, sodaß mitunter seine Verse ein Aussehen erlangen, wie ein philologisches Bombardement zwischen Max Müller und Fitzedward Hall. Eine Probe

ge dem neugierigen Leſer genügen. Im 18. Geſange nmt z. B. die Stelle vor:

„The fiery warrior Ish — ko — dah
Is coming with black kah — gah — gee;
The spider chieftain — Sule — be — hah,
With lordly bison — Pez — he — kee.
Lage ko — ko — ko — ho rolls his eyes,
And comes with quiet Che — to — waik;
Loud Shau — go — dah the foe deſies,
And comes with serpent ken — na — beck.
And Wa — be — no — ka proudly meets
With seignior chiefs of mighty name;
These, stately Mus — ko — da — sa — greets,
With others now unknown to fame.“

In Chicago machte ſich eine Zeitlang der aus Eng- ıd eingewanderte Thomas Clarke, der ſich ab- :chſelnd Doktor und Profeſſor nannte, als Dichter be- :rklich. Trotzdem er vorher in ſeinem alten Vaterlande ıe beträchtliche Anzahl poetiſcher Werke veröffentlicht tte und dieſelben nach ſeiner Mittheilung von der Kritik ifällig aufgenommen worden waren, ſo gibt es unſers iſſens doch keine engliſche Literaturgeſchichte, die ſeinen ımen verewigt hätte. Da er in Chicago Miteigen- ımer einer Druckerei war, ſo lag ihm natürlich die :rſuchung nahe, auch ſein eigener Verleger zu werden. :in erſtes ſelbſtgedrucktes und ſelbſtverlegtes Opus trägt n Titel: „Sir Copp“ und erſchien 1867. Es will ein ück menſchlicher Verkommenheit ſchildern und den Sieg ıer heiligen Sache feiern. Sir Copp, oder vielmehr ıpperhead, iſt der Repräſentant derjenigen Leute, welche

auf den Ruin der ſtolzen amerikaniſchen Republik ſpekulirten, das Inſtitut der Sklaverei verewigen wollten und die Unionsſoldaten in Anderſonville und im Libby-Gefängniſſe verhungern ließen. Beſonders betont Clarke die Idee, daß die wahre Freiheit eines öffentlichen Gemeinweſens nur in der Tugend und Intelligenz der Bürger wurzelt. Er ereifert ſich gewaltig über die Korruption der Preſſe und der Politik zur Zeit des Sonderbundskrieges; den Mammondienſt der Yankees verdammt er auf das Aeußerſte und man muß überhaupt dem Verfaſſer zum Lobe nachſagen, daß ein geſunder moraliſcher Kern in ihm ſteckt und daß ſich ſeine Anſichten über Amerika weſentlich von denen ſeiner früheren Landsleute unterſcheiden. England und Frankreich hätten gar ſo gerne geſehen, die Südſtaaten wären aus jenem Kriege erfolgreich hervorgegangen — ein Wunſch, dem die tonangebenden engliſchen Zeitungen damals täglich beredten Ausdruck verliehen. Auch iſt Clarke einer der Wenigen, der den Verdienſten der irländiſchen und deutſchen Soldaten um die Republik Gerechtigkeit widerfahren läßt. Ueber Deutſchland, das in ihm einen hohen Verehrer hat, ſagt er an einer Stelle:

„No land beneath the sun exists,
Where genius, learning, science, art,
So brightly shine, so charm the heart.“

Auf den Dichter Tennyſon, den er gelegentlich erwähnt, iſt er nicht gut zu ſprechen und deſſen „Enoch Arden“ nennt er das elendeſte Machwerk, das überhaupt exiſtire. In einem Traume ſah er auch die Stelle in der Hölle, wo der Teufel den ehemaligen Sklavenhalter röſtete.

1877 veröffentlichte Clarke „The two Angels", ein Epos in sechs Gesängen. Darin beabsichtigt er, seinen Lesern neue Wahrheiten und Ideen in ansprechender Form vorzutragen und man muß eingestehen, daß die letztere durchaus nicht übel ist. Er paraphrasirt geschickt die biblische Schöpfungsgeschichte und das sorgenlose Leben im Paradiese. Der Engel Arophel verliebt sich in die reizende Eva und erstattet darüber dem ihm befreundeten Lucifer ausführlichen Bericht; dieser findet es nun äußerst sonderbar, daß sich überhaupt Jemand in eine frühere Erdscholle verlieben könne; wenigstens zeuge dieses von keinem hochfliegenden Ehrgeize. Die im ersten Gesange enthaltene Beschreibung des Himmels erinnert stark an die Swedenborg'schen Phantasien. Der zweite Gesang macht uns darauf mit den himmlischen Verhältnissen noch bekannter, denn es werden uns allda auch die Pflanzen, die Thiere, die Witterung und die Wohnungen der Seelen bis in das Kleinste beschrieben. Die Söhne des Himmels sind, wie auch schon der genannte schwedische Theosoph ausführlich berichtet, beständig thätig und wer da glaubt, daß er späterhin einmal auf der faulen Haut liegen und sich von den Mühen der Erde bequem ausruhen könne, ist von einem unverzeihlichen Irrthume befangen. Da beschneiden die Seligen die Reben, keltern Wein, pflügen und säen; einige fällen Bäume, um Bibliotheksgebäude und freie Volksuniversitäten zu errichten, andere hingegen bauen Schiffe, welche alle Herrlichkeiten der Fremde dem Himmel zuführen sollen. Die Frauen weben herrliche mit künstlichen Blumen verzierte Teppiche; ihre Kleider waschen sie selber in krystallklaren Flüssen und trocknen sie unter Scherzen und Singen in der balsamischen Luft.

So findet jeder Engel schließlich in der treuen Erfüllung der ihm auferlegten Pflichten seine wahre Seligkeit. Diese Seligkeit aber kann jeder Mensch hier auf Erden genießen, mithin also schon vor der Zeit ein Engel werden; und dies geschieht dadurch, daß er die ihm angeborene Selbstsucht erstickt und auf die Wohlfahrt seines Nächsten bedacht ist. Es geschieht dies fernerhin dadurch, daß man die Menschen nicht zum Opfer der Unwissenheit, des Lasters und Verbrechens werden läßt, denn die öffentlichen Schulen kosten weniger, als gewissenlose Advokaten und meineidige Gesetzgeber.

Im dritten Gesange läßt uns der Dichter an einem himmlischen Abendfeste theilnehmen. Unter den Bäumen stehen die mit den köstlichsten Speisen beladenen Tische; in diamantenen Bechern perlt der Nektar und ein von dem Herrn aller Herren ausgehendes Signal ladet zum Genusse dieser Herrlichkeiten ein. Darauf wird wacker gegessen und getrunken und Gott, der am Haupttische das Präsidium führt, ein begeistertes Loblied gesungen. Aus dem darauf folgenden ritterlichen Wettkampf geht Michael als Sieger hervor, was den neidischen Lucifer so sehr ärgert, daß er seinen erfolgreichen Rivalen zu einem neuen Zweikampfe herausfordert. Darauf entspinnt sich nun ein lärmendes Kämpfen mit Lanzen und Schwertern; Lucifer wirft schließlich seinen Gegner zu Boden und wird zum Sieger erklärt. Derselbe siegt auch in dem darauf folgenden Wettsingen und erhält dafür eine goldene Krone. Dieser Doppelsieg macht ihn nun so übermüthig, daß er jeden andern Engel, der sich eines hohen Ansehens erfreut, beim Allmächtigen verdächtigen will. So klagt er dann seinen ehemaligen Freund

rophel, deſſen Aufgabe in der Regierung des Sirius
:ſtand, an, daß er ſeine Pflicht vernachläſſigt habe und
ır Erde hinabgeklettert ſei, woſelbſt er ſich in eine
enſchliche Frau verliebt habe. Gott macht dem Ver-
:echer milde Vorwürfe; doch derſelbe erklärt, daß ohne
e Eva der Himmel einfach kein Himmel für ihn ſei.
uf Antrag Lucifers wird er nun auf eine Million Jahre
ıch einer fernen, einſamen Inſel verbannt, damit er
ort ſeine unſtatthaften Liebesgedanken vergäße.

Nachdem jener Zeitraum verfloſſen iſt (vierter Ge-
ıng) begegnen ſich Arophel und Lucifer zufällig auf dem
laneten Venus. Lucifer macht die Mittheilung, daß er
ch inzwiſchen in die ſchöne Venus verliebt habe und ein
eben mit ihr führe, wie weiland Triſtan und Iſolde in
er Minnegrotte.

Nachdem die genannten Drei zur Erde hinabgeſtiegen
ıaren, fangen auch ſchon neue Liebesentwicklungen an.
enus verliebt ſich in Adam und Lucifer in Eva. Adam
eiſt jedoch die himmliſche Geliebte mit ſchnöden Worten
ırück, aber dieſelbe vermag ſich ſchnell zu helfen. In
den wuchſen nämlich treffliche Weintrauben und der
:rank, den ſie daraus bereitet und Adam kredenzt,
ihrt ſie bald an das Ziel ihrer Wünſche. Lucifer ver-
ıählt ſich mit Eva und der in dieſer Ehe erzeugte
ohn Kain erhält die Beſtimmung, Sünde und Schande
ber die Menſchheit zu bringen. Von jetzt an entpuppt
ch Lucifer als Repräſentant des böſen Princips.

Im ſechſten Geſang erklärt Arophel, daß keine Sünde
nbeſtraft bleibe, daß aber der Menſchheit dereinſt ein
:rlöſer erſcheinen werde. Lucifer, der ſeine Miſſethaten
ereuen ſoll, bemerkt einfach, eine Erlöſung durch Blut

sei ein lächerliches Geschwätz für dumme Kinder oder alte Narren, worauf er vom Blitz erschlagen und in einen Kometen verwandelt wird. Arophel stimmt schließlich ein Lied zu Ehren Gottes an.

Der das ganze Werk durchdringende Hauptgedanke tritt nicht genug hervor; doch was uns mit diesem und anderen Mängeln theilweise versöhnt, ist die gesunde, männliche Gesinnung des Verfassers, die sich durch unversöhnlichen Haß gegen die gekrönten Tyrannen und lichtscheuen Pfaffen manifestirt.

1871 ließ Clarke „The Battle, and other Poems" erscheinen. Da weder der amerikanische Unabhängigkeits- noch Sonderbundskrieg bis jetzt seinen Homer gefunden hat, so ist es nach unseres Dichters Ansicht die Pflicht eines jeden Patrioten, vorläufig doch wenigstens die poetischen Bausteine herbei zu schleppen, deren der zukünftige Sänger zu seinem Werke bedarf und dieser Pflicht kommt nun Clarke bereitwillig nach. In seinem Gedichte über die Schlacht von Bunkerhill sagt er, daß dieselbe weder mit Marathon, Salamis oder mit anderen berühmten Schlachten der Vorzeit verglichen werden dürfe, denn bei Bunkerhill siegte das Volk über Tyrannei und Despotismus. Dort stand das Volk in Waffen gegen wohldressirte Soldaten und schlug dieselben in die Flucht.

Sämmtliche Gedichte dieser Sammlung sind übrigens äußerst langweilig und trotzdem der Verfasser ein eifriger und gesinnungstüchtiger Patriot ist, wird er durch diese Verse wenigstens nicht die Jugend zu patriotischen Heldenthaten entflammen.

Auch Missouri ist arm an Dichtern, dafür aber reicher an Verehrern der Hegel'schen Philosophie und

Shakespeare-Schwärmern. „Fantasma, and other Poems“ Kansas City 1879) heißt das Werk der auf dem Titelblatte ungenannten Predigerstochter Mary Bryant. Fantasma“ ist ein dramatisches Märchen, in dem ein Zauberer, ein Dichter, ein Einsiedler und eine große Anzahl von Furien, Hexen, Nymphen und sonstigen guten und bösen Geistern ihre kunterbunte Wirthschaft treiben. Das Werk ist jedoch ohne eigentliches dramatisches Leben; kein einziger scharf ausgeprägter Karakter tritt darin auf. Es enthält unendlich viel leeres Geschwätz, mit dessen Aufzeichnung sich die Verfasserin in Ermangelung einer nützlichen Beschäftigung die Zeit vertrieben hat. Auch im Spiele der Phantasie muß Methode und Geist sein; hier aber ist nicht die geringste Spur davon.

In dem zweiten größeren Gedichte, das den Titel The Lightbringer“ führt, werden wir mit einem deutschen Atheisten, einem englischen Darwinianer und Dichter bekannt gemacht und müssen wir uns lange Ergüsse über Gott und seinen Erlösungsplan gefallen lassen.

W. H. Babcock, der Verfasser von „Lord Stirling's Stand, and other Poems“ (Philadelphia 1880), stammt aus einem westlichen Staate und ist seit geraumer Zeit als Patentagent zu Washington thätig. Er macht durchaus keine Ansprüche auf poetische Verdienste und hat auch, offen gestanden, keine Berechtigung dazu. Das Hauptgedicht, das sich auf eine Episode des Unabhängigkeitskrieges bezieht, ist im Stile der alten Reimchroniken gehalten und leidet an einer unverzeihlichen Langweiligkeit. Sein ganzes Buch durchzulesen ist eine Geduldprobe, wie wohl keine zweite aufzufinden ist. Nun, Buchdrucker, Buchbinder und Papiermüller wollen doch auch leben.

Der Dichter von „La Mescolanza“ (Philadelphia 1877), der sich „Canto“ nennt, ist ein Marylander Großfarmer, der eigentlich Ph. Conner heißt. Dieses Werkchen besteht aus leichten und seichten Versen, die vielfach an die altenglischen Madrigals und an „Mother Goose's Melodies“ erinnern.

Jedem aufmerksamen Beobachter des amerikanischen Lebens gereicht es gewiß zur größten Freude, wenn er sieht wie der Amerikaner, nachdem er bis jetzt so Erstaunliches auf allen Gebieten der Industrie geleistet hat, auch allmälig anfängt, die schönen Künste zu kultiviren und auch auf diesem Felde seine Energie und Ausdauer zur Geltung zu bringen.

Zur Civilisation und zur Kultur der schönen Künste ist natürlich ein gewisser Wohlstand eine unumgängliche Grundbedingung, und da sich dieser bereits in zahlreichen Familien des Ostens infolge des Fleißes und der Sparsamkeit früherer Pioniere vorfindet, so ist es auch leicht erklärlich, daß Poesie, Musik und Malerei vorzugsweise in Neuengland, einschließlich New York, mit nennenswerthem Erfolge gepflegt werden. Nach den bisherigen Leistungen in der Dichtkunst zu urtheilen kann man ruhig sagen, daß sich hier mit der Zeit eine Literatur entwickelt, welche die irgend eines Kulturvolkes überflügeln wird. Die Zeit, über die literarischen Erzeugnisse Amerika's vornehm die Nase zu rümpfen oder sie wohl gar zu ignoriren, ist längst vorüber und schon gegenwärtig hat Amerika Dichter, besonders lyrische, aufzuweisen, die man getrost den lebenden Celebritäten Europa's an die Seite stellen kann. Wer da glaubt, diese Bemerkung beruhe auf Uebertreibung, der lese einmal die Werke von Joaquin

Miller, R. H. Stoddard, Stedman, Savage, Lanier, Richard E. Day, Strong und Edgar Fawcett, um nur wenige der jüngeren Dichter zu erwähnen, aufmerksam durch und er wird eingestehen müssen, daß wir in einer regen, vielversprechenden Zeit leben und einer glänzenden Zukunft sicher entgegen gehen. Der Amerikaner hat zur Genüge gezeigt, daß er nicht allein das Maschinenwesen durch praktische Verbesserungen bereichern kann, sondern daß er sich auch in der Welt der Ideale zurecht finden kann.

Von den eben genannten Dichtern bekundet Edgar Fawcett unstreitig die überraschendste Originalität, verbunden mit einer erstaunlichen Sicherheit, Themen, welche uns auf den ersten Augenblick keiner poetischen Behandlung fähig scheinen, eine interessante, der künstlerischen Karakteristik günstige Seite abzugewinnen, sodaß man wohl sagen kann, er hat in mehr als einem Falle in der Dichtkunst das Columbusei entdeckt. Der Sprache ist Fawcett mächtig, wie wenige seiner Collegen; die horazische Lehre:

.... „Cui lecta potenter erit res
Nec facundia deseret hunc nec lucidus ordo“

hat er wohl beherzigt.

Seine Gedichte, die er 1878 zu Boston unter dem Titel „Fantasy and Passion“ erscheinen ließ, zeichnen sich durch eine Fülle originaler und theilweise auch origineller Gedanken aus.*) Man ist versucht, dem Karakter derselben beim ersten Durchlesen das Prädikat pessimistisch beizulegen; ein tieferes Eingehen in jene Schöpfungen

*) Seine späteren Gedichtsammlungen tragen den Titel „Song and Story“ (1884) und „Romance and Revery (1886).

jedoch läßt uns zu einer anderen Ansicht kommen. Optimistisch sind sie natürlich auch nicht gefärbt; und dies ist auch schon deshalb eine Unmöglichkeit, weil der Verfasser, der ein eifriger Verehrer der Werke Mills', Spencer's und Huxley's ist, die höchsten Lebensfragen und die tiefsten Geheimnisse des menschlichen Herzens im Sinne der modernen Weltanschauung zu ergründen sucht. Die Zeit religiöser Träumereien und pfäffischer Bethörungen ist glücklicherweise ziemlich vorbei, und anstatt sich das verlorene Paradies der Unwissenheit zurück zu träumen, kostet man nun wacker vom Baume der Erkenntnis. Räthsel, ewig unerforschliche, werden uns trotzdem immer noch bleiben und Fawcett belegt dieselben sehr bezeichnend mit dem Namen „Gott".

Ueber den Gedichten Fawcett's schwebt gewissermaßen ein Ossian'scher Nebel; mit Vorliebe behandelt er die Nachtseiten der Natur, ohne jedoch dabei in unklare, klagende Schwärmerei zu verfallen. Jede einzelne Nummer seiner sogenannten „Minorchords" ist ein Kabinetstück tiefempfundener Lyrik; welchen Gegenstand er sich auch immerhin zum Vorwurf genommen hat, er präsentirt ihn dem Leser in der glänzendsten Behandlung. Seine Phantasie ist wildromantisch, aber er versteht es doch, Maß zu halten und nur gesunde Ideen in hochpoetischem Lichte erscheinen zu lassen. Die Nacht, die über seinen Versen liegt, ist nicht durch dämonische Gestalten eines kranken Gehirnes belebt, sondern durch klarschimmernde Sterne erleuchtet; seine Kirchhofsgedanken finden stets einen versöhnenden Abschluß.

Fawcett's seltene Sprachgewandtheit wird sicherlich *nicht* ohne Einfluß bleiben. Er führt eine Masse Wörter,

besonders Adjective, ein, denen man früher nie in der gebundenen Rede begegnete; die gewöhnlichen Ausdrücke verschweigt er beharrlich und greift stets nach den fernliegenden — eine Manie, wodurch viele seiner Gedichte auf den ersten Augenblick den peinlichen Eindruck des mühevoll Gemachten hervorbringen.

Im leicht hin hüpfenden Volkston schreibt er nicht und noch viel weniger hat er den Rath, den Bryant einst einem jungen amerikanischen Literaten gab, stets Wörter angelsächsischen Ursprungs zu benützen, befolgt. Er zwängt seine zahlreichen Epitheta wie Häringe zusammen und bereitet dadurch dem Uebersetzer, wenn er sich an das Originalmetrum halten und nicht jede Zeile durch einen Jambus oder Trochäus vermehren will, unüberwindliche Schwierigkeiten, besonders da so viele englische Adjective einsilbig sind, die stets, wenn die Uebersetzung nur einigermaßen getreu sein will, nur durch zwei- oder dreisilbige Wörter im Deutschen wiedergegeben werden können.

Seine „Minorchords“ beschäftigen sich hauptsächlich mit der Natur; aber er hat da Stoffe gewählt, die andere Dichter eher abgeschreckt als angezogen hätten. Wer wollte das Unkraut, die Kröte, die Fledermaus, die Distel, das Spinngewebe und ähnliche Dinge besingen? Höchstens ein Humorist, aber ein solcher ist Fawcett nicht. Die Fledermaus erinnert ihn daher an die Drachengestalten des Fabellandes; die Kröte, dieser „Klumpen fleckiger Klebrigkeit“, die im Zwielichte an den Wurzeln der Blume hinkriecht, ruft ihm die häßlichen Eunuchen in's Gedächtnis, welche im Halbdunkel die Frauen des Harems bewachen. Der sprödeste Stoff gibt ihm die herrlichsten Gedanken.

Seine Naturbilder sind nicht von Wordsworth'scher Langeweile angekränkelt; auch wiederholen sie nicht bei jeder Gelegenheit, wie dies bei Bryant der Fall ist, einen und denselben Gedanken, wo er sich nur wieder verwerthen läßt. Gemeinplätze begegnet man in Fawcett's Versen nicht. Der Abendstern ist ihm der blasse, stille Prophet der Nacht, der auf das Lächeln des sterbenden Tages niederschaut; vom Kolibri weiß er nicht zu sagen, ob er vorzugsweise Edelstein oder Vogel sei. Wetterleuchten, Wasserlilien, Veilchen im Winter, Epheu, Tanne, Moos, Blätter, Klee — wer wagt es noch, Neues darüber sagen zu wollen? Und doch thut dies Fawcett und zeigt sich dadurch als Dichter ersten Ranges.

Fawcett's längere Gedichte behandeln die verschiedenen Phasen und Geheimnisse menschlicher Leidenschaften. Die betreffenden Stoffe sind die Einfachheit selbst; ihre edle und künstlerische Bearbeitung aber bestätigt unser Urtheil über ihn auf's Neue. Jedes Gedicht zeigt, abgesehen von zwei oder drei erzwungenen oder fehlerhaften Scansionen, daß die Feile fleißig gebraucht wurde; keine unreife Nummer hat im Buche Aufnahme gefunden.

1871 gab Fawcett „Short Poems for Short People", eine Sammlung von Kinderliedern, heraus und 1873 ließ er eine Novelle unter dem Titel „Purple and Fine Linen" erscheinen, welche den New Yorkern nicht sehr mundete und die widersprechendsten Beurtheilungen fand. Jene beiden Werke sind längst vergriffen und von dem letztgenannten wird auch wohl schwerlich jemals eine neue Auflage das Licht der Welt erblicken.

1876 erschien seine Novelle „Ellen Story". Man sollte nicht glauben, daß der Verfasser von „Fantasy and

Passion“ ein solches ledernes Zeug schreiben könnte. Die ganze Novelle ist fast aus weiter nichts als aus fadem, geistlosem und langweiligem Hotelgeschwätz müßiger Sommerfrischlinge zusammen gesetzt; die Karaktere, das geben wir gerne zu, mögen getreu nach dem Leben gezeichnet sein, aber sie repräsentiren keine interessante Idee, wenn man die Langeweile und das werthlose Zeitvertrödeln der Shoddies keine solche nennen will.

In der Neuzeit hat Fawcett auf dem Gebiete der Novellistik eine außerordentliche Thätigkeit entfaltet; es gebricht uns jedoch an Raum, seine zahlreichen Romane dahier zu analysiren. Nur so viel sei bemerkt, daß einige davon, besonders „The Evil that men do“, große Verbreitung gefunden haben.

Folgende verdienstvolle Dichter der Gegenwart verdienen noch Erwähnung:

Maurice Thompson, der Staatsgeologe von Indiana („Songs of Fair Weather“ Boston 1883); Paul Hermes*) („Confessions of Hermes“, Philadelphia 1884); Clinton Scollard („Pictures in Song“, New York 1884; „With Reed and Lyre“ Boston 1886); Henry Abbey (neue Ausgabe seiner Gedichte. Kingston, N. Y. 1885); der Romantiker George W. W. Houghton („St. Olaf's Kirk“, „Niagara and other Poems“ Boston); Celia Thaxter („Poems“, „Drift-Wood“); Harriet P. Spofford, Adelaide A. Proctor, Edw. D. Proctor, Elizabeth Stuart Phelps („Poetic Studies“, „Songs of the Silent World“, sowie die Novellen „The Gates

*) Pseudonym für William R. Thayer.

Ajar", „Beyond the Gates", „Hedged in" u. ſ. w.); S. Weir Mitchell („The Hill of Stones"), John Hay („Pike County Ballads"), Nora Perry, Frau Louiſe C. Moulton, Frau Sangſter, Frl. Buſhnell, Frl. Hutchinſon, John H. Boner („Whispering Pines" New-York 1883); Thomas Peacock („Poems of the Plains". 3. Aufl., New-York 1889) u. ſ. w.

Perry — Matthews — Underwood — Tyler — Kennedy — Harriſon — Haldeman — Benjamin — Griffis — Bausman — Harman — Hartt — Alger.

Es macht ſtets einen angenehmen Eindruck, wenn die Verdienſte der deutſchen Gelehrten in Amerika von ſolchen Amerikanern, auf deren Wort man viel hält, bereitwilligſt anerkannt werden; denn wenn irgend Jemand dahier mit zahlreichen Hinderniſſen und entmuthigenden Enttäuſchungen zu kämpfen hat, ſo iſt es der unpraktiſche deutſche Stubengelehrte, der gewöhnt iſt, daß ihm der Staat einen ſeinen Fähigkeiten entſprechenden Wirkungskreis einräumt. Hier aber ſieht er ſich einmal auf ſich ſelbſt angewieſen; er muß ſich, wenn er ſich keinem anderen Berufe widmen will oder kann, gar manche Demüthigung und Zurückſetzung im Kampfe um das Daſein von den Amerikanern gefallen laſſen, da er ja doch nur in höchſt ſeltenen Fällen ſeine Gelehrſamkeit bei ſeinen deutſchen Landsleuten dahier verwerthen kann.

Zu den äußerst Wenigen dieser Glücklichen, die sich der langjährigen Freundschaft der einflußreichsten amerikanischen Staatsmänner und Gelehrten erfreuten, gehörte hauptsächlich Francis Lieber, dessen Briefe und Tagebuchblätter Thomas Sergeant Perry 1882 zu Boston in einem großen Oktavbande erscheinen ließ.*)

Perry hat sich durch die Herausgabe dieser höchst interessanten Dokumente nicht allein den Dank aller Deutschen, sondern auch aller Amerikaner, die ja doch Lieber mit Stolz als den ihrigen betrachten, verdient; denn Lieber war auf dem Gebiete der Staatswissenschaften eine Autorität ersten Ranges und seine Lebensbeschreibung, die von seiner Wittwe in Gestalt von Briefen und Tagebuchblättern aufbewahrt und von Perry übersichtlich zusammengestellt worden ist, bietet des Interessanten und Anregenden so viel, daß sie nicht allein den betreffenden Fachgelehrten, sondern überhaupt allen Gebildeten hohen Genuß gewährt. In der Einleitung sagt Perry, daß in den letzten 60 Jahren drei Millionen Deutsche in den Vereinigten Staaten eine Heimat gesucht und gefunden hätten und fügt die Bemerkung hinzu, daß dieselben einen werthvollen Bestandtheil der hiesigen Bevölkerung bildeten; nur wundert er sich, daß die deutschen Regierungen häufig gerade solche Männer zur Auswanderung zwangen, die ihrem alten Vaterlande von unberechenbarem Nutzen gewesen wären. In diese Klasse gehört nun auch Lieber, der deshalb verbannt wurde, weil er es gewagt hatte, lange vor Anfang der siebziger Jahre von einem einigen und starken Deutschland zu träumen.

---

*) Dieses Werk ist auch ins Deutsche übersetzt worden.

In den kurzen Einleitungen, mit denen Perry einzelne
bschnitte versehen hat, zeigte der Herausgeber eine minu-
öse Vertrautheit mit der Geschichte und Literatur Deutsch-
nds und hat er allem Anschein nach besonders letztere
it Ausdauer und Vorliebe gründlich studirt. Davon legt
auch ein herrliches Zeugnis in seinem geistreichen und
regenden Werke „English Literature in the Eighteenth
entury" (New York 1883) ab. Dasselbe ist aus Vor-
jungen entstanden, die der Verfasser in Cambridge und
hiladelphia mit schmeichelhaftem Beifall hielt. Er hat
zu ausgedehnte Quellenstudien gemacht und nicht allein
e einschlägigen englischen Schriften, sondern auch die
erke Hettner's, Biedermann's, Julian Schmidt's und
berstein's konsultirt, hauptsächlich aber von Beljame's
Le Public et les Hommes de Lettres" einen ausgedehnten
ebrauch gemacht, denn er gibt in seinem Buche nicht
lein, wie der Titel allerdings andeutet, eine Geschichte
r englischen Literatur des 18. Jahrhunderts, sondern
zeigt auch, welche andern Nationen auf dieselbe ein-
wirkt haben, oder von derselben beeinflußt worden sind.

Thomas Sergeant Perry wurde 1845 zu New-
rt auf Rhode Island geboren. Nachdem er Harvard
llege absolvirt hatte, ging er auf zwei Jahre nach
uropa und hörte Vorlesungen über klassische und moderne
teratur am College de France und an der Universität
erlin. Von 1877—1881 war er Instruktor der eng-
chen Sprache am Harvard College und von 1881—82
kleidete er daselbst den Posten eines Vorlesers (lecturer)
er englische Literatur. Für die einflußreichsten Zei-
ngen Amerikas hat er zahlreiche Artikel geliefert.

In einem seiner neuesten Werke „From Opitz to Lessing"

(Boston, 1884) macht er die Amerikaner mit einer deutschen Literaturperiode bekannt, der man bis jetzt wenig Beachtung dahier geschenkt hat. Wer Geschichte studiren will, darf sich, wenn er die inneren Beweggründe wichtiger Ereignisse verstehen will, nicht nur an die Hauptheldeu, wie einen Cäsar, Washington oder Napoleon halten, sondern muß sich auch mit solchen Personen beschäftigen, welche den Helden den Weg ebneten; so ist es auch mit der Literaturgeschichte, und wer z. B. die Verdienste eines Lessing recht würdigen will, muß auch den Leistungen und Bestrebungen seiner Vorgänger die gebührende Rücksicht angedeihen lassen. Perry liefert eine recht übersichtlich geordnete Darstellung des literarischen Lebens in Deutschland vom Ende des 30 jährigen Krieges bis auf Lessing; er karakterisirt jeden in dieser Periode wirkenden Schriftsteller, wie Hoffmann von Hofmannswaldau, Lohenstein, Canitz, Günther, Brockes, Gottsched, Haller, Bodmer, Klopstock u. s. w. kurz, aber treffend und gibt eine ziemlich ausführliche Analyse der poetischen Schöpfungen Lessings, besonders aber vom „Nathan", dem auch Perry's Freund, John Fiske, in seinem Werke: „The Unseen World, and other Essays" eine längere Abhandlung gewidmet hat.

Es gereicht gewiß einem jeden Deutsch-Amerikaner zur höchsten Freude, wenn er sieht, daß seine englischredenden Mitbürger von Jahr zu Jahr der deutschen Literatur mehr Geschmack abgewinnen und sich mit derselben eingehend beschäftigen, wovon besonders die literarischen Erscheinungen der letzten Jahre ein äußerst günstiges Zeugnis ablegen.

Im Jahre 1877 gab der nun verstorbene freisinnige *Theologe* John Weiß, dessen Großvater ein eingewander-

r Deutſcher war, in Boſton eine ſehr lesbare, mit werthollen Noten begleitete engliſche Ueberſetzung des „Weſtſtlichen Divan" von Goethe heraus, die unſeres Wiſſens berhaupt die erſte vollſtändige Verſion in jener Sprache t. 1878 veröffentlichte Helen S. Conant im Harperhen Verlage zu New York einen „Primer of German iterature" und Paul Dyrſen ließ in derſelben Stadt ine Ueberſetzung der Gedichte Goethes erſcheinen, die ebоch als eine mangelhafte zu betrachten iſt. Das ahr 1879 brachte uns nicht weniger als drei größere Berke über die deutſche Literatur; erſtens Prof. Hosmers legant geſchriebene „Short History of German Literature" St. Louis), die aber durchaus nicht „short" iſt, ſondern egen 600 Druckſeiten füllt; dann des verſtorbenen Bayard Taylors „Studies in German Literature" (New-York), deren lusgabe von dem Philadelphier Dichter George H. Bocker eſorgt wurde; und ſchließlich Hjalmar H. Boyeſens „Goethe nd Schiller: Their Lives and Works. Including a Commenary on Goethes Faust" (New-York). Boyſens Engliſch iſt im anzen glatt und fließend und ſchmeckt weniger nach dem Börterbuche, wie das ſo vieler Anderer Engliſch ſchreienden Ausländer; hin und wieder iſt es jedoch nicht ganz rei von Germanicismen. In dem genannten Werke zeigt r ſich als begeiſterter Verehrer Goethes; ſeine Studie ber denſelben bringt allerdings dem Literaturkenner nichts eues; aber ein blinder Nachbeter der benutzten Quellen t er gerade auch nicht geweſen. Man muß ſtets beenken, daß dieſes Buch für ein amerikaniſches Publikum erechnet iſt und für daſſelbe iſt es inſofern von hohem Berthe, als es ihm eine gedrängte, anziehend geſchriene Biographie beider Dichterheroen, nebſt einem Fauſt-

Commentar*) liefert und ihm das Durchleſen zahlreicher und hier nicht immer zugänglicher Schriften erſpart.

Auch die Abhandlung über Schiller enthält nichts Neues; die Bemerkung, daß Schiller einſt in trunkenem Zuſtande nach Hauſe getragen werden mußte, ſo wie die aufgeworfene Frage, ob deſſen Liebesverhältnis mit einer verheirateten Frau ein platoniſches geweſen ſei, hätten wir dem Verfaſſer gerne geſchenkt; denn dieſelben ſind ſicherlich nicht dazu angethan, ſeinem ſpeziellen Publikum ein größeres Intereſſe am Dichter des „Tell“ und „Wallenſtein“ beizubringen; auch liefern ſie durchaus kein nothwendiges Material für die wahre Auffaſſung des Schillerſchen Charakters. Fehler ſollen natürlich nicht verſchwiegen werden, aber es fragt ſich in ſolchem Falle ſtets, ob es geboten ſei, ſie aufzudecken, oder ob man ſie unbeſchadet der ſelbſtgeſtellten Aufgabe nicht lieber ſtillſchweigend übergehe.

Trotzdem man bis vor wenigen Jahren an den öffentlichen und Privat-Lehranſtalten Amerikas dem Studium der franzöſiſchen Sprache im Vergleiche mit dem der deutſchen, theilweiſe aus nationalen Vorurtheilen, theilweiſe aus einem nicht zu entſchuldigenden, aber nicht wegzuläugnenden Haſſe gegen alles Deutſche den Vorzug gab, und eine oberflächliche Kenntnis der franzöſiſchen Literatur zum guten Tone gehörte, ſo haben doch nur ſehr wenige wirklich gebildete amerikaniſche Schriftſteller es verſucht, dem Publikum ein Werk über jenes Thema zu liefern, das man z. B. Ticknors „Geſchichte der ſpa-

*) Von demſelben erſchien in der Reclam'ſchen Univerſalbibliothek eine deutſche Ueberſetzung.

nischen Literatur" zur Seite stellen könnte. Man hat die populärsten Novellen und auch einige der besten Lieder Frankreichs ins Englische übertragen, auch einige Dramen für die amerikanische Bühne und die amerikanische Geschmacksrichtung zugestutzt und mit rühmlicher Ausnahme von Partons zweibändigem Werke über Voltaire gelegentlich in den Monatsschriften einige Essays über die französischen Modeschriftsteller veröffentlicht; damit aber glaubt man die betreffende Angelegenheit erledigt zu haben. In dieser Hinsicht füllt nun das Werk „The French Dramatists of the 19th Century" (New-York 1881) von Brander Matthews eine Lücke aus. Der Verfasser hat, wie auch sein Werk „Theatres of Paris" (1880) beweist, seine Studien an Ort und Stelle gemacht und ist während seines längeren Aufenthaltes in der Hauptstadt Frankreichs ein fleißiger, mit den nöthigen sprachlichen und ästhetischen Vorkenntnissen ausgerüsteter Theaterbesucher gewesen. Als Einleitung gibt er eine gedrängte Uebersicht über den Streit der Puristen und Romantiker und berichtet mit Freude den Sieg der letzteren, deren Schöpfungen er dann in seinem anspruchslos geschriebenen Buche ausführlich bespricht.

Matthews stellt jedoch den Unterschied zwischen den beiden Schulen etwas zu schroff dar; wenn man aber den französischen Nationalkarakter dabei in Betracht zieht und bedenkt, daß dem Franzosen der Uebergang vom steifen, etikettenmäßigen Ernst zur Naivetät und Ungebundenheit so ungemein leicht und ihm vom Erhabenen zum Lächerlichen nur ein Schritt ist, und wenn man fernerhin bedenkt, daß sich der Franzose von der Bühne aus nicht gerne mit philosophischen Fragen und Versuchen zur

Lösung des Welträthsels traktirt sieht und ihm der Weltschmerz ein ziemlich unbekannter Begriff ist, so wird man den Sieg der meist aus dem vollen, frischen Leben der Gegenwart schöpfenden Romantiker einfach als etwas Natürliches und Selbstverständliches betrachten müssen.

Matthews beginnt seine dramatischen Lebensbilder mit Victor Hugo, dem er aber nicht, wie z. B. der englische Dichter Swinburne, bei jeder Gelegenheit Palmen streut, sondern an dem er auch Manches mit Recht zu tadeln weiß. Von Hugos sonst fast stets ignorirtem Jugenddrama „Inez de Castro“ spricht er mit vieler Wärme; den sehr dankbaren Stoff, den in Deutschland F. H. Thilo und Julius Graf von Soden und in Portugal Antonio Ferreira und J. Baptista Gomes (letzterer mit großem Erfolge) behandelt hatten, hatte Hugo zum Vorwurfe eines Melodrama genommen; da er aber zur Zeit der Abfassung erst 16 Jahre alt war und mit der Bühne keine Verbindung hatte, so ist diese Arbeit nur als ein werthvolles und interessantes Dokument zur Entwicklungsgeschichte des Dichters anzusehen.

Nachdem Matthews jedes Drama Hugos kritisch beleuchtet hat, widmet er dem älteren Dumas, der mit „Henry III.“ den ersten durchschlagenden Erfolg erzielte, ein längeres Kapitel. Er zeigt darin, daß derselbe mit großem Geschick die Arbeiten anderer Schriftsteller verwerthete und überhaupt ungenirt Alles, was ihm gerade paßte, zu seinem literarischen Eigenthum erklärte.

Fernerhin bespricht Matthews Emil Augiers gedankenreiche, weniger auf den äußeren und schnellen Effekt berechnete Dramen, des jüngeren Dumas Halbwelt-Bühnen-

stücke, sowie die Dichtungen von Victorien Sardou, Eugen Labiche, Octave Feuillet, Zola u. s. w. Sein Thema erschöpft er übrigens nicht, denn Delprit, Barrière Ferrier, D'Ennery, Jules Verne und Erkmann-Chatrian und einige andere französische Bühnenschriftsteller hätten sicherlich auch Berücksichtigung verdient.

Im Verein mit H. C. Bunner, dem gewandten Redakteur des „Puck", gab Matthews eine Sammlung humoristischer Skizzen unter dem Titel „In Partnership" (New-York 1884) heraus. Ein Jahr darauf ließ er in derselben Stadt die äußerst spannend geschriebene, zuweilen aber etwas abenteuerlich klingende Novelle „The Last Meeting" erscheinen, die einen großen Leserkreis fand.

Brander Matthews ist 1852 in New-Orleans geboren und kam im Jahre 1857 mit seinen Eltern nach New-York, seinem gegenwärtigen Wohnsitze. Er studirte auf dem Columbia College Jurisprudenz und widmete sich späterhin der Schriftstellerei.

Als Novellist kann sich Francis J. Underwood gerade keiner bedeutenden Erfolge erfreuen und thut es auch nicht; aber seine Bestrebungen, das Studium der englischen und amerikanischen Literatur durch die Herausgabe der Kompilationen „English Authors" und „American Authors" zu populariſiren, müssen unbedingt lobend anerkannt werden, denn von allen amerikanischen Chrestomathieen, die bisher für den Schul- und Privatgebrauch zusammengestellt worden sind, zeugen keine von solcher Umsicht und Einsicht, wie die Underwood'schen und sie haben daher auch in zahlreichen Schulen Eingang gefunden.

Underwood's „Cloud-Pictures", ein Konglomerat sonderbarer Erzählungen, können es, was überschwängliche Phan-

taſie anbelangt, getroſt mit irgend einem märchenhaften Erzeugnis der romantiſchen Schule Deutſchlands aufnehmen. Es iſt dies ein Jugendwerk des Verfaſſers, in dem man eher einen himmelſtürmenden, überſpannten deutſchen Gymnaſiaſten, der durch allerlei Lektüre und geiſtige Ueberanſtrengung zu einem halben Narren geworden iſt, als einen praktiſchen Amerikaner, der ſich ſelber hinter dem Blaſebalg der Schmiede ſeines Vaters herangebildet hat, vermuthen ſollte.

Die Novelle „Man proposes“ enthält zwar keine handelnde Perſon, die dem Leſer beſonderes Intereſſe einflößt, aber ſie liefert immerhin ein getreues Bild des geſellſchaftlichen Lebens in Amerika. „Lord of Himself“, eine andere Novelle Underwood's, iſt eine allem Anſcheine nach mit Ruhe und Mühe gearbeitete Erzählung aus der Sklavenzeit Kentucky's, in der uns ein hiſtoriſches Bild aus dem Leben der ſüdlichen Barone und ihrer ſchwarzen Knappen mit friſchen Farben gezeichnet wird. Der Verfaſſer ſpricht hier aus eigener Anſchauung, da er einſt zwei Jahre lang in dem genannten Staate der Schulmeiſterei oblag und ſich daſelbſt auch eine Frau ſuchte. Wo er nur Gelegenheit findet, ſeiner Vorliebe für engliſche Literatur und ſeiner Kenntnis der deutſchen Muſik Ausdrücke zu verleihen, macht er von derſelben auch Gebrauch und verleiht dadurch ſeiner Novelle noch einen beſonderen Reiz. Von dem Brugſch'ſchen Werke „Egypten unter den Pharaonen“ veranſtaltete Unterwood eine kondenſirte engliſche Ausgabe, die er mit einer längeren Einleitung verſah.

Außerdem iſt Unterwood der Verfaſſer von literarhiſtoriſchen Werken über die Dichter Lowell und Longfellow,

mit denen er Jahre lang persönlichen Umgang pflegte. Beide Werke sind im Grunde genommen nichts als Panegyriken; aber sie enthalten des Interessanten so viel, daß sie jedem Literaturfreund unstreitig eine willkommene Gabe sind. Als Underwood das Manuskript seines Buches über Lowell dem alternden Longfellow zur Durchsicht vorlegte, äußerte derselbe den Wunsch, ein ähnliches Buch über sich geschrieben zu sehen und dieser allerdings nicht sehr bescheidene Wunsch veranlaßte dann Underwood, darauf bezügliche Notizen zu sammeln und auszuarbeiten. Es ist trotz aller Mängel das beste Werk, das bis jetzt in englischer Sprache über den Sänger der „Evangeline" erschienen ist; auf die Bezeichnung einer kritischen Studie aber kann es keinen Anspruch machen.

Underwood ist ein sogenannter „selfmade-man". Er ist 1825 zu Enfield, Massachusetts geboren; sein Vater war ein armer Schmied und in der Werkstätte desselben hat er manches Jahr den Blasebalg ziehend und dabei belehrende Bücher lesend verbracht. In Kentucky widmete er sich, währenddem er sein Brod als Schulmeister verdiente, privatim dem Studium der Jurisprudenz und ging darauf nach Boston, woselbst er längere Jahre die lukrative Stelle eines Schreibers des oberen Gerichtshofes begleitete. Diese Stelle vertauschte er späterhin mit einer anderen und zwar aus dem lobenswerthen Grunde, weil ihm letztere mehr freie Zeit für seine literarische Beschäftigung, ohne die er nun einmal nicht sein konnte, gewährte.

Es war endlich einmal an der Zeit, daß sich ein Amerikaner, ausgerüstet mit der nöthigen gründlichen Bildung, ausdauerndem Fleiße und dem vor allen Dingen

unentbehrlichen Enthusiasmus, daran machte, eine Geschichte der amerikanischen Literatur zu schreiben, die allen Anforderungen, die man man mit Recht an eine derartige Arbeit stellt, genügte. Von den Verfassern der bisher erschienenen Werke, welche den genannten Gegenstand behandeln, glaubte Jeder seinen Vorgänger dadurch auszustechen, daß er eine größere Namenliste aufstellte und überhaupt eine vollständigere Bibliographie lieferte. So anerkennungswerth dies nun im Allgemeinen war, so war, besonders da jenen Kompilatoren meist jede kritische Uebersicht abging und sie Spreu und Weizen gedankenlos mit einander vermischten, dem Literaturfreund, der aus den schriftlichen Zeugnissen der Vergangenheit ein übersichtliches Bild der geistigen Entwicklung gewinnen wollte, doch wenig damit gedient; man konnte höchstens dem Fleiße dieser Leute seine Anerkennung zollen, sich aber dabei nicht der Bemerkung enthalten, daß sie im Grunde doch nur Kärrnerarbeit — und öfters auch diese noch nicht einmal — verrichtet hatten.

Wer die amerikanische Literatur verstehen und würdigen will, muß sich erstens einmal mit den geistigen Bestrebungen und Leistungen des englischen Mutterlandes vertraut gemacht haben; dann aber muß er die Geschichte der politischen und sozialen Entwicklung Amerika's so vollständig wie nur möglich beherrschen. Diese und noch andere Erfordernisse finden wir glücklich vereinigt in Moses Coit Tyler, dem Professor der amerikanischen Geschichte und Literatur in der Cornell Universität.

Tyler wurde im Jahre 1835 zu Griswold in Connecticut geboren; seine Knabenjahre verbrachte er in Detroit, Michigan, wohin seine Eltern inzwischen gezogen

waren. Nachdem er 1857 vom Yale College graduirt worden war, studirte er in Andover und New Haven Theologie und war dann von 1860—62 Prediger zu Poughkeepsie im Staate New York. Dem Predigeramte schien er jedoch keinen besonderen Geschmack abzugewinnen, denn er hat, so viel wir wissen, nach jener Zeit die Kanzel niemals wieder betreten.

Zur Stärkung seiner angegriffenen Gesundheit ging Tyler eine Zeit lang nach Boston und besuchte Dr. Dio Lewis' gymnastische Heilanstalt, die damals den Zufluchtsort aller schwächlichen Stubenhocker bildete. Dann ging er auf ein Jahr nach England und beschäftigte sich während dieser Zeit mit Unterrichtgeben, dem Abhalten von Vorlesungen und einigen Lieblingsstudien. Auch korrespondirte er fleißig für die New Yorker Wochenschriften „The Independent" und „The Nation". 1867 übernahm er die Professur für englische Sprache und Literatur an der Staatsuniversität von Michigan, die er nach zehn Jahren mit einer Professur an der Cornell Universität vertauschte.

Außer zahlreichen Magazinartikeln veröffentlichte Tyler einen Bericht über das Vassar College, die bekannte amerikanische Damen-Universität, eine Geschichte der englischen Literatur und „The Brownville Papers", ein Werk, welches der physischen Ausbildung des menschlichen Körpers gewidmet ist. Sein Hauptwerk ist jedoch die Geschichte der Amerikanischen Literatur (New York 1878), wovon bis jetzt zwei Bände, welche den Zeitraum von 1607 bis 1765 behandeln, erschienen sind. In der Vorrede bemerkt er, daß er hoffe, sein Werk in drei bis vier Bänden zu vollenden; wenn man aber bedenkt, daß er allein der unfruchtbaren Kolonialperiode zwei starke Bände gewidmet

hat, so kann man, wenn der Verfasser nicht auf einmal von seiner gründlichen Ausführlichkeit Abstand nehmen sollte, was hoffentlich nicht der Fall sein wird, mit Fug und Recht ein Werk von mindestens sechs Bänden erwarten. Tyler's Buch ist Literatur- und Kulturgeschichte zugleich. Der Verfasser schwärmt mit Leib und Seele für seinen Gegenstand und versteht es auch durch eine glänzende Sprache dem Leser dasselbe Gefühl einzuflößen. Vor Abfassung dieses Werkes hatte er sich vorgenommen, alle während der angeführten Periode von amerikanischen Schriftstellern veröffentlichten Schriften durchzusehen, denn auf das Urtheil anderer wollte er sich nicht verlassen, und wem hätte er überhaupt auch nachschreiben sollen? Er unterzog sich also der zeitraubenden, mit vielen Reisen verbundenen Arbeit, diese Schriften, von denen manche nur noch in zwei oder drei Exemplaren existiren, in öffentlichen und privaten Bibliotheken aufzustöbern und sie einer gründlichen Durchsicht zu unterwerfen. Will man seinem Werke einen Vorwurf machen, so ist es nur der, daß darin mitunter literarische Erzeugnisse besprochen werden, die streng genommen nur für den Geschichtsforscher, nicht aber für den Literarhistoriker von Interesse sind. Die Auszüge aus diesen seltenen, nur Wenigen zugänglichen Schriften sind mit lobenswerther Sorgfalt gewählt; sie dienen trefflich zur Illustration der vorurtheilsfreien Ansichten Tylers, der nicht haben will, daß man ihm auf sein bloßes Wort hin glaubt.

Der Literarhistoriker William Sloane Kennedy (geboren 1850 bei Cleveland, Ohio) hat sich die lobenswerthe Aufgabe gestellt, die bedeutendsten Dichter Amerika's durch ausführliche biographische Werke zu verherrlichen.

Von dieſer Serie erſchienen im Jahre 1882 zwei Bände, wovon der eine Longfellow und der andere den Quäkerdichter Whittier behandelt.

An das Werk von Longfellow darf man deshalb keinen ſtrengkritiſchen Maßſtab legen, weil es allem Anſcheine nach kurz nach dem Tode dieſes Dichters in der größtmöglichſten Eile kompilirt wurde; trotzdem aber hat es ſeine nicht zu unterſchätzenden Verdienſte, denn der fleißige Verfaſſer hat alle Anekdoten, Kritiken und eine Anzahl Briefe, die ſich auf Longfellow beziehen, aus allen ihm zur Verfügung ſtehenden Quellen geſammelt und ſeinem Werke einverleibt. Fernerhin finden wir in dieſem Buche die nun zum erſten Male zuſammengeſtellten Jugendgedichte Longfellow's, dann eine Auswahl der demſelben gewidmeten poetiſchen Tribute und eine Longfellow-Bibliographie, die jedoch unvollſtändig iſt. Fernerhin gibt uns Kennedy ausführliche Nachrichten über Longfellow's Vorfahren, das hiſtoriſch-berühmte Wohnhaus deſſelben und viele andere Dinge und Begebenheiten, die mit dem betreffenden Dichter im nahen Zuſammenhang ſtanden.

Im Ganzen genommen iſt dieſes Buch jedoch eine Panegyrik der überſchwänglichſten Art, wie man ſich dann nachgerade in Amerika daran gewöhnt hat, Longfellow als einen Halbgott zu betrachten und zu verherrlichen. Er ſelber gefiel ſich herrlich in dieſer Rolle und hatte ſich allmählig ſo in dieſelbe hineingelebt, daß er den geringſten Tadel ſeiner poetiſchen Schöpfungen für eine unverantwortliche Beleidigung ſeiner heiligen, unantaſtbaren Perſon anſah. Longfellow war weder als Dichter noch als Menſch unfehlbar; in erſterer Eigenſchaft wurde er in früheren Jahren von Poe derb angegriffen, doch merkte man dieſer

Attake zu sehr die Gehässigkeit ihres Urhebers an und dann wurde die Wirkung derselben durch Poe's Privatkarakter zu sehr neutralisirt. Longfellow war, das ist nicht zu leugnen, ein Egoist, der es aber wie wenige verstand, diesen seinen Grundkarakter unter dem Deckmantel der Bonhommie zu verbergen. Auf die Popularität seiner Gedichte war er so stolz, wie ein junges Mädchen auf seine vollen Zöpfe. Die plumpsten Schmeicheleien und Lobhudeleien nahm er dankbar entgegen und zwar nur im Interesse der Erhöhung seiner persönlichen Beliebtheit. Wie wenig er aber im Grunde für das Volk übrig hatte, zeigte er am deutlichsten durch sein Testament. Ticknor und Prescott vermachten ihre werthvollen Bibliotheken nach ihrem Tode öffentlichen Anstalten; Carey, der berühmte Nationalökonom, bedachte sogar den deutschen Schriftsteller Dr. Dühring mit einem anständigen Legate; James J. Fields testirte mehreren Schriftstellern anständige Summen, aber der reiche, viel besungene und vergötterte Longfellow vermachte noch nicht einmal ein Buch einer öffentlichen Bibliothek, noch schenkte er irgend einer wohlthätigen Anstalt einen Cent.

Viel besser ist unstreitig Kennedey's Buch über John Greenleaf Whittier, den Dichter der reizenden Idylle „Snow bound". Darin zeigt er uns den Einsiedler von Amesbury in seiner patriarchalischen Einfachheit; er bringt die Aussprüche anderer Schriftsteller über ihn, gibt die Geschichte seiner literarischen Lehr- und Wanderjahre, eine sorgfältige, kompilirte Bibliographie seiner Schriften und Beschreibungen von Personen und Lokalitäten, die zum Verständnis der Werke des Dichters dienen.

James A. Harrison, Professor der modernen

Sprachen an der Washington und Lee Universität zu Lexington in Virginia, veröffentlichte als Frucht seiner ausgedehnten europäischen Reisen 1875 in Boston das interessante Werk „A Group of Poets and their Haunts", das aus Aufsätzen über ältere und neuere Dichter, besonders über Dichter der romanischen Völker besteht. Auch Heine's Matratzengruft hat er darin ein längeres Kapitel gewidmet und es scheint uns, als ob Heine, dessen Stil er sich mitunter anzueignen sucht, hauptsächlich deshalb eine große Anziehungskraft auf ihn ausgeübt habe, weil derselbe ein Bewunderer der „großen Nation" war und dieser Gesinnung unverhohlen Ausdruck verlieh. Harrison's Schreibweise ist wenigstens in diesem Buche äußerst geschraubt und manirirt; in seinen neuen Wortbildungen ist er nicht immer glücklich und dann berührt die Sucht des Verfassers, bei jeder Gelegenheit, einerlei ob dieselbe passend oder nicht ist, die Namen klassischer Dichter dutzendweise anzuführen, den Leser in hohem Grade unangenehm.

Für amerikanische Leser sind besonders die Abschnitte über die französischen Dichter Jasmin und Baudelaire von Interesse; der Gascogner Jasmin ist nämlich der Verfasser der ergreifenden Ballade „L'Abuglo de Castel-Cuille", von der Longfellow eine getreue Uebersetzung lieferte, und Baudelaire übertrug Poe's Erzählungen und Gedichte in das Französische.

1878 ließ Harrison sein Buch „Greek Vignettes" in Boston erscheinen. In demselben beschreibt er eine flüchtige Sommerreise durch Griechenland, das Sagenland Homer's. Die Panoramen, die er uns vorführt, wechseln viel zu schnell, um einen bleibenden Eindruck zu erzielen.

Das Buch gibt blos die persönlichen Eindrücke des Augenblicks wieder; doch versteht es der Verfasser so lebhaft zu schildern, daß der Leser unwillkürlich an dieser Reise selbst theilzunehmen glaubt. Das hier Gesagte gilt auch von Harrison's „Spain in Profile" (Boston 1879). Ferner gab er eine reich illustrirte Geschichte Spaniens (1881) heraus.

Samuel Haldeman, der bedeutende amerikanische Natur- und Sprachforscher wurde am 12. August 1812 zu Locust Grove, Lancaster County, Pa., geboren. Seine Vorfahren, von denen sich mehrere einen geachteten Namen in der Geschichte errungen haben,*) stammten aus der Schweiz. Nachdem Haldeman einen Elementarunterricht, so gut es die Umstände erlaubten, genossen hatte, schickten ihn seine Eltern zur weiteren Ausbildung zu Dr. John M. Keagy, der sich von der ärztlichen Praxis zurückgezogen und in Harrisburg eine klassische Privatschule errichtet hatte. Späterhin bezog er das Dickinson College in Carlisle, auf dem er jedoch nur zwei Jahre lang blieb, worauf er wieder nach Hause ging und seine schon in früher Kindheit begonnenen Naturstudien, so gut es ging, fortsetzte. 1835 verheiratete er sich und zog nach Chickies, wohin ihm bald zwei seiner Brüder folgten und sich mit ihm der Eisenfabrikation widmeten. Damals schrieb er auch eine längere Abhandlung über Locke's so genannte „Moon hoax" und verwies die betreffende Affaire in das Reich des höheren Schwindels. Dieser Locke, der Mitarbeiter der New-Yorker „Sun" war, hatte 1835 in

*) Siehe darüber die August-Nummer des Penn. Monthly, Philadelphia 1881.

dem genannten Blatte Artikel über die außerordentlichen Entdeckungen, die der Astronom Herschell durch ein Teleskop von 24 Fuß Durchmesser auf der Mondoberfläche gemacht haben sollte, mit glühenden Farben beschrieben, was, da jene Artikel eine streng wissenschaftliche Färbung trugen, in der gesammten gebildeten Welt eine solche Sensation hervorrief, daß dieselben in Broschürenform herausgegeben werden mußten, und in wenigen Monaten 60,000 Exemplare davon verkauft wurden.

In seiner Eigenschaft als Assistent des Geologen Prof. Rogers, entdeckte Haldeman die bisher unbekannte fossile Pflanzenspecies Scolithus linearis, worüber er 1840 eine ausführliche Monographie veröffentlichte. Die Frucht seiner mit besonderer Vorliebe gepflegten Studien auf dem Gebiete der Conchologie gab er unter dem Titel „Freshwater Univalve Mollusca of the United States" heraus, wovon im Ganzen neun Lieferungen erschienen.

Auch nahm Haldeman großes Interesse an den amerikanischen Aboriginalsprachen, und da ihm die bisherige Bezeichnung der Aussprache zur genauen Darstellung der Laute ungenügend schien, so untersuchte er die Aussprache des Lateinischen gründlich, denn er wollte das Alphabet dieser Sprache zur Niederschrift der Indianersprache verwenden. Die Frucht dieser Studien erschien 1851 unter dem Titel „Elements of Latin Pronunciation" (Philadelphia 1851; zweite verbesserte Auflage 1873).

Haldeman's fortgesetzte philologische Studien befähigten denselben, sich um den von Sir Walter Trevelyan, dem Präsidenten der phonetischen Gesellschaft von Großbritannien, ausgesetzten Preis von hundert Pfund Sterling für die beste Arbeit über die Reform der englischen Ortho-

graphie auf Grundlage der Laute zu bewerben. Achtzehn der bedeutendſten Sprachgelehrten Europa's ſandten Eſſays ein, aber kein einziger entſprach den Anforderungen der Preisrichter; doch wurde Haldeman's Arbeit als die relativ beſte bezeichnet und dem Verfaſſer unter der Bedingung der Preis zuerkannt, daß er ſeine Schrift nochmals durcharbeite und in den Druck gebe. Dies that er denn auch und um 1860 erſchien der Quartband „Analytic Orthography: an Investigation of the Sounds of the Voice, and their Alphabetic Notation including the Mechanism of Speech, and its Bearing to Ethnology". Darin ſtellt er die Regeln auf, daß jeder einfache Laut ein einfaches Zeichen haben ſollte und kein Buchſtabe mehr als einen Laut darſtellen dürfe. Haldeman entwickelt darin eine erſtaunliche Beleſenheit in der philologiſchen Literatur der alten und neuen Welt und geizt mit Citaten durchaus nicht. Zur genauen Darſtellung ſeiner phonetiſchen Prinzipien hat er eine Maſſe neuer Typen erfinden müſſen, die wohl ſchwerlich jemals in irgend einer Sprache Eingang finden werden.

1865 publizirte Haldeman das nützliche Werk „Affixes, in their Origin and Application, exhibiting the Etymologic Structure of English Words". (2. Auflage Philadelphia 1871.) Die engliſche Sprache, ſagt er darin, hat ungefähr 3200 einſilbige Wörter, die jedoch keine eigentlichen Wurzelwörter ſind, ſondern Vor- und Nachſilben haben, die meiſt nur durch einen Buchſtaben ausgedrückt ſind. Dieſe Vor- und Nachſilben nun zur Anſchauung zu bringen, iſt der Zweck des genannten Werkes, das in Fachkreiſen in hohem Anſehen ſteht. 1872 veröffentlichte er „Pennsylvania Dutch: a Dialect of South German with an Infusion

f English", ein Werkchen, das er auf Veranlassung des nglischen Philologen Alexander J. Ellis geschrieben hatte. Die Darstellung, die Haldeman von dem genannten Jargon, er nichts anderes, als ein durch die englische Umgangs- prache corrumpirter süddeutscher Dialekt ist, liefert, zeichnet ch durch große Gründlichkeit aus und ist die einzige irklich wissenschaftliche Würdigung, die dem Pennsyl- anisch-Deutschen bis jetzt widerfahren ist. Nach unserer nsicht hat er diesem Thema eine nicht zu rechtfertigende Wichtigkeit beigelegt.

Haldeman's „Outlines of Etymology", ein an inter- ssanten Notizen reiches Werk, erschien 1877 zu Phila- elphia. Die „Rhymes of the Poets", eine 1868 unter em Pseudonym „Felix Ago" herausgegebene Schrift, ist ine Frucht seiner phonetischen Studien und besteht aus iner Sammlung falscher und mitunter lächerlicher Reime, ie sich in den Werken der hauptsächlichsten Dichter des 7., 18. und 19. Jahrhunderts vorfinden. Von seinen ahlreichen Flugschriften war besonders die über Wilson's merikanische Lesebücher von durchschlagender Wirkung; r wies darin eine Anzahl naturhistorischer Irrthümer ach und bewerkstelligte durch seine unbarmherzige Kritik, aß die Verleger jener viel verbreiteten Schullesebücher hleunigst eine bessere Ausgabe veranstalteten. Haldeman ätte überhaupt noch weiter gehen und auseinandersetzen ollen, daß ein Lesebuch an und für sich kein Realbuch ein darf, da es anderen Zwecken zu dienen hat.

Haldeman war an mehreren Colleges Professor der aturgeschichte. 1869 wurde er zum Professor der ver- leichenden Philologie an der Universität von Pennsyl-

vanien ernannt. Am 10. September 1880 ſtarb er in ſeiner alten Heimat zu Chickies.

Noch vor vierzig Jahren konnte man die amerikaniſchen Künſtler, die überhaupt der Erwähnung werth waren, an den Fingern einer einzigen Hand abzählen; nur wenige Leute gaben ſich damals mit dem Sammeln von Kunſtwerken ab und das Publikum im Allgemeinen hatte weder Bedürfnis noch Verſtändnis des Schönen. Die Abhilfe dieſes übrigens leicht erklärlichen Uebelſtandes war natürlich nur eine Frage der Zeit; denn der alte Grundſatz „erſt das Geſchäft und dann das Vergnügen“ hat nicht nur eine kaufmänniſche, ſondern auch eine kulturhiſtoriſche Bedeutung.

Die Sache hat ſich inzwiſchen bedeutend geändert; reichhaltige Kunſtgallerien findet man jetzt überall, und der an allen öffentlichen Schulen ſyſtematiſch betriebene Zeichenunterricht hat Sinn und Verſtändnis für Formſchönheit erweckt. Die allerdings etwas krankhafte Kunſtſchwärmerei der Neuzeit hat ſich ſogar auf die Shoddy-Ariſtokratie erſtreckt, die der allmächtigen Mode wegen ihre Salons mit Gemälden ſchmückt und dadurch wenigſtens pecuniär die Kunſt befördert.

Die Kunſt einer Nation iſt das Reſultat jahrhundertelangen Schaffens und Wirkens; jetzt alſo ſchon eine amerikaniſche Kunſtſchule erwarten, wäre zu viel verlangt. S. G. W. Benjamin hat daher in ſeinem Prachtwerke „Art in America“ (New-York 1880) nur von ſolchen Künſtlern reden können, die einen viel verſprechenden Anfang zur Schaffung einer karakteriſtiſch-amerikaniſchen Schule repräſentiren.

Mit der im Jahre 1828 erfolgten Gründung der „National Academy of Design", beginnt die eigentliche Geſchichte der amerikaniſchen Kunſt, die aber wie die Literatur, ſich noch immer nicht von dem maßgebenden engliſchen Einfluſſe befreien konnte. Die Puritaner Neuenglands hatten von jeher allen Kunſtbeſtrebungen beharrlich opponirt; die politiſchen, mit der Bildung einer neuen Nation verbundenen Parteikämpfe, die Beſtrebungen, den neuen Kontinent nach allen Richtungen ſo ſchnell wie möglich zu koloniſiren und die vorherrſchende Neigung für den Gelderwerb waren ſicherlich ebenfalls nicht dazu angethan, die Kunſt und den Sinn für dieſelbe zu befördern. Die erſten Künſtler Amerika's waren daher nicht allein Pioniere, ſondern zugleich auch Märtyrer ihres Berufs. Aber es waren ſogenannte „selfmade-men", die alle Schwierigkeiten mit der dieſer Menſchenklaſſe eigenen Ausdauer muthig überwanden. Wie der amerikaniſche Staatsmann ſeine Carriere als einfacher Wardpolitiker beginnt, ſo begann der amerikaniſche Künſtler noch Mitte dieſes Jahrhunderts ſeine Laufbahn als Schildermaler und Kutſchenanſtreicher.

Die ſocialen Verhältniſſe Amerika's ſind ſo glücklich geſtaltet, daß ſie alle im Menſchen ſchlummernden Kräfte zur Entfaltung bringen. Das alte Sprichwort, daß Jeder ſeines Glückes Schmied ſei, hat nirgends auf der Welt mehr Berechtigung als gerade hier. Aber bei allem idealen Streben läßt der Amerikaner als praktiſcher Menſch niemals die materielle Seite außer Acht; nicht allein an Ehren, ſondern auch an irdiſchen Schätzen will er reich werden, und wenn ihm das Glück nur einigermaßen lächelt, ſo erreicht er auch dieſes Doppelziel. Es gewährt jedem ächten Amerikaner einen Hochgenuß, wenn er das rüſtige

Vorwärtsſtreben ſeines Mitbürgers beobachten und ihn darin liebevoll unterſtützen kann. Kleinlicher Neid iſt ſeine Sache nicht.

Der amerikaniſche Künſtler, der ſich eine Zeitlang ſtudirenshalber in Europa aufgehalten hat, klagt ſehr häufig, daß es ihm in Amerika zu ſehr an der äußeren Anregung zu unabhängigem Schaffen fehle; individuell mag er da Recht haben, aber der Grund iſt nicht in der Außenwelt, ſondern in ſeinem eigenen Innern zu ſuchen. Er iſt durch ſeine europäiſche Schule gewöhnlich ſo ſehr beeinflußt worden, daß ihm das Auge für die karakteriſtiſchen Schönheiten ſeines Vaterlandes abgeht. In dieſelbe Klage ſtimmten früher auch die Dichter ein; ſeitdem aber ein Bryant und Longfellow aufgetreten ſind, die es verſtanden, gleich einem Moſes erfriſchendes und erquickendes Waſſer aus dem ſcheinbaren Felſen der amerikaniſchen Natur zu ſchlagen, iſt dieſelbe verſtummt.

Benjamin iſt kein Panegyriker; er behandelt zwar die erſten Erzeugniſſe der amerikaniſchen Kunſt mit liebevoller Nachſicht, aber er kann nicht umhin, die ſich überall breitmachende Mittelmäßigkeit zu tadeln, die z. B. durch den demoraliſirenden Einfluß ignoranter Politiker im Waſhingtoner Kapitol ſchwer bezahlte Kunſterzeugniſſe aufgeſtapelt hat, welche man höchſtens als ſchwache Verſuche irgend eines Naturvolkes betrachten kann.

Benjamin's „Contemporary Art in Europe“ (New York 1877) bildet ein Seitenſtück zu dem genannten Werke. Es behandelt die Kunſt in England, Frankreich und Deutſchland. Der Verfaſſer kritiſirt ruhig und vorurtheilsfrei; auf die Franzoſen aber iſt er ſchlecht zu ſprechen und zwar weil ſie auf rohe Weiſe das von Engländern und

Deutschen in der Kunst gepflegte moralische Gefühl als Heuchelei betrachten. Großes, warmes Lob zollt er der Münchener Kunstschule, wie er denn überhaupt als verdienstvoller Vermittler des Verständnisses für deutsche Kunst in Amerika angesehen werden muß.

In dem zweibändigen, in Boston erschienenen und für die Jugend bestimmten Werke „Our American Artists" zeigt er so recht, daß es für den jungen, wirklich strebsamen Künstler keine Schwierigkeiten gibt, die er mit Ausdauer nicht überwinden kann.

Benjamin ist zugleich auch ein Reiseschriftsteller, der die Sommermonate jedes Jahres dazu benützt, irgend einen interessanten Winkel der Erde aufzusuchen und darüber gut geschriebene und reich illustrirte Berichte in den leitenden amerikanischen Monatsschriften veröffentlicht. Aus derartigen Berichten ist dann sein viel verbreitetes Buch „The Atlantic Islands" (New-York 1878) entstanden, das äußerst reichhaltig an belehrendem und zugleich unterhaltendem Stoffe ist. „The Multitudinous Seas" (1879) bildet ein Seitenstück dazu.

Benjamin's „The Turk and the Greek" (1867) enthält eine packend geschriebene, auf langjährigen eigenen Beobachtungen beruhende Darstellung der politischen, socialen und religiösen Verhältnisse Griechenlands und der Türkei; es ist ein Jugendwerk des Verfassers und als solches zu milder Beurtheilung berechtigt. „The Choice of Paris" (1870) ist eine novellistische Darstellung des trojanischen Krieges und gehört in die Kategorie der bis jetzt in Amerika so wenig gepflegten kulturhistorischen Romane. „Troy; its Legend, History and Literature", ist ein nützliches Werkchen, das einen Band der von Scribner's Sons

in New York veranstalteten „Epochs of Ancient History“ bildet. Es beschäftigt sich mit den verschiedenen Theorien betreffs der Entstehung der Homer'schen Epen, stellt die wenigen Nachrichten, die wir über das Leben jenes Dichters besitzen, übersichtlich zusammen und erspart dadurch demjenigen, der sich für jene Fragen interessirt, das Lesen trockener und dickleibiger Werke.

Seine Gedichte ließ Benjamin 1860 in Boston unter dem Titel „Constantinople, the Isle of Pearls, and other Poems“ erscheinen. Es flackert darin viel stürmisches an klassischer Lektüre genährtes Jugendfeuer; überall merkt man, daß der Verfasser Großes vollbringen will und daß er dabei oft seine Kräfte überschätzt hat. Poetische Anlagen aber hat er und es ist in dieser Hinsicht zu bedauern, daß es ihm sein schriftstellerischer Beruf, der ihn mit Brod und Butter versorgte, nicht erlaubt hat, den allerdings steilen, beschwerlichen und unzahlenden Weg zum Parnasse weiter zu verfolgen.

Samuel Greene Wheeler Benjamin ist im Jahre 1837 zu Argos in Griechenland, woselbst sein Vater als amerikanischer Missionär thätig war, geboren. Nachdem er 18 Jahre in der Levante gewohnt hatte, ging er nach Amerika und besuchte das Williams College, das ihn nach absolvirten Studien zum artium magister ernannte. Darauf bekleidete er auf die Dauer von drei Jahren die Stelle als Hilfsbibliothekar zu Albany und dann hielt er sich mehrere Jahre in Europa auf, woselbst er sich dem Studium der Malerei widmete. Schon in seinem sechszehnten Jahre lieferte er Zeichnungen für die Londoner „Illustrated News“. Benjamin war auch kurze Zeit amerikanischer Gesandter in Persien und ließ seine Beobachtungen

über dieſes Land 1887 zu Boſton in einem ſtattlichen Oktavband erſcheinen.

William Elliot Griffis verdanken wir einige werthvolle Schriften zur Kunde japaneſiſcher Geſchichte und ſozialer Zuſtände. Griffis iſt am 17. September 1843 zu Philadelphia geboren und widmete ſich bis zu ſeinem 22. Jahre kaufmänniſcher Beſchäftigung; dann ſtudirte er Theologie und ging darauf nach Japan, woſelbſt er an der Univerſität von Tokio längere Jahre Naturwiſſenſchaften dozirte. Sein Hauptwerk bildet „The Mikado's Empire" (1876), von dem bis jetzt vier Auflagen erſchienen ſind. Dieſes reich illuſtrirte Buch enthält höchſt intereſſante, auf Originalquellen beruhende Kapitel über Geſchichte, Verfaſſung, Religion und Literatur jenes Reiches, und bieten beſonders die Abhandlungen, welche die Volksmärchen und Sprichwörter behandeln, dem Ethnologen eine reiche Fundgrube für vergleichende Studien. Griffis' „Corea, the Hermit Nation" (New-York, 1882) bildet ein Seitenſtück zu dieſem Werke. Auch darin iſt dem ſogenannten „Folklore" ein großer Raum gewidmet. Der Kurioſität wegen führen wir an, daß das durch Hebel allgemein bekannt gewordene Märchen von den drei Wünſchen darin als Volkserzählung der Coreaner mitgetheilt iſt. Griffis' „Japanese Fairy World" (Schenectady, 1880) enthält eine reichhaltige an Ort und Stelle aufgezeichnete Sammlung japaneſiſcher Fabeln und Märchen, die wohl verdienen, in weiteren Kreiſen bekannt zu werden.

Die Zahl der amerikaniſchen Orientreiſenden vermehrt ſich langſam von Jahr zu Jahr. Ein amerikaniſcher Geiſtlicher, der ſich im Jordan gebadet und auf Golgatha ſeine Andacht verrichtet hat, hat ſich mit einem Heiligen-

ſcheine umgeben, der ſeine Strahlen über das ganze Land wirft. Von den Theologen, die ſich einer ſolchen Auszeichnung rühmen können, ſind hauptſächlich Benjamin Bausman, Prediger der reformirten Gemeinde in Reading, und Henry M. Harman, Profeſſor der alten Sprachen und Literaturen am Dickinſon College zu Carliſle, zu nennen.

Bausman machte 1857 eine Reiſe durch Europa nach Egypten, Arabien, Paläſtina und Syrien und ſchrieb darüber das Buch „Sinai and Zion“, das, nachdem ſechs Auflagen des engliſchen Originals davon vergriffen waren, auch in deutſcher vom Verfaſſer beſorgten Ausgabe (Reading 1875) erſchien. Bausman iſt kein Mann von weitgehender wiſſenſchaftlicher Bildung; in ſeinem Buche will er jedoch nur erbauen, denn ſein hauptſächlichſtes Reiſebuch nach jenen Ländern war die Bibel, als deren orthodoxen Verehrer er ſich auf jeder Seite zeigt. Er iſt übrigens ein guter, aufmerkſamer Beobachter, der nicht verfehlte, auch das geringſte Vorkommnis in ſeinem Tagebuche zu verzeichnen. Seine Sprache iſt ſchlicht, ja öfters ſchlecht, denn überall merkt man den Einfluß ſeiner pennſylvaniſch-deutſchen Umgebung. Wo es nur irgendwie geht, führt er einen bibliſchen Spruch an. Die Eſel in Kairo, die für die Beſitzer Karren, Wagen, Kutſchen und Omnibus zu gleicher Zeit ſind, erinnern ihn an die mit Getreide beladenen Vierfüßler der Brüder Joſeph's; der Paſcha, der ſeine Ankunft dem Volke durch Läufer verkündigen läßt, ruft ihm das Beiſpiel Pharao's in's Gedächtnis, der den Joſeph auf ſeinem Wagen fahren und vor ihm ausrufen ließ: „Dies iſt des Landes Vater!“

Die „Wayside Gleanings in Europe“ (Reading 1875) enthalten Bausman's Reiſeerinnerungen aus England,

Deutschland, Oesterreich und Italien. Auch in diesen Ländern sah er Alles durch die Brille eines orthodoxen Geistlichen an, den vorzugsweise die Kirchen und christlichen Unterrichts-Anstalten interessiren. Benjamin Bausman ist 1824 in der Nähe von Lancaster geboren; seine Eltern waren einfache deutsche Farmer und er selbst arbeitete bis zu seinem 22. Jahre auf dem Landgute derselben. Darnach studirte er Theologie und ward im Jahre 1853 als Geistlicher der reformirten Kirche ordinirt. Er gründete 1867 den „Reformirten Hausfreund", eine monatlich zweimal erscheinende Zeitschrift.

Ungleich höheren Werth als das Bausman'sche Werk über die Länder der Bibel hat das Buch „A Journal to Egypt and the Holy Land in 1869—70" (Philadelphia 1873) von dem Pennsylvanier Henry M. Harman. Harman ist ein in der biblischen Literatur ungemein bewanderter Autor; er beschreibt die betreffenden Länder nicht nur als schnellreisender Tourist, sondern als ein wohlvorbereiteter Forscher.

Professor Harman ist außerdem Verfasser des beinahe 800 Seiten starken Oktavbandes „Introduction to the Study of the Holy Scriptures" (3. Auflage, New-York 1880), eines Werkes, dessen gründliches Studium den Geistlichen der Methodistenkirche vorgeschrieben ist. Es stellt dem Fleiße und der Gelehrsamkeit des Verfassers das ruhmvollste Zeugnis aus; kein alter, noch neuer Bibelkommentar ist ihm entgangen und die Ansichten der rationalistischen, wie streng orthodoxen Bibelforscher Deutschland's stellt er ruhig zur Vergleichung neben einander. Strauß und Renan, von denen doch sonst die Theologen nicht viel wissen wollen, läßt er, trotzdem er mit ihren Resultaten

als strenggläubiger Methodist nicht übereinstimmen kann, überall Gerechtigkeit widerfahren. Ein solches Zeichen der Toleranz findet man in der gläubigen Christenheit zu selten, um es nicht rühmend zu erwähnen.

Wie der Pennsylvanier Haldeman zeigte Charles Frederic Hartt schon in zarter Jugend eine besondere Vorliebe für Naturstudien, und als Student am Acadia College in Kanada bereiste er Neuschottland zu Fuß nach allen Richtungen, um geologische Forschungen vorzunehmen. Agassiz war von den Entdeckungen des jungen kanadischen Naturforschers so sehr entzückt, daß er ihn 1861 einlud, in das naturhistorische Museum zu Cambridge als Student einzutreten. Im Jahre 1864 wurden Hartt und die Professoren Bailey und Mathews beauftragt, eine systematische geologische Erforschung New Brunswicks vorzunehmen und die Resultate dieser Arbeit wurden in einigen offiziellen Provinzialberichten und in Dr. Dawson's „Acadian Geology" veröffentlicht.

Als 1865 durch Agassiz die sogenannte Thayer-Expedition nach Brasilien organisirt wurde, begleitete sie Hartt als Geologe und blieb von da an einer der eifrigsten und erfolgreichsten Erforscher auf dem Gebiete südamerikanischer Naturgeschichte. Eine zweite Reise nach jenem Lande wurde ihm 1867 durch die Freigebigkeit einiger New-Yorker Freunde ermöglicht. Als er jedoch seine wissenschaftlichen Notizen zur Veröffentlichung vorbereitete, fand er, daß dieselben als Theil der Agassiz'schen Berichte zu ausgedehnt waren und so entschloß er sich dann, sie als selbstständige Arbeit erscheinen zu lassen und publizirte 1870 in Boston den stattlichen Oktavband „Geology and Physical Geography of Brasil". 1868 war er zum Pro-

fessor der Geologie an der Cornell Universität ernannt worden. 1870 machte er, begleitet von Professor Prentice und elf Studenten des genannten Institutes, seine dritte Reise nach Brasilien. Seine Forschungen erstreckten sich hauptsächlich auf das Amazonenthal, aus dem er mit einer reichen Sammlung Fossilien zurückkehrte. Als 1876 das Nationalmuseum zu Rio organisirt wurde, erwählte man Hartt, der inzwischen Brasilien sozusagen zu seiner zweiten Heimat gemacht hatte, zum Direktor der geologischen Abtheilung; doch legte er diese Stelle bald wieder nieder. Sein Gesundheitszustand, der nie ein besonders zufriedenstellender war, hatte durch die mit seinen Expeditionen verbundenen Strapazen sehr gelitten und so starb er dann nach sehr kurzer Krankheit am 18. März 1878 zu Rio de Janeiro. Außer seinem genannten Hauptwerke hat er in mehreren amerikanischen und brasilianischen Zeitschriften eine Anzahl geologischer und ethnologischer Monographen veröffentlicht, worunter die Arbeit „Notes on the Lingoa Geral or Modern Tupi of the Amazonas" in den Transaktionen der amerikanischen philologischen Gesellschaften (1872) wohl die hauptsächlichste ist.

William Dwight Whitney (1827—), Professor des Sanskrit und der vergleichenden Sprachkunde am Yale College, ist neben Max Müller der größte lebende Sprachphilosoph der Gegenwart. Sein Werk „Language and the Study of Language" bildet ein Seitenstück zu Max Müller's „Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache", nur ist es lange nicht in so anziehendem Style geschrieben, wie dieses. Whitney ist ein tief denkender Gelehrter, der bei den ersten Philologen Deutschlands in in die Schule gegangen ist und der seine Lehrer in manchen

Punkten überflügelt hat. Seine „Oriental and Linguistic Studies“ (2 Bde.) enthalten mit das Gediegenſte, was in der Neuzeit auf dem Gebiete der Sprachphiloſophie geleiſtet worden iſt.

William R. Alger (1823—), der freiſinnige Theologe und gemüthreiche Schöngeiſt, hat in ſeinem „History of the Doctrine of a Future Life“ (10. Auflage, Boſton 1880) einen von erſtaunlichem Fleiße zeugenden Beitrag zur Religionsgeſchichte geliefert. Seine übrigen Werke, „The Genius of Solitude“, „The Friendship of Women“, „Oriental Poetry“, ſowie ſein „Life of Edwin Forrest“ bilden eine anziehende, herzſtärkende Lektüre.

Humoriſten, Novelliſten und Eſſayiſten der Gegenwart.

Der außerordentlich populäre Humoriſt Samuel L. Clemens (geboren 1835), beſſer bekannt unter dem Namen „Mark Twain“, ſtammt aus Florida, einem Landſtädtchen in Miſſouri. Er erlernte in ſeinem 13. Jahre die Schriftſetzerei und ging, nachdem er den Oſten und Weſten Amerika's bereiſt, und unter anderem auch als Pilot auf einem Schiffe den Miſſiſſippi zwiſchen New Orleans und St. Louis befahren hatte (daher ſein nom de plume Mark Twain — markire zwei) nach Nevada, woſelbſt ſein Bruder ein Bundesamt bekleidete. Er betheiligte ſich an der Ausbeutung der dortigen Silberminen, doch verlor er ſpäter ſein mühſam verdientes Geld wieder, ſo daß er gezwungen war, den Lokalreporter einer Zeitung in San Francisco zu ſpielen. Seine humoriſtiſchen Artikel fanden Beifall und als er 1867 ſein Werk „The Jumping Frog“ herausgab, ward er plötzlich zu einem über den ganzen amerikaniſchen Kontinent, ſowie in England bekannten Schriftſteller.

1869 machte Mark Twain, nachdem er sich inzwischen reich verheiratet hatte, eine Reise nach dem heiligen Lande, als deren Frucht sein populärstes Werk „The Innocents abroad", anzusehen ist. Außerdem schrieb er „A Tramp abroad", „Roughing it", „The Innocents at Home" und mehrere andere. Mark Twain ist ein scharfer Beobachter, dessen Humor, Witz, Satyre und Sarkasmus, wie es scheint, nur durch Reisen in die Fremde zum Ausbruche kommen. Seine Witze sind eben so originell wie einfach und zum Verständnis derselben ist kein langes Nachdenken nöthig. Wo er Gelegenheit hat, sich über Sprache, Sitten und Musik Deutschlands lustig zu machen, da läßt er sie sich sicherlich nicht entgehen.

Benjamin P. Shillaber (Mrs. Partington) ist 1814 zu Portsmouth in New-Hampshire geboren; er erlernte die Schriftsetzerei und arbeitete, nachdem er sich seiner Gesundheit wegen mehrere Jahre in einem wärmeren Klima aufgehalten hatte, von 1840—1850 als Setzer in der Bostoner „Post". Späterhin gründete er die humoristische Wochenschrift „The Carpet Bag" und leitete dieselbe zwei Jahre. Seine „Rhymes with Reason and without" (1852) und sein Buch „The Life and Sayings of Mrs. Partington" (1853), sowie „Knitting Work" fanden Beifall und ermuthigten ihn, sich ganz der Schriftstellerei zu widmen.

Henry W. Shaw (1818—1885) hat sich durch seine „Sayings of Josh Billings", sowie durch seinen Kalender „Josh Billings' Farmer's Allminax" als Schriftsteller von gesundem Mutterwitz gezeigt. Wie gern seine humoristischen Aufsätze gelesen wurden, geht auch aus dem Um-

ſtande hervor, daß ihm das „New York Weekly“ ein Jahresgehalt von 4000 Dollars für ſeine Beiträge zahlte.

George H. Derby (1824—1861) war ein unter dem Namen „John Phoenix“ ſchreibender Humoriſt, welcher eine militäriſche Erziehung genoſſen hatte und zur topographiſchen Abtheilung der Bundesarmee gehörte. Seine geſammelten Arbeiten wurden nach ſeinem Tode unter dem Titel „Phoenixiana“ in einem Bande herausgegeben.

Der als „Mayor Jack Downing“ bekannte Seba Smith (1792—1863) ſchrieb das Epos „Powhattan“ und mehreres Andere, das längſt vergeſſen iſt, aber ſeine „Letters of Mayor Jack Downing“, von denen Lord Brougham ſagt, daß ſeit Butler's Hudibras kein ſolches originelles humoriſtiſches Werk erſchienen ſei, haben ihn überlebt.

Auch Auguſtus B. Longſtreet (1790—1870), hat ſich durch ſein Werk „Georgia Scenes“ als bedeutender Humoriſt erwieſen.

Der Humoriſt Artemus Ward, pſeudonym für Charles Browne, wurde am 26. April 1834 zu Waterford in Maine geboren. In dieſem Dorfe war ſein Vater als Landvermeſſer und Friedensrichter thätig und nachdem Artemus durch ſeine humoriſtiſchen Vorleſungen und Aufſätze ein wohlhabender Mann geworden war, kaufte er eine Farm, die von ſeinem inzwiſchen verſtorbenen Vater bewirthſchaftet worden war, für ſeine Mutter an und brachte ſeine freie Zeit ſtets darauf zu, bei welcher Gelegenheit er vorzugsweiſe mit dem niederen Volke verkehrte, es beluſtigte und ſich darüber luſtig machte. Dem Anſcheine nach ſchien ihm die Welt mit Allem, was darauf kreucht und fleugt, nur zu dem Zwecke erſchaffen zu ſein,

um darüber gute und schlechte Witze zu machen und gar oft ward er deshalb für einen unheilbaren Idioten gehalten. Er erhielt nur eine geringe Schulbildung, und sagte selbst, daß er bei seinem Abgange von der Dorfschule ungefähr so viel gewußt habe, um im Nothfall die gewöhnlichen Wörter auf ein Aushängeschild fehlerfrei schreiben zu können. In der Kunst der Deklamation aber war er allen Mitschülern voraus; dieselbe hatte er nämlich den Possenreißern der reisenden Schaubudentruppen abgelernt.

Nachdem er bis zu seinem 16. Jahre die Schriftsetzerei nothdürftig erlernt hatte, ging er nach Boston, woselbst er in der Druckerei des „Carpet Bag“, einem humoristischen Wochenblatte, für welches Mrs. Parlington, Miles O'Reilly und Saxe Beiträge lieferten, Beschäftigung fand. Mit der Zeit versuchte er sich ebenfalls als Schriftsteller; er schickte in verstellter Handschrift humoristische Aufsätze an den „Carpet Bag“ und hatte die Freude, daß ihm seine Manuskripte zum Setzen übergeben wurden. Er verkehrte fleißig mit Schauspielern und Schauspielerinnen und da das nomadische Leben derselben einen unwiderstehlichen Reiz auf ihn ausübte, so zog er, um ein zweiter Bayard Taylor zu werden, mit leichtem Gepäck und wenig Geld nach dem Westen und beabsichtigte sogar, wie er erzählt, bis nach China vorzudringen, um dort eine Zeitung in der Theekistensprache herauszugeben. Er kam jedoch diesmal nicht weiter als nach Tiffin in Ohio, woselbst er für einen Wochenlohn von 4 Dollars als Lokalreporter einer kleinen Zeitung Beschäftigung fand. Von dort aus zog er später nach Toledo, wo er in derselben

Eigenschaft und für dasselbe Gehalt dem „Toledo Commercial“ seine Feder zur Verfügung stellte.

In seinem 24. Jahre zog er nach Cleveland, woselbst ihm der Herausgeber des „Plaindealer“ für den Wochenlohn von 12 Dollars engagirte. Die von ihm unter dem Pseudonym „Artemus Ward, Showman“ in jener Zeitung veröffentlichten Briefe, in welchen er die Schale seiner Satire über die Politiker der Western Reserve, wie die Umgegend Clevelands genannt wird, ergoß, machten ihn zu einer werthvollen Aquisition für jedes Tageblatt. Das größte Aufsehen erregte damals sein humoristischer Artikel „A Visit to Brigham Young“, in welchem er, der bis dahin noch keinem Mormonen in's Antlitz geblickt hatte, das Leben der Heiligen und ihres Propheten am Salzsee in drastischer Weise schilderte.

Infolge dieses überall kopirten Aufsatzes ward er zum Mitarbeiter und 1861 zum Chefredacteur der in New York erscheinenden humoristischen Wochenschrift „Vanity Fair“ ernannt. Als diese Zeitung, wie viele ihrer Vorgängerinnen, der Abonnentenschwindsucht erlag, machte es Ward wie es die meisten zufällig berühmt oder berüchtigt gewordenen Amerikaner zu thun pflegen — er ward Vorleser, oder, wie er sagt, „showman“ und durchzog mit seiner Menagerie, bestehend aus „waxfiggers', oder „moral wax statoes“, das ganze Land, überall Geld und Ruhm in Hülle und Fülle erntend. Zu seiner „Menagerie“ gehörten „3 moral bares, Kangaroos and great Snaiks, a larfable little curs“ und „a zewological animal like a snaike under perfeck subjecshun.“

1866 ging er nach London und starb daselbst ein Jahr später an der Schwindsucht. Seine Vorlesetouren

hat der Engländer Edward P. Hingston in einem Buch beschrieben, und der Engländer H. R. Haweis hat ihm in seinem Buche „America Humorists“ ein Kapitel gewidmet und darin auch die meisten Ward'schen Witze, die des Aufzeichnens werth waren, mitgetheilt. Eine Ausgabe seiner Werke hat die Carleton'sche Verlagshandlung in New York veröffentlicht.

Die Art und Weise *wie* Ward sprach, wirkte stets mehr auf die Lachmuskeln seines Auditoriums als das, *was* er sprach. Vulgär und profan ward er nie; er war reich an originellen Wortspielen und Wortverdrehungen. Seine Zuhörer lachten schon, sobald sie ihn auf der Bühne sahen, ohne sich die Ursache desselben erklären zu können. Mit großer Vorliebe berief er sich stets mündlich und schriftlich auf seinen guten Freund Shakespeare und citirte die zahlreichen Stellen, in denen derselbe das Wort Ward gebrauchte. Seine verdrehte Orthographie ist nicht immer genießbar und wenn er z. B. „not all the tortoises of the imposition“ schreibt und darunter „tortures of the inquisition“ nennt, so treibt er denn doch diese Albernheit etwas zu weit.

Der populärste, anziehendste und zugleich auch einer der gediegensten Essayisten ist der 1869 zu Gloucester in Massachusetts geborene und vor einigen Jahren verstorbene Edwin P. Whipple, der, obgleich ihm niemals der Segen einer akademischen Bildung zu Theil ward, doch mit das Geistreichste und Gediegenste über die englische Literatur, besonders über die Literatur zur Zeit der Königin Elisabeth, geschrieben hat. Seine in Boston erschienenen Werke füllen sechs Bände.

Francis J. Child (geboren 1825), Professor der englischen Literatur am Harvard College, hat sich durch seine zwei Sammlungen von „English and Scotch Popular Ballads“ um die Kunde des Volksliedes sehr verdient gemacht. — Richard Grant White (1822—1885), hat zwei kritische Shakespeare-Ausgaben edirt, sowie die aus philosophischen Plaudereien bestehenden Werke „Words and their Uses“ und „Everyday English,“ ein Reisewerk über England und die Novelle „The Fate of Mansfield Humphreys“ geschrieben. Als Shakespeare-Forscher aber hat er sich unstreitig die größten Verdienste erworben. Eine Anzahl Shakespeare'sche Themen behandelnde Aufsätze wurden nach seinem Tode gesammelt und in Boston veröffentlicht. — Henry N. Hudson hat ebenfalls zwei kritische Shakespeare-Ausgaben veranstaltet. — Hiram Corson, Professor an der Cornell Universität, hat durch sein „Handbook of Anglo-Saxon and Early English“ das Sprach- und Literaturstudium der betreffenden Epoche wesentlich gefördert. Sein Werk über Robert Browning (Boston 1886) zählt zu dem Besten, was über diesen schwer verständlichen englischen Dichter geschrieben worden ist.

William D. Howells und Henry James sind unstreitig die bedeutendsten amerikanischen Novellisten der Gegenwart. Ersterer, den wir bereits früher erwähnt haben, ist 1837 in einem Dorfe Ohio's geboren und so gut wie ohne Schulunterricht aufgewachsen. Von seinem 12. bis zum 19. Jahre war er als Setzer in der Druckerei seines Vaters in Hamilton und Dayton beschäftigt. Dann wurde er Mitarbeiter der „Cincinnati Gazette“ und späterhin Berichterstatter des „Ohio State Journal“ in Columbus. Von 1861—65 war er Konsul in Venedig, 1866 übernahm

er die Redaktion des „Atlantic Monthly“ und gegenwärtig ist er hauptsächlich für „Harper's Monthly“ thätig. Howells ist Verfasser der Novellen „Their Wedding Journey,“ „A Chance Acquaintance,“ „A Foregone Conclusion,“ „The Lady of Arnstock,“ „The Undiscovered Country,“ der Lustspiele „Out of the Question“ und „A Conterfeit Presentment,“ sowie eines Bandes Gedichte, von welchen 1885 eine neue Auflage erschien. Die Werke „Venetian Life“ and „Italian Journeys“ sind Früchte seines Aufenthaltes in Italien. Alle seine Schriften zeichnen sich durch leichte, graziöse Diktion aus, so daß man ihn in dieser Hinsicht den besten französischen Novellisten gleichstellen kann. Howell's Schriften enthalten einen gesunden moralischen Kern, wodurch sich dieselben vorzugsweise zur Familienlektüre eignen. Sein Humor ist der Humor eines echten Dichters, der sich damit zufrieden gibt, ein sanftes Lächeln, nicht aber lautes Lachen des Lesers hervorzurufen.

Henry James jr., der Sohn eines hervorragenden Schriftstellers und Geistlichen der Swedenborgianer, ist in die Fußstapfen Hawthorne's getreten und zeigten dies hauptsächlich seine kleineren Erzählungen, wie „The Last of the Valerii“ and „The Romance of certain old Clothes“. Seine späteren Novellen verrathen häufig französischen Einfluß. James ist ein brillanter Stilist, welcher seiner Aufgabe, veredelnd auf sein Publikum zu wirken, völlig gewachsen ist. Er ist Verfasser folgender Novellen: Watch and Ward, A Passionate Pilgrim (deutsch von Moritz Busch), Roderick Hudson (deutsch von Moritz Busch), The Americans, The Europeans, Confidence und The Portrait of a Lady; außerdem hat er eine Sammlung transatlantischer Skizzen veröffentlicht.

Edward Eggleston (1837—), ein New-Yorker Journalist, ist der Verfasser einer Anzahl kleinerer Erzählungen, die ihres gesunden Inhaltes und ihrer ungekünstelten, aber eindrucksvollen Sprache wegen ihren Weg in alle lesenden Familien des amerikanischen Kontinentes fanden. — George William Curtis (geb. 1824), der sich mehrere Jahre in Europa und Asien aufhielt und seit geraumer Zeit in New-York als Journalist thätig ist, ist Verfasser der unterhaltenden, mit gesundem Humor gewürzten Reiseschriften „Nile Notes of a Howadji“ und „The Howadji in Syria“, sowie der skizzenhaften Schriften „Lotus Eating,“ „Prue and J,“ „The Potiphar Papers u. s. w.

Epes Sargent (1812—1880), dessen Schulleſebücher der früheren Generation Neuenglands noch im Gedächtnis sind, edirte die Werke einiger englischer Dichter, wie Gray, Goldsmith, Hood, Campbell u. s. w. für den amerikanischen Büchermarkt und schrieb die vergessenen Dramen „The Bride of Genoa,“ Velasco, Change makes Change“ und „The Priestess,“ sowie eine Reihe an anziehenden Naturbeschreibungen reicher Gedichte, wie „A Life on the Ocean Wave.“ Sargent war ein Spiritualist und veröffentlichte über die Lehre dieser sonderbaren Schwärmer das Buch „Planchette, or the Despair of Science“, ohne jedoch seinen Namen auf das Titelblatt zu setzen.

Henry Giles, von dessen geistreichem Werke „Human Life in Shakespeare“ sein Landsmann John Boyle O'Reilly in Boston eine neue mit einer Biographie versehene Ausgabe veranstaltet hat, nimmt als Literaturkenner und feiner Essayist einen hohen Rang ein.

William Wetmore Story (1819—) studirte Jurisprudenz am Harvard College, gab aber 1848 die Aus-

übung derſelben auf und ging nach Rom, woſelbſt er ſich mit Erfolg der Bildhauerei widmete. Er iſt der Verfaſſer einer Biographie ſeines Vaters, des Richters Story, des Skizzenbuches „Walks and talks about Rome," des Epos „A Roman Lawyer in America," das zuerſt in „Blackwood's Magazin" erſchien, ſowie mehrerer Bände gedankenreicher Gedichte, von denen 1885 die Boſtoner Verlagshandlung Houghton, Mifflin & Co. eine Geſammtausgabe veranſtaltete.

Theodore Winthrop (1828—1861), ein talentvoller Novelliſt, iſt leider für die amerikaniſche Literatur zu früh geſtorben. Den gewöhnlichſten Dingen gewann er eine poetiſche Seite ab und Alles, was er ſchrieb, ging aus ſorgfältiger Beobachtung des menſchlichen Lebens hervor. Seine nachgelaſſenen, aus Novellen und Skizzen beſtehenden Werke („John Brent", „Edwin Brothertoft", „The Canoe and the Saddle", „Life in the open Air" und „Cecil Dreeme", ſeine gediegenſte Schöpfung, die George William Curtis mit einer biographiſchen Einleitung verſehen hat, ſind im Verlage von Henry Holt & Co. in New-York erſchienen.

Der Advokat Richard Dana hat ſeine zweijährige, als junger Mann unternommene Seereiſe unter dem Titel „Two Years before the Mast" geſchrieben und damit ein Werk geliefert, das in England und in Amerika ſo populär wie Robinſon Cruſoe geworden iſt.

Der zu Norwich in Connecticut wohnende Donald G. Mitchell („Ike Marvel"), geboren 1832, iſt Verfaſſer der Werke „Seven Stories", „Wet Days at Edgewood", „Out of-Door Places", „Dr. Johns", „Bound Together", „A Sheaf of Papers", „My Farm at Edgewood", „About old Story-Tellers", „Dream Life" und „Reveries of a Batchelor", wovon beſonders die beiden letzten allgemein

bekannt und in mehrere europäische Sprachen übersetzt worden sind. Die darin enthaltenen Skizzen sind reizende Träumereien, über die man wie unter dem Einflusse eines Opiats die Wirklichkeit vergißt. Wegen ihres weichlichen und sentimentalen, die Phantasie des Lesers zu sehr beherrschenden Karakters bilden diese Schriften eine angenehme Mondscheinlektüre, die aber auf junge empfängliche Gemüther einen gerade nicht heilsamen Eindruck machen.

James R. Gilmore („Edmund Kirke", geboren 1823) hat sich durch seine Novelle „Among the Pines," in welcher er Episoden aus dem letzten amerikanischen Bürgerkriege anschaulich und ergreifend zu schildern weiß, als gewandter Schriftsteller erwiesen. — William Gilmore Simms (1806—1870) war einer der fruchtbarsten Novellisten des Südens, dessen Werke „The Partisan", „Wellichampe", „Katharine Walton", „The Scout", „The Foragers", „Castle Dismal", „The Wigwam and the Cabin", „Eutaro" u. s. w. hauptsächlich auf Lokaltraditionen beruhen, denen er ein erhöhtes Interesse zu geben verstand. Sein Gedicht „Atlantis" fand günstige Aufnahme und dürfte wohl das einzige seiner Werke in gebundener Sprache sein, das heute noch Verehrer und Leser findet.

John Estey Cooke (1830—), hat die historischen Traditionen Virginien's novellistisch ausgebeutet („Virginia Comedians", „The Last of the Forester", „Elly", „Fairfax", „Henry St. John", „My Lady Poachontas" u. s. w.), eine Biographie der Generäle Jackson und Lee geschrieben, sowie einige auf den amerikanischen Bürgerkrieg, den er auf südlicher Seite mitfocht, sich beziehende Schriften veröffentlicht. Sein älterer Bruder, Felix Pendleton Cook (1816—50), Verfasser der „Froisart Ballads," in denen

er die mittelalterliche Ritterpoeſie zu neuem Leben erſtehen laſſen wollte, iſt durch das darin enthaltene Lied „Florence Vane“ der Nachwelt in gutem Gedächtnis geblieben. — Dr. Robert M. Bird (1805—54), ein Pennſylvanier, welcher ſeine ärztliche Praxis mit der Schriftſtellerei vertauſcht hatte, erntete durch die drei, mehrfach aufgeführten Tragödien „The Gladiator,“ „Oroloosa“ und „The Broker of Bogota“ großen Beifall; ſeine Hauptverdienſte aber erwarb er ſich auf dem Gebiete der Novelliſtik („Calavar“, „The Infidel“, „The Hawk of Hawks Hallow“, „Shepphard Lee“ u. ſ. w.).

Hermann Melville (1819—), der in ſeiner Jugend als Matroſe beſonders im ſtillen Ocean mancherlei Abenteuer erlebt hatte, hat das Seemannsleben in mehreren Novellen und Skizzen („Typsee,“ „Redburn,“ „White Jacket“ u. ſ. w.) in kräftigem Engliſch anſchaulich geſchildert; leider aber ſcheint er ſich hin und wieder in myſtiſche Nebel zu verirren. — Der Boſtoner Theologe Edward E. Hale (1822—), iſt der Verfaſſer vieler Erzählungen („The Man without a Country“, „The Ingham Papers“, „Libaris“, „If, Yes und Perhaps“ u. ſ. w.), von denen beſonders die erſte durch ihre Originalität berühmt und allgemein bekannt geworden iſt.

Horace E. Scudder (1838—), ein fleißiger Boſtoner, iſt Verfaſſer mehrerer Jugendſchriften, die durch ihren geſunden Humor und ihre edle Einfachheit bei dem jungen Volke raſch Eingang gefunden haben. Seine „Bodley Books“, von denen bis jetzt acht Bände erſchienen ſind, ſuchen den Wiſſensdurſt der Jugend in jeder Hinſicht zu befriedigen. Außer dieſen und einigen anderen Jugendſchriften

hat Scudder eine Biographie Noah Webster's, sowie die Novelle „The Dwellers in Five-Sisters' Court" verfaßt.

Jakob Abbott (1803—), ein früherer Geistlicher, zeichnete sich ebenfalls als ein gediegener und fruchtbarer Jugendschriftsteller aus, seine „Rollo Books," die aus 28 Bänden bestehen, können ruhig zu dem Besten gerechnet werden, was in Amerika bis jetzt auf dem Gebiete der Jugendliteratur geleistet worden ist.

Frau Harriet Elizabeth Beecher-Stowe, die weltberühmte Verfasserin des epochemachenden und die Abschaffung der amerikanischen Sklaverei befördernden Buches „Uncle Tom's Cabin", ist die älteste Tochter des Dr. Lyman Beecher, und am 14. Juni 1812 zu Litchfield in Connecticut geboren. Von ihrem 15. bis zum 20. Jahre half sie ihrer Schwester Katharine in der Leitung einer Schule zu Hartford; 1832 ging sie mit der Familie ihres Vaters nach Cincinnati und verheiratete sich daselbst 1836 mit Calvin E. Stowe, einem Professor am „Lane Theological Seminary" und zog mit demselben späterhin nach Andover in Massachusetts. 1843 gab sie ihr erstes, aus kurzen Erzählungen und Skizzen bestehendes Werk heraus. „Uncle Tom's Cabin" erschien 1852 und der Erfolg dieser auf Thatsachen beruhenden Novelle steht in der gesammten Literatur einzig da, denn in neun Monaten wurden davon über eine Million Exemplare verkauft und Verfasserin wie Verleger verdienten ein großes Vermögen. In London wurden über dreißig Nachdrucke publizirt und das Werk wurde in jede Sprache übersetzt, die eine Schrift besaß. Diese Novelle aber hatte nicht allein politische Bedeutung, denn die in derselben kultivirte Antisklaverei-Gesinnung ward damals weder in Ame-

rika noch in England von der großen Masse gutgeheißen, sondern es ist vielmehr der poetische, künstlerische Werth, der diese Erzählung zu einem Lieblingsbuche selbst solcher Leser machte, denen die sozialen Ansichten der Verfasserin bitter verhaßt waren. Frau Beecher-Stowe ist unstreitig eine begabte, geniale Frau; ihre Karakterzeichnungen sind klar und sicher und das Gemüth des Lesers nimmt sie scheinbar ohne jede künstlichen Hilfsmittel unwiderstehlich in Besitz. In dieser Novelle pulsirt dramatisches Leben, kein Wunder also, daß sie auch in dramatischer Form sogar heute noch, nachdem doch die Sklavereifrage längst gelöst ist, ein Zugstück vieler Theater bildet.*)

Frau Beecher-Stowe ist außerdem die Verfasserin folgender novellistischen Werke: „Agnes of Lorrento," „The Pearl of Orr's Island," „The Minister's Wooing," „My Wife and I," „We and our Neighbors" u. s. w.; fernerhin hat sie einen Band religiöser Gedichte, sowie eine in Scandalsucht machende Schrift über Byron herausgegeben, die einen heftigen Federkrieg diesseits und jenseits des Oceans hervorrief. Trotzdem sie in manchen ihrer zahlreichen späteren Schriften Vorzügliches leistete, so ist doch „Onkel Tom's Hütte" ihr gelesenstes Werk bis auf den heutigen Tag geblieben.

Als im Jahre 1852 der Tendenzroman „Onkel Tom's Hütte" erschien und im Verlaufe weniger Monate in 200,000 Exemplaren verbreitet wurde, ging ein Schrei der Entrüstung durch ganz Amerika. Der Norden fragte

*) Die von Houghton, Mifflin & Co. in Boston veranstaltete Prachtausgabe (Illustrated Holiday Edition) von „Uncle Tom's Cabin" enthält eine ausführliche Biographie der verschiedenen Nachdrucke und Uebersetzungen.

sich, ist es wirklich möglich, daß unter dem Sternenbanner solche Gräuelthat geschehen könne, und der Süden gab die heiligste Erklärung ab, daß die in dem genannten Buche geschilderten Verhältnisse auf gänzlicher Unwahrheit beruhten, was auch schon deshalb erklärlich sei, weil die Verfasserin keine Gelegenheit gehabt habe, an Ort und Stelle Studien zu machen.

Je mehr nun dieses Buch verbreitet wurde, desto eifriger waren auch die reichen Sklavenhalter des Südens, den Karakter der Verfasserin zu verdächtigen, so daß sich dieselbe gezwungen sah, in einem „Schlüssel" den Quellennachweis ihrer Angaben zu liefern.

Das Vorbild des „Onkel Tom" war ein Sklave Namens Josiah Henson, welcher 1883 in der Nähe von Dresden, in der canadischen Provinz Ontario, starb, und der als neunzigjähriger Mann seine Autobiographie (Boston 1879) veröffentlichte.

Josiah Henson ist am 15. Juni 1789 auf einer Farm in Maryland geboren. Sein Vater, der sich einst an einem Aufseher thätlich vergriffen hatte, wurde, nachdem man ihm die gesetzlichen hundert Peitschenhiebe aufgezählt und ein Ohr abgeschnitten hatte, nach Alabama verkauft und seitdem hörten er und seine Mutter, die eine Sklavin des Dr. McPherson war, keine Silbe mehr von demselben. Dieser McPherson war gerade kein schlimmer Herr, doch war er sehr dem Trunke ergeben, wodurch er sich auch einen frühen Tod zuzog. Darauf wurde seine Farm nebst den dazu gehörigen Sklaven verkauft. Josiah wurde von einem gewissen Noble erstanden; da ihn jedoch die Sehnsucht nach seiner von dem Plantagenbesitzer Riley gekauften Mutter so sehr übermannte, daß er lebensgefährlich krank

wurde, ſo überließ ihn ſein Beſitzer für ein Spottgeld dem Herrn ſeiner Mutter. Riley war, wie faſt alle Sklavenhalter, rauh, barſch und dem Trunke ergeben; den jungen, fleißigen und umſichtigen Joſiah behandelte er jedoch anſtändig und machte ihn im Laufe der Zeit zum Aufſeher über ſeine Farm.

Einſtens hatte Riley Streit mit Bryan Litton, dem unter dem Namen „Legren“ von Beecher-Stowe geſchilderten Aufſeher ſeines Bruders, und wurde von demſelben niedergeſchlagen; Joſiah eilte zu ſeiner Unterſtützung herbei und brachte ſeinen Herrn mit Mühe und Noth nach Hauſe. Die Folge davon war, daß ihm Litton eines Tages auflauerte und ihn dermaßen züchtigte, daß er die Folgen ſein ganzes Leben ſpürte. Riley gerieth durch ſeine Ausſchweifungen allmälig tief in Schulden, ſo daß ihm Alles verkauft werden ſollte und er daher dem Joſiah den Auftrag gab, alle Sklaven heimlich nach Kentucky zu ſeinem Bruder zu bringen. Joſiah führte dieſen Plan auch aus und blieb drei Jahre in dem genannten Staate. Darnach ſollten alle Sklaven Riley's verkauft werden; nur Joſiah, der inzwiſchen Methodiſten-Prediger geworden war, ſollte nach Maryland zurückkehren. Auf der Rückreiſe predigte er in verſchiedenen Städten und ſetzte ſich dadurch in den Beſitz von 276 Dollars, einem Kapitale, mit dem er ſich freizukaufen beabſichtigte. Doch ward er um dieſes Geld von ſeinem Herrn ſchmählich betrogen, ſo daß er in Folge deſſen das Wagnis unternahm, mit Frau und Kindern nach Canada, dem gelobten Lande der Neger, zu fliehen. Als er nach unſäglichen Schwierigkeiten im October 1830 den canadiſchen Boden betrat, warf er ſich vor Freude auf die Erde und küßte ſie. Auf einer

Farm fand er lohnende Beschäftigung, und schon nach drei Jahren war er, wie er mit Stolz berichtet, im Besitze eines Pferdes, einer Kuh und mehrerer Schweine. Sein ältester Knabe besuchte die Schule und las ihm zuweilen aus der Bibel vor, so daß er Sonntags besser predigen konnte. Von diesem Knaben lernte er auch mit der Zeit selber lesen und schreiben.

Henson hatte großen Einfluß auf die dortigen Schwarzen und war auch stets zu Opfern bereit, wenn es galt die Lage derselben zu verbessern und sie von ihren weißen Arbeitsgebern unabhängig zu machen. Auch entfaltete er große Umsicht und Schlauheit, indem er zahlreichen Sklaven in Kentucky zur Flucht nach Canada verhalf. Fernerhin bereiste er hauptsächlich die Oststaaten der Union und sammelte Gelder, mit denen er eine Schule für seine Leidensgenossen gründete und eine Sägemühle erbaute. Dreimal kreuzte er den atlantischen Ocean und hielt in den hauptsächlichsten Städten Englands Vorträge über die amerikanische Sklaverei, und da Jedermann daselbst „Onkel Tom's Hütte" gelesen hatte, so strömte natürlich das Publikum schaarenweise herbei, um den Original-Tom zu hören und zu sehen. Sogar die Königin von England ließ ihn nach ihrem Schlosse Windsor einladen und unterhielt sich längere Zeit auf das Huldreichste mit ihm und seiner Frau.

Mit Frau Beecher-Stowe war Henson im Jahre 1850 gelegentlich seiner Reise nach Andover in Massachusetts bekannt geworden und dieselbe hatte sich dann von ihm in die Geheimnisse der Sklaverei einweihen lassen und nach seinen Mittheilungen in kurzer Zeit ihren epochemachenden Roman verfaßt. Daß derselbe mehr Wahrheit als Dichtung enthielt, hat sich späterhin zum größten

Aerger der Südländer, die doch in den Augen der Welt so ganz als Gentlemen und ritterliche Kulturträger dastehen wollten, zur Genüge herausgestellt; selbst die so anschaulich beschriebene Flucht von George Harris und seiner Frau über die Eisschollen des Ohioflusses beruht auf einer wirklichen Thatsache, wie Levi Coffin in seinen „Reminiscences of the Underground Railway" umständlich erzählt.

Aus der von Henson gegründeten Schule hat sich nach mancherlei Schwierigkeiten und kostspieligen Processen, die den Gründer beinahe von Haus und Hof getrieben hätten, die „Wilberforce University" entwickelt, welche den canadischen Negern Gelegenheit gibt, sich eine gute klassische und Real-Bildung anzueignen.*)

Susan Warner (Elizabeth Wetherell") ist die Verfasserin mehrerer Novellen, von denen aber nur „Queechy" und „The wide, wide World," besonders letztere, in die Masse gedrungen sind. Ihre Schwester Anna („Anny Lothrop"), schrieb „Dollars and Cents" und „My Brother's Keeper," zwei viel gelesene Novellen; ihre zahlreichen Jugendschriften fanden geringe Aufnahme. — Die Novellen der Frau Anna Cora Novatt Ritchie (1820—1870), einer einst viel gefeierten Schauspielerin, befriedigten die vorübergehende Neugierde ihrer Bewunderer; ihre „Autobiography of an Actress" ist ein werthvoller Beitrag zur Kenntnis amerikanischer und englischer Bühnenverhältnisse.

Frau Sara Jane Lippincott („Grace Greenwood", 1823—) hat es verstanden, durch sensationelle Arbeiten stets von sich reden zu machen; außer einem Bande ge-

*) Siehe „The Life of H. Beecher-Stowe". By her Son Charles Edward Stowe. Boston 1889.

rade nicht ganz unbedeutender „Poems“ hat sie eine ganze Reihe von Bänden aus ihren ursprünglich in Zeitschriften veröffentlichten Erzählungen und Skizzen („Forest Tragedy,“ „Stories from many Lands,“ „Record of five Years“ u. s. w. zusammengestellt, wovon sie wohl wenige überleben werden.

Harriet Prescott Spofford (1835—) ist ebenfalls auf novellistischem Gebiete sehr fleißig gewesen („The Amber Gods“, „New England Legends,“ „Azarian“ u. s. w.); doch hat sie nur als Verfasserin der packend geschriebenen Erzählung „Amber Gods“ Bedeutung für die Literaturgeschichte. Ihre „Poems“ enthalten einige lyrische Kleinigkeiten, die lobende Anerkennung verdienen.

Louisa May Alcott, die Tochter des Transcendentalisten Bronson Alcott, ist 1832 in Germantown in Pennsylvanien geboren und fing schon mit ihrem 16. Jahre an für Zeitungen zu schreiben. Als freiwillige Krankenwärterin war sie anfangs des amerikanischen Bürgerkrieges längere Zeit in den Hospitälern zu Washington thätig und die während dem nach Hause gesandten, ihre Erlebnisse unter den Verwundeten schildernden Briefe, gab sie 1863 unter dem Titel „Hospital Sketches“ heraus. Da dieses Werk günstige Aufnahme fand, so beschloß sie, sich ganz der literarischen Beschäftigung zu widmen; ihre Novelle „Woods“ (1865) entsprach jedoch den allgemeinen Erwartungen nicht, hingegen machte sie die Erzählung „Little Woman“ (1867; deutsch von Pauline Schanz, Leipzig 1876) plötzlich zu einer der beliebtesten Schriftstellerinnen Amerika's. In derselben liefert sie ein Bild aus dem Leben im östlichen Massachusetts und in den darin geschilderten Personen will man Mitglieder ihrer Familie erkennen.

Ihre Novellen „An Old-Fashioned Girl“ und „Little Men“ (deutſch von P. Schanz, Leipzig 1876) entfalten ebenfalls naturgetreue Lebensbilder. Frl. Alcott, deren Werke alle im Verlage von Robert's Brothers in Boſton erſchienen ſind, zeigt ſich ſtets als echte Amerikanerin; ihr Humor und Geſchmack, ihre Begeiſterung für Freiheit, Natur und ideale Beſtrebungen ſind ſpecifiſch amerikaniſch und verleihen ihren Werken einen unwiderſtehlichen Reiz. Louiſa Alcott ſtarb am 7. März 1888, wenige Tage nach dem Tode ihres Vaters. Ihre Biographie lieferte die Schriftſtellerin Edna Cheney (Boſton 1888). — Elizabeth Oakes-Smith hatte lange Jahre zu kämpfen, ehe ſie ſich einen Leſerkreis eroberte; durch ihre Erzählung „Riches without Wings,“ die noch immer eines der geleſenſten Werke der Jugendbibliotheken bildet, drang ſie auf einmal durch und ihre ſpäteren Schriften, wie „Bertha and Lily,“ „The Western Captive,“ und „The Newsboy“ fanden ein dankbares Publikum. Infolge des letztgenannten Werkes wurde den New-Yorker Zeitungsknaben, deren kümmerliches Leben darin ergreifend geſchildert iſt, von Philanthropen eine Anſtalt errichtet, welche ihnen zur zweiten Heimat geworden iſt.

Mary J. Holmes, als Gattin eines Advokaten zu Rockport im Staate New-York lebend, iſt Verfaſſerin der Novellen „Lena River,“ „Darkness and Daylight,“ „Marion Grey,“ „Dora Deam,“ „Rose Mother“ u. ſ. w., die gerade das Publikum nicht mit Sturm nahmen, allmälig aber eine begehrte Lektüre bildeten. Sie ſchreibt nur über Dinge und Verhältniſſe, die ſie aus perſönlicher Anſchauung kennt; ſie will veredeln und belehren, niemals aber den Leſer durch ſenſationelle Epiſoden feſſeln. —

Auguſta Evans Wilſon, die von ihren Bewunderern die amerikaniſche Charlotte Brontë genannt wird, ſchrieb eigenartige Novellen: „Beuláh,“ „Macana“ und „St. Elmo,“ von denen die letzte eine lebhafte Diskuſſion in den Zeitungen hervorrief, und auch in einem Buche unter dem Titel „St. Twelino“ traveſtirt wurde.

Wer glaubt, daß in den Südſtaaten der alte Haß gegen den Norden und die Idee, daß die Sclaverei ein göttliches Inſtitut ſei, ausgeſtorben ſei, iſt ſicherlich nicht mit der neueſten Literatur des Südens vertraut. Nein, der ächte ſüdliche Chevalier hat ſeine alten Ideale, nämlich Staatenrechte, Freihandel und Sklaverei, noch lange nicht begraben, vielmehr läßt er ſich ſelten eine Gelegenheit entgehen, dieſelben durch Wort und Schrift wieder auf's Neue aufzufriſchen und ſeine Nachkommen dafür zu begeiſtern. In dieſe Kategorie gehört auch die Schriftſtellerin Meriwether zu Memphis in Tenneſſee. In ihrer etwas melancholiſch angehauchten Tendenznovelle „The Master of Red Leaf“, von der 1880 zu New-York eine Volksausgabe erſchien, kontraſtirt ſie die Engherzigkeit und Niederträchtigkeit der Neuengländer mit dem Edelſinn des Südländers auf draſtiſche Weiſe. Sie führt uns zuerſt in eine an irdiſchen Gütern arme, an Kindern aber reiche Familie eines in den Neu-England Staaten lebenden Geiſtlichen, eines ſtellenloſen, geiſtig beſchränkten Mannes, der ſein Brod mühſelig durch fulminante Anti-Sklaverei-Reden verdiente und der in ſeinem Hauſe ein geſtrenges, liebloſes Regiment führte. Durch näheres Eingehen auf die Familienverhältniſſe dieſes kalten Puritaners will die Verfaſſerin erſtens zeigen, daß das Loos irgend einer Sklavenfamilie immer noch erträglicher als

das eines Repräsentanten der Negerfreiheit war und zweitens will sie, da sie zum Stamme der Frauenrechtlerinnen gehört, beweisen, welch trauriges Loos den arbeitenden und duldenden Frauen mitunter beschieden ist.

Frau Stowe's Buch wirkte in diesen Kreisen Neu-Englands wie der Funken in einem Pulvermagazin. In jedem Neger sahen sie einen Onkel Tom und in jedem Sklavenhalter einen Legree. Frau Meriwether wundert sich nur, daß letzterer aus dem Norden stammte und gibt dafür Frau Stowe reichlich Credit.

Als John Brown seinen Versuch, die Sklaverei in Virginien zu befreien, am Galgen gebüßt hatte, ließ der Norden die Sklavenstaaten durch geheime Missionäre, die sich unter allerlei Vorwänden Eingang verschaffen und die Neger zum Aufstand bereden sollten, bereisen und auch eine Tochter des erwähnten hartherzigen Geistlichen reiste nach dem Süden, um daselbst eine Stelle als Lehrerin anzunehmen, in Wirklichkeit aber, um die Sklaven zum Freiheitskampfe vorzubereiten. Auf einer am Mississippi gelegenen Plantage, welche „Red Leaf" genannt wurde und auf der 300 Sklaven beschäftigt waren, fand sie eine liebevolle Heimat als Erzieherin. Dort sieht sie ein, daß die Neger mit ihrem Loose zufrieden sind und durchaus keine Gründe zum Klagen haben; sie findet dort eine herrliche Bibliothek und liest die Werke Shakespeare's und Byron's, von welch' letzterem sie bisher nur als dem Sohne Satans sprechen gehört hatte; sie füllt viele Seiten mit der Beschreibung der Liebenswürdigkeit der südlichen Ritter, besonders aber des ältesten Sohnes der betreffenden Pflanzerfamilie, in den sie sterblich verliebt ist.

Der Bürgerkrieg bricht aus und zur Berechtigung des Vergehens der Südländer führt sie einige Stellen aus der New-Yorker „Tribune“ an, in welcher Greely sagt, daß „eine demokratische Regierung nur auf dem Willen der Regierten beruhe und daß, wenn also die Golfstaaten eine Nation für sich bilden wollten, Niemand das Recht habe, sie daran zu hindern.“ Der Ausdruck „Union“ schmecke zu sehr nach Betrug und Willkür. Nicht das Institut der Sklaven, wohl aber die Sucht nach Gewinn habe den Haß des Norden gegen den Süden hervorgerufen; der Süden huldige dem Freihandel, der Norden hingegen dem Schutzzolle, denn ohne denselben würde er bald so arm wie Nova Scotia oder New Brunswick sein. Dieselbe Idee vertritt, beiläufig gesagt, auch Beecher in seinem Roman „Norwood“.

Der Norden hat nach unserer Schriftstellerin den Süden stets behandelt, wie der Wolf das Lamm in der bekannten Fabel.

Als die Predigerstochter aus Neu-England Grund genug hatte, auf eine schöne Cousine des Plantagenbesitzers eifersüchtig zu sein, erinnerte sie sich erst wieder ihrer eigentlichen Aufgabe und suchte die Neger für ihre Freiheit empfänglich zu machen.

Der Herr von „Red Leaf“, der älteste Sohn des Hauses nämlich, organisirt eine Compagnie Soldaten und zieht mit derselben in den Krieg gegen die Nordländer. Verwundet fällt er letzteren in die Hände und wird in ein Hospital zu New Orleans geschafft, wohin ihm die Lehrerin bald nachfolgt und ihn liebevoll pflegte. Er wird schließlich nach Hause gebracht, heiratet dann seine Cousine und zieht abermals in den Krieg. Nun folgt

eine überraschende Verwicklung auf die andere; die nördlichen Truppen verwüsten die betreffende Plantage und treiben die Neger fort — kurz, es werden die mannichfachen Folgen des unheilvollen Krieges auf das grellste dargestellt und immer wieder wird der Südländer als Gentleman, der Nordländer aber als tyrannischer Bluthund bezeichnet. Kein Wunder, daß Anfangs kein New-Yorker Verleger diese höchst einseitige Novelle drucken wollte und daß sie zuerst in London erscheinen mußte. Dort fand sie natürlich aus leicht begreiflichen Gründen die günstigste Aufnahme; auch läßt sich durchaus nicht leugnen, daß wir hier das Product einer wirklichen, aber höchst einseitigen Dichterin vor uns haben.

Meriwether's zweite Novelle, nämlich „Black and White" (New-York 1883) läßt viel zu wünschen übrig; sie ist ermüdend und langweilig und die uns darin vorgeführten Personen vermögen unser Interesse nicht zu fesseln, trotzdem wir fest überzeugt sind, daß wir hier dem Leben abgelauschte Scenen vor uns haben. Auch ist darin dem Negerdialekte zu viel Spielraum gelassen, und mit den vulgären Ausdrücken „h—l" und „d—d" zu verschwenderisch umgegangen worden.

Frau Meriwether ist die Gattin eines Advokaten in Memphis, der während des Bürgerkrieges als Major in der südlichen Armee diente. Als 1862 General Sherman die genannte Stadt einnahm, confiscirte er ihr Eigenthum und sie floh mit ihren Kindern nach Alabama, woselbst sie sich durch Schriftstellerei kümmerlich ernährte. Für ihre Erzählung „Story of a Refuge" erhielt sie sogar einen Preis von 500 Dollars; aber das wollte damals, als der gewöhnlichste Kleiderstoff 25 Dollars per Elle

koſtete und das konföderirte Geld überhaupt wenig Werth hatte, nicht viel heißen. Nach dem Kriege kehrte ſie nach Memphis zurück und kam auch wieder in den Beſitz ihres früher confiscirten Eigenthums. Sie ſchrieb außerdem noch einige andere Novellen und die dramatiſche Satire „Ku-Klux-Klan“. Sie iſt eine eifrige Frauenrechtlerin und ſchwärmt für Henry George und deſſen Ideen vom Landeigenthume.

Frau Julia Mc'Nair Wright (1840—), eine ſtreitbare, aus Oswego im Staate New-York ſtammende Schriftſtellerin, hat ihre Feder hauptſächlich gegen den Katholicismus in Bewegung geſetzt. („Almost a Nun,“ „Almost a Priest,“ „Priest and Nun“ u. ſ. w.). — Adeline D. T. Whitney (1824—), hat ſich durch ihre chriſtlich-fromm gefärbten Novellen („The Gay Worthies“, „We Girls“, „The other Girls“ u. ſ. w.), beſonders aber durch „Faith Gartney's Girlhood“ einen großen Leſerkreis erobert. Ihre unter dem Titel „Pansies“ publicirten Gedichte ſind mittelmäßige Leiſtungen. — Harriette N. W. Baker, hat unter dem Namen „Madeline Leslie“ eine ganze Bibliothek von frömmelnden Jugendſchriften („Sunday-School Books“) zuſammen geſchrieben. Ihr katholiſches Seitenſtück iſt Frau Sadlier, die Gattin eines New-Yorker Verlegers.

Von allen amerikaniſchen Jugendſchriftſtellern kann ſich keiner ſolcher Erfolge rühmen, als der unter dem Namen „Oliver Optic“ bekannte William T. Adams. Derſelbe wurde am 30. Juli 1882 zu Medway in Maſſachuſetts geboren und erhielt ſeine Bildung an der öffentlichen Schule Boſton's. Nachdem er drei Jahre lang in Dorcheſter als Schulmeiſter fungirt hatte, übernahm er mit ſeinem Vater ein Hotel in Boſton, das ſich jedoch nicht rentierte, ſo daß er ſich abermals eine Lehrerſtelle

suchen mußte. Inzwischen hatte er auch sein Glück mit der Feder versucht und einige Temperenzerzählungen in Zeitungen veröffentlicht, die solche erfreuliche Aufnahme fanden, daß er sich nach und nach entschloß, sich ganz und gar der Jugendschriftstellerei zu widmen.

Er entwickelte nun einen ungemein großen Fleiß und die Aufzählung seiner in Buchform erschienenen Schriften würde allein eine Druckseite füllen. Bis jetzt hat er gegen 80 Bände veröffentlicht und die in zahlreichen Zeitungen abgedruckten kürzeren Erzählungen würden sicherlich auch gegen 50 Bände füllen. Er zeigt uns die amerikanische Jugend in allen Phasen der Thätigkeit; stets steht er ihr als Berather und Freund liebend zur Seite und niemals wirft er sich als Lobredner eines unedlen Karakters auf. Seine Schriften sind von einem gesunden Tone durchdrungen und unterscheiden sich dadurch wesentlich von den zahlreichen, die Tugend verhöhnenden Machwerken. In einer Rede, die Adams bei der Einweihung der öffentlichen Bibliothek in Dorchester hielt, sagte er unter Anderem:

„Als ich anfing, Jugendschriften zu verfassen, hatte ich mir ein bestimmtes Ziel gesteckt. Ich erinnere mich noch ganz genau der Bücher, die ich als Knabe ohne Wissen meiner Eltern las. Das waren die „Drei Spanier", „Alonzo und Melissa", „Rinaldo Rinaldini" und ähnliche Bücher, die man leider noch immer in den Buchläden vorräthig findet. Die Helden dieser Erzählungen waren Räuber, Schmuggler, Banditen oder Seeräuber, deren Waghalsigkeit meine Bewunderung herausforderte. Späterhin jedoch kam ich zu der Ueberzeugung, daß sich auch interessante Jugendschriften ohne jene demoralisirende Tendenzen herstellen ließen und dieses habe ich nun versucht.

Ich habe nie einen zum Helden gestempelt, dessen moralischer Karakter nicht zum Nacheifern anspornte."

Adams' Werke, die in verschiedene Serien eingetheilt sind, sind zur Lieblingslektüre der amerikanischen Jugend geworden; sie sind nicht allein unterhaltend, sondern auch belehrend. Um Land und Leute in Europa kennen zu lernen und nachher wahrheitsgetreue Anschauungen darüber zu verbreiten, hat Adams zwei Mal den atlantischen Ocean gekreuzt.

Auch die Jugendschriften Elijah Kellogg's, eines in Harpswell, Maine, lebenden Geistlichen, erfreuen sich einer großen Verbreitung. Er behandelt darin hauptsächlich Scenen aus dem amerikanischen Pionierleben und sucht die Jugend zur Ausdauer, Arbeitsamkeit und Sparsamkeit anzuhalten. Jagdabenteuer und Indianerkämpfe spielen jedoch für die kindliche Phantasie eine zu große Rolle in diesen Schriften.

Indem wir nun unsere Geschichte der nordamerikanischen Literatur zum Abschluß bringen, sehen wir uns genöthigt, den Leser dafür um Entschuldigung zu bitten, daß wir, um dieses Werk nicht zu umfangreich zu machen, mehrfach gezwungen waren, einzelnen Autoren nur kurze Notizen zu widmen. Dies gilt besonders von einigen noch lebenden und schaffenden Schriftstellern.

Register.

Abbey, Henry II 425.
Abbot, Jakob II 471.
Adams, Charles Pendall II 280.
— Chs. F. II 392.
— John I 34.
— William T. II 483.
Adeler, Max II 174.
Aelston, Washington I 75.
Albee, John II 406.
Alcott, Bronson I 242.
— Louisa M. II 477.
Aldrich, Thomas Bailey II 396.
Alger, Wm. R. II 458.
Alsop, George I 6.
Ames, Fisher I 41.
Amos, Nathaniel I 20.
Anderson, Edward L. II 367.
— R. B. II 199.
Audubon, John James I 84.
Auringer, O. C. II 374.
Austin, Arthur W. II 340.
Azarias, Brother II 293.

Babcock, H. J. II 393.
— W. H. II 419.
Baker, Harriette N. W. II 483.
Bancroft, George II 276.
— George Hubert II 262.
Barlow, Joel. I 39.
— Warren Summer II 341.
Baster, William II 371.
Bates, Charlotte F. II 391.
Bausmann, Benjamin II 454.
Beecher, Stowe H. E. II 471.
Benjamin, S. G. W. II 448, 450.
Beverley, Robert I 7.
Biddle, Horace P. II 409.
Bigney, W. F. II 321.
Bird, Rob. M. II 470.
Bishop, Levy, II 411.
Blair, James I 6.
Blöde, Gertrude, II 350.
Boker, George J. II 357.
Bolton, H. C. II 207.
Boner, John H. II 426.
Botta, Anna C. II 398.
Bowles, Samuel II 153.
Boyd, Louise Vickroy II 361.
Boyesen, Hjalmar H. II 398, 431.
Bradford, William I 10.
Brackenbridge, H. H. I 39.
Bradstreet, Anne I 13.
Bret Harte II 31.
Bridgman, M. F. II 392.
Brinton, Daniel G. II 273.
Brooks, Chs. II 298.
— Charles T. II 397.
— Maria I 79.
Brown, Chs. Brockden I 80.
— Gould I 121.
— William Weels II 257.
Bruce, Wallace II 408.
Brunton, William II 392.
Bryant, Mary II 419.
— William Cullen I 174.
Bunner, H. C. II 435.
Burrit, Eliba II 78.
Burroughs, John II 228.
Bushnell II 426.
Butler, Thomas Ambrose II 380.
— William Allen II 383.

Cable, George W. II 37.
Calvert, George Henry II 86, 298.

„Canto“ II 420.
Carbett, E. T. II 401.
Carey, Henry E. II 154.
Carpenter, II 291.
Cary, Alice II 71.
— Phoebe II 71.
Castlen, Eppie B. II 335.
Catlin, George I 123.
Challen, James II 362.
Chambers-Ketchum II 334.
Channing, Will. Ellerly I 257.
Charles, Emily Thornton II 411.
Charlton, II 367.
Child, Francis J. II 465.
— Lydia M. I 116.
Clarke, James Freeman I 264, 408.
— Mary Bayard II 338.
— Thomas II 413.
Clarleton, Will. II 226.
Cleveland, Charles D. I 118.
Colden, Cadwallader I 25.
Conant, Helen S. II 431.
Conner, Ph. II 420.
Conway, John D. II 360.
Cook, Ebenezer I 29.
— Felix Pendleton II 469.
— John Estey II 469.
Cooper, James Fenimore I 127.
Coppée, Henry II 246.
Cornwell, Henry Sylvester II 391.
Corson, Hiram II 291, 465.
Cotton, John I 11.
Cowan, Frank II 363.
Cozzens, Fred. S. I 115.
Cranch, Christopher P. I 106.
Curtis, George Wm. II 467.

Dana, Charles A. II 152.
— (Mary S. C Shindler) I 108.
— Rich. Henry I 105.
Da Costa, B. T. II 273.
Davidson, Lucretia I 80.
— Margaret I 80.
Day, Richard E. II 375.
— Jeremiah I 237.
Dennil, Joseph I 81.
Derby, George H. II 461.
Dexter, Charles II 365.
Dickinson, Jonathan, I 26.
Dinsmoor, Robert I 76.
Dippold, George Theodore II 295.
Dodge, Mary Barker II 400.
— Mary Mapes II 382.
Dorgan, John A. II 351.
Doten, Lizzie II 358.
Drake, Joseph R. I 77.
— Amuel II 273.
Draper, II 279.
Drinker, Anna I 107.
Drown, Daniel Aug. II 394.
Dunlap, William I 82.
Duponceau, Peter I 86.
Dwigth, Timothy I 40.

Eastman, Charles G. II 393.
Edwards, Jonathan I 21.
Egan, Maurice F. II 358.
Eggleston, Edward II 467.
Ellis, Alexander II 187.
Ellsworth, Erastus W. II 394.
Emerson, Ralph Waldo I 268.
Evans, E. P. II 301.
Everett, Alexander H. I 118.
— Charles C. I 237.
— Edward I 119.

Fawcett, Edgar II 421,
Fern, Fanny II 279.
Fessenden, Thom. Greene I 73,
Fields, James T. II 48.
Fischer, H. J. II 192.
Fiske, John, I 240.
Flint, Timothy I 83.
Folger, Peter I 15.
Forrester, Fanny (E. Judson) I 116.
Foster, John Wells II 266.
Franklin, Benjamin I 31.
Freneau, Philip I 38.
Frothingham, Ellen II 300.

Gallagher, William D. II 211.
Garnett, James M. II 289.
Gayarré, Charles.
George, Henry II 160.
Gilder, Rich. Watson II 406.
Giles, Henry II 467.
Gilmore, II 293.
— James R. II 469.
Godwin, Parke II 152.
Godfrey, Thomas I 28.
Gould, Hannah F.
Greeley, Horace II 151.
Green, Joseph I 16.
Griffin, G. W. II 201.
Griffis, Wm. Elliot II 453.
Griswold, Rufas W. I 118.
Guiney, Louise Jm. II 401.
Gunnison, E. Norman II 363.
Gustafson, Zadel Barnes II 393.

Haldeman, Samuel II 444.
Hale, Edward E. II 470.
Hall, James I 115.
— A. Wilford I 247.
Halleck, Fritz-Green I 105.
Hamilton, Alexander I 36.
Hammond, John I 5.
Harbaugh, II 190.
Harman, Henry M, II 454.
Harris, W. T. II 309.
Harrison, James, A. II 194, 290, 442.
Hartt, Chs. Fr. II 456.
Hathaway, Benjamin II 398.
Hawthorne, Nathaniel, I 294.
Hay, John II 426.
Hayn, Paul Hamilton I 336.
Hazard, Rowland G. I 245.
Heady, Morrison II 314.
Heisler, D. Y. II 344.
Hempel, Charles II 297.
Henson, Josiah II 473.
Hermes, Paul II 425.
Hickock, Laurence P. I 236.
Higginson, Th. W. II 97.
Hildreth, Richard.
Hill, Theophulus H. II 324.
Hillhouse, James A. I 77.
Hoffmann, Fenno I 111.
Holcombe, William H. II 319.
Holland, Josiah Gilbert II 396.
Holmes, Mary J. II 478.
— Oliver Wendell I 313.
Hooker, Thomas I 11.
Hope, James Barron II 324.
Hopkinson, Francis I 43.
— Joseph I 74.
Hosmer, William J. C. I 107.
Hosmer, Prof., II 431.
Houghton, George W. W. II 425.
Howe, Julia Ward II 348.
Howells, William D. II 465.
Hubbard, William I 21.
Hubner, Chs. W. II 317.
Hudson, Fr. II 133.
— Henry N. II 465.
Hunt, Theodore W. II 290.
Hutchinson, II 426.

Jackson, Helen Hunt II 401.
James, Henry II 465.
Jefferson, Thomas I 35.
Jngersoll, Charles J. I 117.
Johnson, Edward I 10.
— Samuel I 264.
Jordan, Cornelia II 337.
Josselyn, Robert II 325.
Jrving, Washington I 146.
Judd, Sylvester I 115.
Judson, E. (Fanny Forrester) I 116.

Kalisch, Isidor II 301.
Kay, Charles de II 380.
Kellogg, Elijah II 485.
Kennedy, John P. I 109.
— William Sl. II 440.
Kent, James I 87.
Kenyon, James C. II 408.
Key, Francis I 75.
Kinney, Elizabeth C. II 397.
Kirk, John Foster II 223, 245.
Kröger, II 296.

Laighton, Albert II 391.
Lanier, Sidney I 342.
Lea, Henry C. II 249.
Le Conte, Joseph I 251.
Lee, Henry I 42.
Leland, Chs. Godfrey II 179.
Lieber, Francis I 119, II 428.
Lippard, George I 115.
Lippincott, Sara Jane II 476.
Livingston, William I 26.
Longfellow, Henry Wadsworth I 355, II 305.
Lossing, J. II 273.
Lowell, James Russel II 108.
— Robert, II 215.
Lunt, George II 390.

Mackenzie, R. S. II 152.
Mac Kellar, Thomas II 359.
Madison, James I 36.
Mann, Horace I 122.
Manville, Helen A. II 341.
March, Francis II 291.
Marsh, George P. I 120.
Mark Twain II 458.
Mather, Increase I 17.
— Cotton I 18.
— Richard I 17.
— Samuel I 17.
Matthews, Brander II 433.
McClury, James I 42.
Mccosh, James I 238.
McKnight, George II 375.
McMaster, II 279.
McNaughton, G. H. II 405.
Means, A. II 323.
Melville, Hermann II 470.
Mercier, Alfred II 194.
Meriwether, Mrs. II 479.
Miller, Joaquin II 25.
Mitchel, Don. G. II 468.
Mitchell, S. Weir II 426.
Moody, Joel I 71.
Moody, William Goodwin II 170.
Moore, Clara J. II 353.
— Clemens C. I 76.
— Samuel C. II 392.
Morgan, Lewis H. 270.
Morris, George P. I 113.
— G. S. I 245.
Morrisson, A. J. W. II 298.
Morton, Nathaniel I 10.
Motley, John L. II 237.
Moulton, Louisa C. II 426.
Murphy, Henry Cruse II 243.
Muskerry, Mark II 409.
Myers, H. Hamilton II 389.

Name, Addison van II 194.
Neal, John, I 110.
— Joseph C. I 110.
Newell, R. H. II 389.
— William W. II 205.
Nordhoff, Charles II 153.
Noyes, II 364.

Oakes-Smith, Elizab. II 478.
O'Donnel, Kane II 352.
O'Donnelly, Elisabeth II 336.
O'Hara, Theodore II 311.
Optic, Oliver II 483.
O'Reilly, John Boyle II 40.
Osgood, Frances Sargent I 107.
Otis, James I 33.

Paine jr., Rob. Treat I 72.
— Thomas I 63.
Palfrey, John G. I 117.
Parker, Theodore I 260.
Parkman, Francis II 273.
Parton, James II 278.
Paulding, James Kirke I 167.
Payne, John Howard I 87.
Peackock, Thomas II 426.
Percival, James G. I 106.
Perry, Nora II 426.
— Thomas Sergeant II 428.
Peter, William II 298.
Peterson, Fr. II 369.
— Henry II 344.

Phelps, Elizabeth Stuart II 425.
Philipps jr., Henry II 304.
Piatt, John James I 382.
Pickernig, John I 86.
Pierpont, John I 105.
Pike, Albert II 328.
Poe, Edgar Allan I 324.
Pollard, Eduard A. II 279.
Pomeroy, Mark M. (Brick) II 147.
Powers, H. N. II 343.
Prescott, William Hickling I 206.
Preston, Margaret J. II 331.
Prentice, George D. II 137.
Proctor, Adelaide A. II 425.
Proctor, Edw. D. II 425.

Quiet, Charles II 364.

Ramsay, David I. 42.
Rascom, John I 238.
Raymond, Henry J. II 153.
Read, Thom. Buchanan II 395.
Reed, Henry I 117.
Reemelin, Charles II 164.
Rice, Harvey II 372.
Richard, Dana II 468.
Richardson, Albert D. II 153.
Richardson, W. C. II 327.
Ritchie, A. C. M. II 476.
Rivington, James I 37.
Rowson, Susanna I 42.
Rush, James I 121.
Ryan, Abram J. I 347.

Sadlier, Mrs. II 483.
Sanderson, John I 109.
Sands, Rob. C. I 78.
Sandys, George I 4.
Sangster II 426.
Sargent, Epes II 467.
Savage, John II 377.
Saxe, John G. II 396.
Scollard, Clinton II 425.
Scudder, Horace E. II 470.
Sedgewick, Kath. S. I 108.
Selden, Samuel II 327.
Sewall, Jonath. Mitchell I 42.
Sewall, Samuel I 20.
Sharp, Robert II 290.
Shaw, Henry W. II 460.
Shea, John Gilmany II 272.
Shepard, Thomas I 11.
Shepherd, Henry II 293.
Sherwood, Kate C. II 400.
Sherwood, Scott R. II 407.
Shillaber, Benj. P. II 460.
Shindler, Mary S. C. (Dana) I 108.
Shippen, Joseph I 28.
Shute, Samuel M. II 291.
Siegel, Chs. W. E. II 362.
Sigourney, Lydia H. I 122.
Sill, Edward Rowland II 402.
Simms, Wm. Gilmore II 469.
Smith, John I S. 2.
Smith, Seba II 461.
Sparks, Jabob I 117.
Spencer, Charles Edgar II 369.
Spofford, Harriet P. II 425, 477.
Sprague, Charles I 106.
Sumner, (Professor) II 165.
Sumner, Samuel II 348.
Sumner, Charles II 348.
Schiller, Fr. II 296.
Schoolcraft, Henry I 123.
Schuyler, Eugene II 279.
Stedman, Clarence Edm. I 376.
Sterne, Stuart II 349.
Still, William II 256.
Stoddard, Richard, Henry II 397.
Stone, John A. I 79.
Stone, William L. I 117.
Story, Joseph I 87.
Story, Wm. Wetmore II 467.
Strachey, William I 4.
Street, Alfred B. II 376.
Strong, Latham C. II 375.

Taylor, Bayard I 386.
Thaxter, Celia II 425.
Thayer, William R. II 425.
Thigpen J. II 336.
Thomas, Edith M. II 401.
Thomas, J. J. II 194.

Thomas II 133.
Thompson, Daniel P. I 116.
Thompson, Maurice II 425.
Thoreau, Henry D. I 283.
Ticknor, Frank O. II 327.
Ticknor, George I 223.
Tilton, Theodor II 218.
Timrod, Henry I 351.
Townsend, George Alfred II 387.
Trowbridge, John T. II 394.
Trumbull, John I 46.
Tucker, St. George I 42.
Turner, Eliza Sproat II 348.
Tyler, Moses Coit II 438.

Underwood, Francis J. II 435.
Upham, Th. Cogswell I 237.

Venable, W. H. II 365.
Verplanck, Gulian C. I 118.
Very, Jones II 74.

Walsh, Robert I 81.
Ward, Nathaniel I 11.
Ward, Mrs. J. O. II 354.
Ward, Artemus II 461.
Warder, Geo. W. II 315.
Ware, Henry I 22.
Warner, Chs.-Dudley II 232.
Warner, Susan II 476.
Warren, Mercy I 42.
Watson, J. W. II 384.
Webster, Daniel I 119.
Webster, Noah I 85.
Weeks, Robert K. II 390.
Weisse. A. J. II 279.
Weiss, John II 298.
— II 430.
Welby, Amelia I 108.
Wetherell, Elizabeth II 476.
Wheatly, Phillis I 22.
Wheeler, Ella II 401.
Whipple, Edwin P. II 464.
White, Richard Grant.
Whitman, Sahra Helen I 116.
Whitman, Walt. II 2.
Whitney, Adel, D. T. II 483.
Whitney, Willm. Dw. II 457
Whittier, John Greenleaf II 52.
Wigglesworth, Michael I 15.
Wilde, II 329.
Willson, Byron F. I 379.
Williams, S. Weels II 279.
Williams, Roger I 12.
Williams, George, W. II 253.
Willis, Nath. Parker I 112.
Willing II 355.
Wilson, Alexander I 83.
Wilson, Aug. Evans II 479.
Wilson, James Grant II 280.
Wilson, W. D. I 239.
Wilson William II 360.
Winter, William II 388.
Withersporn, Dr. I 37.
Winthrop, John I 10.
Winthrop, Theodore II 468.
Wirt, William I 82.
Wollenweber, II 190.
Woodworth, Samuel I. 77.
Worcester, Joseph E. I 120.
Wright, Julia McNair II 483.
Wayland, Francis I 236.

Yengib, Kram 322.

Amerikaniſche Literatur

in deutſchen Ueberſetzungen

aus dem Verlage **Hans Lüſtenöder**, Berlin W 35.

Adams, Charles K., Demokratie und Monarchie in Frankreich, vom Beginn der großen Revolution bis zum Sturz des zweiten Kaiſerreiches . . . . . M. 3.—.

Alcott, Louiſa M., In grauer und in blauer Uniform und andere Erzählungen . . . . . M. 1.50.

Bret Harte, Ausgewählte Erzählungen . . . . . M. 1.50.

Canisius, Th., Abraham Lincoln. kart. . . . . M. 2.—.

Deniſon, Mary A., So ein Mann wie mein Mann. Eine Eheſtandshumoreske . . . . . 1.50.

— „ —, So 'ne Frau wie meine Frau. Eine Eheſtandshumoreske . . . . . M.

Eggleſton, Edward, Der Schulmeiſter von Flat-Creek. Eine amerikaniſche Dorfgeſchichte . . . . . M. 2.—

Emmerſon, R. W., Neue Eſſays. (Letters and social aims.)
Geheftet . . . . . M. 2.—.
Gebunden . . . . . M. 3.—.

Habberton, John, Onkel Guſtav (Helene's Babies). Eine Kindergeſchichte mit ernſthaftem Ausgang. Gebunden . . M. 3.—.

— „ —, Tante Jettchen. (Other People's Children.) Geb. M. 3.—.

Heichen-Abenheim, Münchhauſen in Amerika. Ein Potpourri ſchnurriger Geſchichten, frei nach dem Amerikaniſchen. M. 1.50.

Holmes, Ol. W., Der Tiſch-Despot . . . . . M. 2.—.

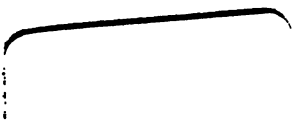
Parkman, Fr., Frankreich und England in Nord-Amerika.
Band 1. Die Pioniere Frankreichs in der neuen Welt. M. 3.—.
Band 2. Das Ancien-Regime in Canada . . . . M. 3.—.
Band 3. Die Jeſuiten in Nord-Amerika . . . . M. 3.—.

Stockton, Francis R., Vielliebchen und andere Märchen für Erwachſene . . . . . M. 1.50.

Taylor, B., Erzählungen für wackere Knaben. 2. Auflage, fein gebunden. Mit 2 Aquarellen von Hans Looſchen . M. 3.—.

— „ —, Geſchichte von Deutſchland. Geheftet . . . . M. 2.—.
Gebunden . . . . . M. 3.—.

Druck von Oskar Brandſtetter in Leipzig.

'HE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

is book is under no circumstances to be
taken from the Building